Der schwarze Graf

von

Karl Fr. E. Hempfing.

Aus der Bücherei

Ex 0 5-1

„Ha, der Fugger!“ unterbrach der Leutnant das Schweigen. „Wird sich schön verrechnen, der kaiserliche Herr . . .“

Otto Krimpe.

Der schwarze Graf

Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege

von

Karl Fr. E. Hempfing

Mit 8 Bildern von Prof. Hans W. Schmidt

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig
1910

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright, 1909, by Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

H/4M 87850

INTERNATIONALE JUGEND BIBLIOTHEK

Vorwort der Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser, ein bekannter Volksschriftsteller, hat sich in der vorliegenden Erzählung die Aufgabe gestellt, ein Bild der Leiden und Drangsale zu entrollen, die unsere Väter in den schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges für ihren evangelischen Glauben erduldet haben. Ihr Anfang spielt in den Tagen, wo fast die ganze protestantische Welt bei der Kunde von der Eroberung und Einäscherung Magdeburgs (20. Mai 1631) hoffenden und bangenden Herzens dem Aufgange des Heldengestirns Gustav Adolf entgegensah. Eine auf gründlichem Quellenstudium beruhende genaue Kenntnis der Geschichte, der Sitten und Einrichtungen, der Stimmungen und Anschauungen jener Zeit hat es dem Verfasser ermöglicht, in dem Rahmen einer spannenden Erzählung Gestalten zu zeichnen, in denen sich das Leben und Treiben, das Fühlen und Denken der damals Lebenden mit historischer Genauigkeit und sozusagen in greifbarer Wirklichkeit spiegelt. Es sind markige Gestalten, die uns in der Erzählung begegnen, Gestalten, die in einer unserm Ohr schier ungewohnten und doch bald anheimelnden Weise zu dem Leser reden, Männer mit warmem Herzen und starker Faust, Frauen voll Frömmigkeit und Treue, die man schon nach kurzer Bekanntschaft liebgewinnen muß. In der Überzeugung, daß der Leser das Buch vom schwarzen Grafen nicht aus der Hand legen wird, ohne reiche Belehrung und mancherlei Anregung für Geist und Gemüt empfangen zu haben, sei es der vaterländischen Jugend aufs wärmste empfohlen.

Erstes Kapitel.

Das Forsthaus im Walde.

An einem kühlen Augustabend des Jahres 1631 ritt eine schwedische Reiterabteilung, etwa ein Dutzend mit Degen, Pistolen und Karabinern bewaffneter Männer, durch einen Wald, der im nördlichen Teile des Harzgebirges sich quer über einen Gebirgskamm hinzog. Die Montur — Lederkoller über einem Wams mit bauschigen Ärmeln, breitrandige Hüte mit wallenden Federn, kurze, umfangreiche Beinkleider und Stulpenstiefel — war so ziemlich bei allen gleich, nur die blaugelben Feldbinden der beiden Führer sprachen für deren höheren Rang. Beide waren groß und stattlich, besonders der ältere, Leutnant von Bergheim; blond, hochgewachsen und breitschulterig, fiel er zugleich durch einen gewaltigen Schnauzbart auf, der seinem kühn geschnittenen Gesicht vollends ein höchst martialisches Aussehen gab. Lustig und sorglos blickte das blaue Auge in die Welt. Einen weniger kriegerischen, doch ungleich bedeutenderen Eindruck machte sein Begleiter. Nicht eigentlich Soldat, vielmehr Arzt von Beruf, aber als „Ihrer königlichen Majestät von Schweden wohlbestallter Hof- und Leibmedikus" mit Offiziersrang bekleidet, war Doktor Erno Ansorge wie überhaupt, so besonders in dem Regimente, dem er als Feldarzt zugewiesen war, eine hochangesehene Persönlichkeit. Das geistvolle Antlitz zeigte edle Formen; die gewölbte Stirn, die gerade Nase, das von dunkelblondem Knebelbart umrahmte kräftige Kinn deuteten auf Klugheit und Tatkraft. Ein Ausdruck schwermütigen Ernstes lag auf seinem Gesicht. Der Blick des großen schönen Auges, dessen tiefes Blau sehr stimmungsvoll dunkle Wimpern beschatteten, war etwas verschleiert, gleichsam nach innen gerichtet, wie bei jemand, der, von schmerzvollen oder tiefsinnigen Gedanken bewegt, den Dingen der Außenwelt wenig Beachtung schenkt. — Schweigend verfolgte die kleine Schar ihren Weg. Ein großer Hund, eine englische Dogge mit mächtigen Gliedern, trottete vor den Reitern her; er gehörte dem Leutnant. Eine tiefe, fast feierliche Stille, die nur das Klirren ihrer Waffen und das Rascheln des Laubes unter den Tritten ihrer Rosse unterbrach, lagerte über der dämmernden Waldwildnis.

„Ha, der Fugger!" unterbrach endlich der Leutnant das Schweigen. „Wird sich schön verrechnen, der kaiserliche Herr, wenn er meint, er werde auf seinem Rachezuge gegen meinen durchlauchtigsten Landesherrn, den Landgrafen Wilhelm, leichte Arbeit haben. Unsere hessischen Bauern lassen sich ebensowenig wie die Harzer auf ihrem Miste foppen, und die, sollt' ich meinen, haben's dem Tilly dazumal, bei seinem Abzuge von Magdeburg, sauer genug gemacht. Fi donc, auf dem Wege, den die Kaiserlichen damals durchs Gebirg gezogen sind, soll's ja ausgesehen haben wie auf einem Schlachtfelde."

Der Doktor lächelte trüb. „Allen Respekt vor der Tapferkeit Eures hessischen Landvolkes," sagte er; „immerhin möcht' ich zum Frommen Eurer Landsleute wünschen, daß Herzog Bernhard von Weimar, der im Auftrage des Landgrafen jetzt Truppen wirbt, dem Fugger die Stirn bieten könne, bevor er überhaupt im Lande Fuß gefaßt hat."

„Hm, ja, schon richtig, Doktor." Der Leutnant zwirbelte an seinem Barte. „Item, möchte Dame Fortuna vor allen Dingen uns so günstig sein, daß wir die Fuggersche Nachhut hier im Gebirge, den Haufen des Obristen Szombat, erwischen und aufreiben. Auf Ehre, das wäre schon etwas, dem Fugger die Suppe tüchtig zu versalzen."

Aus dem verschleierten Auge des Doktors brach, wie ein Sonnenblitz durch Nebelgewölk, ein leuchtender Strahl. „Die Fuggersche Nachhut!" wiederholte er. „Ja freilich, wenn wir das Glück hätten, dem Fugger diese Schlappe beizubringen — es wäre schon etwas. Aber" — der Sonnenstrahl machte wieder dem Nebel Platz — „da liegt eben der Hase im Pfeffer. Trotz aller Mühe, Fühlung mit dem ‚tollen Hans' zu gewinnen, wissen wir bis jetzt nicht einmal, in welchem Teile des Gebirges wir den schlauen Herrn zu suchen haben. Auch die Nürnberger hängen just keinen, sie haben ihn denn."

Der Leutnant zuckte die Achseln. „Abwarten, Doktor!" rief er heiter. „Kriegen ihn schon vor die Klinge; gebt nur acht! Denke, irgend etwas werde schon bei unserem jetzigen Erkundungsritte herauskommen. Liegt mir so in den Gliedern, als müßten wir noch heut was erleben . . . Hans der Tolle — prächtiger Name das, hahaha!" Er lachte. „Macht übrigens seinem Namen alle Ehre, réellement! Schlau — ja ja, schon richtig. Gerieben wie ein Fuchs und dabei kühn — na, wirklich, unserm Obristen, dem schwarzen Grafen, als Gegner schon ebenbürtig. Eh bien, möcht' nur mal wissen, was diesem unserm Alten ist. Sonst immer so ernst und still, und jetzt, seitdem es herausgekommen, daß der Szombat die Nachhut führt, diese Unruhe und Unrast. Sucht's zwar zu verbergen, aber man merkt's doch, wie er aus der contenance

gerät, sobald nur der Name genannt wird. Scheint fast, als müßte der Ungar etwas Besonderes bei ihm auf dem Kerbholz haben."

Der Doktor schwieg. Sein Gesicht hatte wieder ganz den gewöhnlichen schwermütigen Ausdruck. Eine Weile ritten beide stumm nebeneinander. Dem Leutnant wurde das Schweigen lästig. Er sah seinen Begleiter von der Seite an.

„Warum immer so traurig, Doktor?" fragte er. „Ist zwar wahr, was unser Obristwachtmeister, der Gylfa, sagt: wer dem Hexensabbat entronnen, so die Kaiserlichen in Magdeburg aufgeführt haben, hätte genug erlebt, um das Lachen für immer zu verlernen. Aber immerhin — ich meine, ein Mann wie Ihr, dem in dieser unserer glorreichen Armada eine Zukunft winkt wie keinem andern Eurer pflasterschmierenden Zunft — eine Zukunft voll Reichtum und Ehren —, sollte, was vergangen ist, nachgerade vergessen und verschmerzen. Mein Landsmann, Rittmeister von Dornburg, dem Ihr in der Affäre bei Werben das Leben gerettet — brr, dieser wahnwitzige Ausfall! —, hat uns zwar Verluste genug, aber wenig Ruhm und dem General Baudissen noch obendrein tüchtige Filze[1]) vom Könige eingebracht — na, was ich sagen wollte, der Dornburg meinte noch heute, er gäb' seinen besten Rappen darum, wenn er Euch einmal wieder fröhlich sähe."

„So, sagte er das?" gab der Doktor in gepreßtem Tone zurück. „Ich dächte, die Herren Kameraden hätten anderes zu tun, als sich über den Magdeburger den Kopf zu zerbrechen."

„Hm, hm," machte der Leutnant, „sie tun's nun einmal. Reden überhaupt mehr von Euch, als Ihr denkt. Nichts Ehrenrühriges — bewahre, im Gegenteil. General Baudissen, unser Obrist, Graf Waldstein, Obristwachtmeister von Gylfa, sie alle sind Eures Lobes voll, und der König erst — na, wer so einen Stein im Brette hätte wie Ihr bei Ihrer königlichen Majestät! Und wißt Ihr, was der Schlesinger, der Windheim, sagt? Euer Gesicht, Eure Gestalt, Euer verschlossenes Wesen, Eure ganze Art erinnere ihn immer an den abgedankten kaiserlichen Generalissimus, den Friedländer. Item, wenigstens dem schwarzen Grafen, unserm Obristen — ist ja des Friedländers Vetter — seht Ihr merkwürdigerweise ähnlich genug. Meiner Six," plauderte der Redselige sorglos weiter, „wenn man's nicht besser wüßte, man würde Euch nimmermehr für den Sohn des alten Präzeptors halten. Das Sprüchlein: ‚Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme' ist da, wenigstens was Euer Aussehen anlangt, mal wieder recht zuschanden geworden."

---

[1]) Vorwürfe.

Der Doktor sah ärgerlich aus. Schon öfter waren im Kreise der Offiziere derartige Bemerkungen laut geworden; sie verstimmten ihn. Der Leutnant, der ihn im stillen beobachtete, wunderte sich.

„Na, nichts für ungut, Freund", begütigte er. „Wollte natürlich dem Präzeptor, Eurem Vater, nichts zu Unglimpf geredet haben. Im Gegenteil, allen Respekt vor dem alten Herrn! Meiner Treu, möcht' wissen, ob unter allen den Schulmeistern im Heere ein einziger ist, der so wie er es verstünde, den jungen Rangen Zucht und Manieren beizubringen; die Kinder, Jungen wie Mädchen, sind in der kurzen Zeit schier die reinen Spartaner geworden. Potz Blitz, was gab es für ein Gekrach, als neulich die Kanonenkugel in die Baracke, das Schulzelt, flog! Die Kinder aber — na, dieser Anblick! Ging just, als die Geschichte geschah, an der Baracke vorüber und hab' alles mit angesehen. Was meint Ihr wohl? Nicht eins rührte und muckte sich, blieben alle hübsch ruhig sitzen, und der Alte unterrichtete weiter, als wäre partout nichts vorgefallen[1]). Traun, man merkt's just, daß er eine alte Kriegsgurgel ist; mag in seinem Leben Pulver genug gerochen haben.

Hoho, Hektor!" — der Sprechende zügelte verwundert sein Pferd — „was hat nur das Hundevieh?"

Er beobachtete die Dogge. Das Tier, das schon seit einiger Zeit eine merkwürdige Unruhe zeigte, streckte die Schnauze in die Luft und windete, stieß sie schnuppernd wieder in das weiche Moos, brach plötzlich in ein kurzes Gebell aus und sprang seitwärts in mächtigen Sätzen davon.

„Der Hund scheint ein Wildbret zu wittern", bemerkte Erno.

„Oder eine Menschenspur. Ist darauf abgerichtet, Doktor."

Der Leutnant pfiff. Es dauerte jedoch ein Weilchen, ehe der Hund zurückkam. Mit strengem Blicke fuhr ihn sein Herr an: „Pfui, schäme dich, Hektor! Wie darf ein altes Hundevieh so hitzig sein?"

Fühlte das kluge Tier, daß es eine Dummheit gemacht hatte? Mit eingekniffenem Schwanze schlich Hektor daher; mit kläglicher Miene wie ein ertappter Missetäter blinzelte er zu seinem Gebieter auf.

„Achtung, Hektor!" rief dieser, „jetzt geh' und halt' dich brav!"

Ob Hektor begriffen hatte? Schweifwedelnd sprang er empor und nahm die Fährte wieder auf. In gemäßigterem Tempo, wie sich's für einen wohlerzogenen Leithund schickte, trabte er, die Schnauze dicht am Boden, in schräger Richtung durch den Wald. Die Reiter folgten.

Es dauerte nicht lange, so hatten sie eine Felswand erreicht, die in beträchtlicher Höhe steil aus dem Walde aufragte. Das Hindernis

[1]) Wirklich geschehen.

schien vorläufig Halt zu gebieten. Doch der Hund zeigte den Weg. Die Nüstern spürend am Boden, hatte er sich links gewandt. Neugierig, was daraus werden sollte, ritten die Männer dem Tiere nach. Ein Fußpfad zog sich zwischen wucherndem Gestrüpp unter der Felswand hin. Jetzt sahen alle verwundert auf: eine schmale Schlucht zeigte sich; wie von vulkanischen Kräften zerborsten, klafften die hohen steilen Ränder auseinander. Dorthin strebte der Hund; ihm nach drangen die Krieger einzeln in den Engpaß ein. Da die Schlucht mehrere Krümmungen beschrieb, bot der Weg anfangs den Berittenen mancherlei Schwierigkeit; allmählich jedoch erweiterte sich die Kluft. Mehr und mehr traten die Wände zurück, so daß der gewundene Weg für die Tiere leichter ward. Endlich hatte man den Ausgang erreicht. Eine schmale Hochfläche dehnte sich vor den Reitern aus, die auf drei Seiten von der zackigen Felsenmauer umkränzt war, auf der vierten dagegen sich jäh zu einer bewaldeten Tiefe absenkte und so versteckt und lauschig lag, daß ein des Weges Unkundiger sie eben nur durch Zufall entdecken konnte. Spärlicher Graswuchs bedeckte den Boden. In dem hintersten Winkel dieser Bergebene bot sich den Blicken ein malerisches Bild: ein schmuckes Häuslein zeigte sich, das wie ein Schwalbennest an der überhängenden Felswand zu kleben schien. Ein kunstvoll geschnitzter Hirschkopf mit mächtigem Geweih prangte über der Haustür; Weinlaub umspann die schmucken Wände; der letzte Strahl der untergehenden Sonne glitt über Dach und Giebel hin und spiegelte sich in den blanken Scheiben.

Die Reiter hatten Halt gemacht. Verwundert sahen alle auf das Häuslein hin.

„Eine Försterei", bemerkte Erno leise.

„Eine Försterei", wiederholte der Leutnant. „Auf Ehre, das heiß' ich Glück haben! So ein Förster wird uns am besten Auskunft geben. Werden uns den Mann aufs Korn nehmen."

Er warf die Zügel einem Soldaten zu und schwang sich vom Rosse. Der Doktor folgte seinem Beispiele; auch die übrigen durften absitzen, aber nur einer, des Leutnants Reitknecht, ein lustiger Gesell, wegen seiner drolligen Einfälle von den Kameraden „der Döntjeskaspar"[1]) genannt, erhielt die Erlaubnis, die beiden Offiziere zu begleiten. Ein leiser Pfiff rief den Hund zurück. Mitnehmen mochte ihn sein Herr nicht; er ließ ihm eine Leine anlegen und übergab ihn einem der zurückbleibenden Soldaten zur Aufsicht. Nachdem der Leutnant den Kriegern noch eingeschärft hatte, auf die Umgebung ein wachsames Auge zu haben, entfernte er sich mit seinen Begleitern.

[1]) Döntjeskaspar = Anekdotenkaspar.

Sie näherten sich dem Hause. Plötzlich blieben sie lauschend stehen. Leiser Gesang einer Frauenstimme drang an ihr Ohr. Der Leutnant gab Döntjeskaspar einen Wink, zurück zu bleiben; er selbst trat mit dem Doktor vorsichtig an eins der Fenster heran; der eine rechts, der andere links, lugten sie durch die Scheiben. Sie erblickten eine alte Frau, die vor dem brennenden Kamine saß und emsig die Spindel drehte. Ihr blasses Gesicht, das trotz der Runzeln, die es bedeckten, noch immer die Spuren ehemaliger Schönheit trug, war halb den Lauschenden zugekehrt. Der Widerschein der roten Glut zuckte mit gespenstischen Lichtern darüber hin. Auf einem Tische seitwärts lagen in bunter Unordnung Waldblumen und Kräuter durcheinander. Vor einem Himmelbett im Hintergrunde des Zimmers hockte mit abgewandtem Gesicht ein Knabe, der den Gesang der Alten von Zeit zu Zeit mit Fragen und Bemerkungen unterbrach.

Die Krieger hielten lauschend den Atem an. Sie vernahmen die Worte:

„‚Herzlieb, ich hab vernommen,
Du wollst von hinnen schier?
Wann willt du wiederkommen?
Das sollt du sagen mir.‘
‚Merk, feines Lieb, was ich dir sag:
Mein Zukunft tust du fragen —
Weiß weder Stund noch Tag‘.

„Mutting,“ hörte man die Stimme des Knaben, „so manchen Tag schon sprecht Ihr von einem, so zu Euch kommen soll; wer ist's nur, des Ihr mit solcher Sehnsucht wartet?“

Die Alte antwortete nicht. Unbeirrt sang sie das rührende Volkslied weiter:

„Das Fräulein weinet sehre,
Sein Herz war unmutsvoll:
‚Nun gib mir Weis' und Lehre,
Wie ich mich halten soll.
Ich setz für dich, was ich vermag,
Und willt du hier beleiben,
Ich verzehr dich Jahr und Tag‘[1]).

„Der Knab, der sprach aus Mute:
‚Dein Willen ich woll spür;
Verzehrten wir dein Gute,
Ein Jahr wär' bald herfür;
Dennoch müßt' es geschieden sein.
Ich will dich freundlich bitten
Setz deinen Willen drein‘.“

[1]) D. h. ich gebe dir die Zehrung.

Der Knabe wiederholte seine Frage. Der Gesang verstummte. Die Greisin ließ den Faden ihrer Spindel ruhen; schweigend blickte sie in die züngelnde Glut. Jetzt öffnete sie von neuem den Mund. Ein Ausdruck des Schmerzes glitt über ihr Antlitz; mit eigentümlicher Betonung sprach sie die Worte:

„‚Wenn die Sonne sinkt hinter dem Eibenstein,
Erwarte mich', sprach er, der Liebste mein —

Elfriede wartet —"

Das folgende blieb unverständlich. Die Worte gingen in ein leises Gemurmel über.

„Den Düvel ok, dat Wiew is 'ne Hex!" brummte jemand. Mit einer unwilligen Bemerkung wandte der Doktor den Kopf — Döntjes-kaspar stand hinter ihm. Von Neugierde geplagt, hatte er sich sacht herangeschlichen; mit hochgezogenen Brauen starrte er wie entsetzt auf die Hüttenbewohnerin.

„Schwatz' Er nicht so dummes Zeug!" flüsterte der Doktor ärgerlich — mit dem scharfen Blicke des Arztes hatte er längst den wahren Stand der Dinge erkannt —; „die Frau ist ein alt, arm, unglücklich Weib, aber keine Hexe."

„Still," mahnte der Leutnant und winkte mit der Hand, „sie fängt wieder an zu singen."

Der Faden der Spindel schnurrte wieder, und die Alte sang weiter:

„Das Fräulein, das schrei: ‚Morde!
Mord über alles Leid!
Mich kränken deine Worte;
Herzlieb, nicht von mir scheid!
Für dich so setz ich Gut und Ehr',
Und sollt ich mit dir ziehen,
Kein Weg wär mir so ferr'[1]).

„Der Knab, der sprach mit Züchten:
‚Mein Schatz ob allem Gut,
Ich will dich freundlich bitten,
Schlag solchs aus deinem Mut.
Gedenk wohl an die Freunde dein,
Die dir kein Arges trauen
Und täglich bei dir sein!'

„Da kehrt er ihr den Rucken!
Und sprach nicht mehr zu ihr.
Das Fräulein tät sich schmucken[2])
In einen Winkel schier
Und weinet, daß es schier verging — —"

---

[1]) fern. [2]) schmiegen.

Der Gesang ward durch den Knaben jäh unterbrochen.

„Mutting," rief er laut, indem er emporsprang, „'s ist wer daußen. Es hustete jemand."

„Esel!" fuhr der Leutnant seinen Reitknecht an. „So unverschämt laut zu niesen! Jetzt marsch, Kerl, mach' die Tür auf!"

„Na, ick segg man!" brummte der Soldat und kratzte sich mit einer komischen Grimasse hinter dem Ohre. „Sall Hansing nu all tau Miezing kamen? Na, so helpt dat nich!"[1]) Er schob langsam ab.

Die Krieger betraten das Haus. Auf der Schwelle stießen sie auf den Knaben. Ein maßloses Erstaunen malte sich bei dem unerwarteten Anblick auf seinem Gesicht. Wie der Blitz war er in die Stube zurück; die Krieger folgten ihm auf dem Fuße nach. Bei dem Geräusche der fremden Tritte sah die Greisin auf, aber keine Spur der Überraschung zeigte sich auf ihrem Antlitz. Ein Schimmer der Freude verklärte ihre verwitterten Züge, und ein seltsames Lächeln spielte um ihren Mund.

„Endlich, endlich", flüsterte sie und hob verweisend gegen den Doktor den Finger. „O, ist das Herrlein lange blieben — allzu lange."

In heller Verwunderung, mit weitgeöffneten Augen, starrte der Knabe, der sich hinter den Kamin geflüchtet hatte, die Sprechende, dann wieder die Krieger an. Aber auch diese waren überrascht.

„Woher weiß das Mütterlein, daß wir kommen würden?" fragte der Arzt, dessen warmes Herz von Mitleid wallte, in freundlichem Tone.

„Woher?" versetzte die Greisin mit blödem Lächeln und nahm den Faden ihrer Spindel wieder auf. In geheimnisvollem Flüstertone fuhr sie, indes ihre Hände die Spindel drehten, fort: „Hihi, gedenkt's dem Herrlein nicht, was er versprach, als er mit seiner Elfriede wegritt damals vom Eibenstein, just zu der Stunde, da die Geister umgehen — in rabenschwarzer Mitternacht? Hu, wie die alten Eichen rauschten und die Geister der Nacht flüsterten im Hag und der Wind heulte um das Schloß, daß es der armen Elfriede schauerte durch Mark und Bein . . ."

„Gott behüt' uns," raunte der Leutnant seinem Begleiter zu, „was schwatzt das Weib? Der rappelt's entweder im Oberstübchen oder —"

„Sie ist irrsinnig", bestätigte Erno leise. Mit einem Blicke tiefen Mitleids sah er auf die Unglückliche nieder.

„Hihi," kicherte die Alte unbeirrt weiter, „wenn das feine Herrlein wüßte, wie sehr sich seine Elfriede um ihn gehärmt, wie manche Nacht

[1]) Na, ich sage nur. Soll Hänschen nun schon zu Miezchen kommen? (Anspielung auf eine Hexensage, in der die Hexen in Gestalt von Katzen erscheinen.) Na, so hilft das nicht.

sie herumgeirrt im rabenschwarzen Wald, den Zauber zu brechen, den die Nixen gesponnen hatten um ihren Schatz . . . Hu, wie die Käuzchen und Uhus krächzten, wie es in den Wipfeln so schauerlich stöhnte, wenn die Elfriede, hihi, den Bannspruch über die Geister sprach . . ."

„Help God," murmelte Döntjeskaspar, dem das Gruseln kam, „wenn dat Wiew nich 'ne Hex is, dann weit ik nich —"

Er schlich sacht hinweg. Stirnrunzelnd sah ihm der Leutnant nach. Doktor Ansorge beobachtete den Knaben, der, die Hand am Ohr, mit vorgebeugtem Oberkörper auf etwas zu lauschen schien. Eine Frage schwebte auf seinen Lippen — ein dumpfes Geräusch, das aus den oberen Räumen des Hauses drang, schloß ihm den Mund. Mit dem Rufe: „Frieder kommt!" fuhr der Knabe empor. Behend wie ein Eichkätzchen schlüpfte er zwischen den Offizieren hindurch; wie der Blitz war er zum Zimmer hinaus.

Zweites Kapitel.

Der gutherzige Forstmann.

Tritte stapften die Stiege zum Hausgange herab. Die Tür öffnete sich. Auf der Schwelle stand ein hochgewachsener Mann. Die grüne Gewandung, Weidmesser, Jagdtasche, Büchse und Pulverhorn verrieten seinen Beruf auf den ersten Blick. Ein hoher, altmodischer Filzhut mit vergilbter Feder bedeckte seinen Kopf. Ein großer rotblonder Bart umrahmte ein helles, sommersprossiges, noch recht jugendliches Gesicht. Ein paar große Hunde bildeten seine Gefolgschaft; schweifwedelnd und liebkosend umkreisten sie den Knaben, der den Forstmann an der Hand gefaßt hatte und sich wie schutzsuchend an ihn schmiegte. In drohender Haltung, die Büchse schußbereit in der Hand, betrachtete dieser finsteren Blickes die Eindringlinge.

„Nun, starre uns der Herr nicht so grimmig an!" rief der Leutnant, den die Szene belustigte. „Habt wohl noch nie — freilich, wie solltet Ihr — schwedische Offiziere und Soldaten gesehen? Kommt nur herein — sind weder Merodebrüder[1]) noch Räuber!"

„Ha, Schwedische seid ihr?" entfuhr es dem Munde des Weidmannes. Sein Gesicht hatte wie mit einem Schlage einen anderen Ausdruck gewonnen. Er trat in die Stube und warf den Hut auf den Tisch. „Das wäre freilich — nun, euer Diener, ihr Herren! Sah, als ich die Bergwand herunterkam und eben zur Dachluke einsteigen wollt', ein Trüpplein Reiter am Hohlwege halten; dacht', es sind Kaiserliche. In dem Falle" — er lächelte — „wär' euch, na, die Suppe wohl schön versalzt worden."

„Seid Ihr der Haar?"[2]) lachte der Leutnant.

„Es ist unser ein Dutzend", schaltete der Doktor freundlich erinnernd ein.

„Dutzend hin, Dutzend her," — des Forstmannes Auge blitzte — „meine Büchse ist gar gut, ihr Herren, und mein Auge scharf. Wäret ihr Kaiserliche, ich wär' schon fertig geworden mit euch, verlaßt euch drauf! Nun, nichts für ungut," — er stellte das Gewehr zur Seite, legte Jagd-

[1]) Marodeure. [2]) damals oft vorkommender Ausdruck für: der Gesinnung, der Art.

tasche und Pulverhorn ab und schüttelte den Offizieren mit kräftigem Drucke die Hand — „für die Herren Schweden, für Ihre Majestät König Gustav Adolf sind wir Harzer zu haben. Grüß' Gott, ihr Herren!"

Er holte ein paar von den Stühlen herbei, die in der Stube standen, und bat sie, Platz zu nehmen. Sie folgten der Aufforderung.

Ein Geräusch ließ sich hören, irgend ein Gegenstand fiel hinter dem Förster zu Boden. Er wandte sich um. Die Spindel war den Händen der Greisin entglitten. Die geräuschvolle Szene, die sein Eintritt verursachte, hatte den Gang ihrer Wahnvorstellungen unterbrochen. Sie war still geworden; untätig ruhten ihre Hände im Schoße. Mit liebevollem Blicke beugte sich der Sohn zu ihr nieder.

„Wie geht's, Mutterli?" fragte er leise.

Die Irrsinnige antwortete nicht. Mit verständnislosem Lächeln sah sie den Fragenden an.

Mit einem Seufzer hob der Forstmann die Spindel auf. Er richtete an den Knaben mit verweisender Miene das Wort:

„Wenn ich nicht zu Hause bin, Konrad, darfst du nicht zulassen, daß Mutting vor dem brennenden Kamine spinnt, verstanden? Sie hat heut wieder ihren schlimmen Tag. Wenn der Flachs nun Feuer gefangen hätte?"

Er setzte sich und wandte sich wieder den Gästen zu.

„Eine merkwürdige Geschicht' übrigens," sagte er, „daß ich die Ehr' hab', die Herren unter meinem Dach zu begrüßen. Wie ist's euch nur möglich geworden, dieses versteckte Forsthaus zu finden? Es wär' das erstemal, daß eine Kriegsgurgel sich hierher verirrte."

„Ja, wie?" lächelte der Doktor. „Eines Tieres Instinkt, der Hund meines Herrn Kameraden, entdeckte die Spur und zeigte den Weg. So fanden wir das Haus. Unsere Gedanken stunden nicht darauf, waren vielmehr auf die Dörfer umher gerichtet. In der Hoffnung, durch den Herrn Förster Auskunft über die Stellung der kaiserlichen Truppen im Gebirge, besonders über den Aufenthalt ihres Führers, des Obristen Szombat, zu erlangen, erlaubten wir uns einzutreten."

„Ah, den Szombat suchen die Herren, den tollen Hans? Ja, weiß der Kuckuck, wo der sein Quartier hat! Streifende Rotten, die sieht man allerdings häufig genug, öfter, als einem lieb sein kann. O, diese Blutsauger! ... Umsonst haben", fuhr der Forstmann mit umwölkter Stirn in traurigem Tone fort, „unsere durchlauchtigsten Herren, Graf Christoph und seine Söhne, Herr Heinrich Ernst und Herr Johann Martin, bei den kaiserlichen Kriegsobristen Beschwerden über Beschwerden wegen übler Behandlung der Landeseingesessenen erhoben;

der Pressuren und Gewalttätigkeiten ist schier kein Ende! Und dabei haben unsere Herren bis zu dieser Stunde Frieden gehalten mit kaiserlicher Majestät. Sie haben ihren Untertanen, da alles nichts helfen wollt', wie es auch anderwärts der Fall, die Selbsthilfe geboten, aber das hat mitunter auch seinen Haken. Gott im Himmel weiß, wie das alles noch werden soll! Das arme Volk seufzt, daß es Gott erbarm'! . . . Unsere einzige Hoffnung, menschlich zu reden, ist jetzt der König von Schweden, Gott gebe" — der Sprechende seufzte — „seinen Waffen einen glücklichen Fortgang!"

„Ein Wunsch, der uns aus der Seele gesprochen ist", nickte der Leutnant. „Also über den Szombat weiß der Herr Förster nichts — schade! Hätten denn mal leider verkehrt gerechnet. Eh bien," wandte er sich an Erno, „müssen sonach wohl anderwärts unser Heil versuchen." Er stand auf.

„Wozu die Eile, ihr Herren?" fragte der Förster. „Vielleicht könnt' ich euch doch zu einer Auskunft verhelfen. Ich will euch einen Vorschlag machen. Doch halt," — er erhob sich ebenfalls und sah die Offiziere fragend an — „darf ich nicht den Herren zuvor mit einem kleinen Imbiß dienen? Ich bin hungrig, und die Herren, denk' ich —"

„Sehr richtig gedacht, Herr Förster", fiel der Leutnant mit lachenden Augen ein. „Kriegsgurgeln sind immer hungrig. Nehmen die Einladung dankend an, nicht wahr, Doktor?" Erno nickte. „Und wenn Ihr", fuhr jener schmunzelnd fort, „auch meinen Reitern draußen ein paar übrige Brocken wolltet zukommen lassen — die armen Kerls, na, wir alle eigentlich, haben heut mal wieder einen ziemlichen Fasttag gehabt — so würd' Euch das gewiß keiner verübeln."

„Schön, müssen nur — ebenso wie die Herren — vorlieb nehmen mit dem, was so ein Junggesell wie ich bieten kann. Ein Schelm, der's besser gibt, als er's hat."

Der Förster flüsterte dem Knaben, der mit verschränkten Armen, auf die Rücklehne eines Stuhles gestützt, die Krieger beobachtete, ein paar Worte zu. Der Junge flog förmlich zur Tür hinaus. Er selbst schob die Pflanzenbündel auf dem Tische zur Seite, breitete eine Decke über dem freien Ende aus, öffnete ein Wandschränkchen und legte Holzteller auf. Gleich darauf trat, ein paar Brotlaibe und einen Korb mit ein paar großen Stücken kalten Wildbratens in Armen und Händen, der Kleine wieder ein. Der Bruder schnitt von Brot und Braten einige Stücke herunter und reichte das übrige dem draußen auf und ab schlendernden Döntjeskaspar mit der Weisung zu, die Speisen mit seinen Kameraden zu teilen.

Das Gesicht des Soldaten glänzte. Bei dem Worte ‚teilen' aber blickte er wie in ungläubiger Verwunderung auf. „Wat — deelen?" rief er und schnitt eine Grimasse, „deelen? Den lütt Happen? Ha, dat Beten wier miener Moder Sähn gerad' naug. Na, ik segg man, wat nich Meckelnborg is, do is de Bowerdeh to Hus — Düvel ok!"[1]) Er verstummte plötzlich. Des Leutnants Gesicht tauchte hinter dem Fenster auf. „Na, ik dank' ok", grinste er, machte dem Spender eine drollige Verbeugung und schob mit den Broten und dem Korbe ab.

Der Förster sprach das Tischgebet und bat seine Gäste zuzulangen. Sie zogen ihre Taschenmesser hervor und begannen zu essen. Auch der kleine Bruder des Gastgebers bekam sein Teil. Ehe dieser selbst jedoch aß, bemühte er sich, der Mutter ein paar Bissen aufzunötigen. Sie wies ihn jedoch mit den Händen zurück. Er mußte den Versuch aufgeben. Seufzend setzte er sich zu Tische. Der Doktor, der den Vorgang genau beobachtet hatte, war gerührt.

„Nun also, der Vorschlag", hob der schmausende Leutnant an. „Was wollte uns der Herr Förster sagen?"

„Die Sache ist diese", versetzte der Waldbewohner. „Ich hab' Order bekommen, zu einer Sitzung des Freigerichts mich einzufinden, so nicht weit von hier an diesem Abend wird stattfinden. Vielleicht könnten die Leute, so dort zusammenkommen, über den Szombat Auskunft geben. Ich weiß nicht, wie Herr von Brandeis, der Gerichtsälteste und Freigraf —"

„Alle Wetter!" unterbrach ihn der Leutnant verwundert. „Freigraf, Freigericht — gibt es denn überhaupt noch dergleichen?"

„Bei uns, ja", versetzte der Forstmann mit ernstem Gesicht. „Die schlimmen Zeitläufte, ihr Herren, die Not — was bringt nicht die Not alles zuwege? ‚Not bricht Eisen', sagte der Dieb, als er aus dem Turme ausbrach, und dasmal hatte er recht. Doch ich will euch die Sache erklären. Ihr habt gewiß schon von unsern Harzschützen gehört. Die Leutlein haben, seit Ihre Durchlaucht und bischöfliche Gnaden, Herzog Christian der Jüngere von Braunschweig, die Bergbewohner gegen die kaiserlichen Mordbanden hat zu den Waffen gerufen, selbigen alle die Jahre her manchen redlichen Abbruch getan. So weit wäre das Ding schon so übel nicht, aber die Sach' ist leider mit der Zeit entartet. Meist Leute, die nichts zu verlieren haben, hat das Gesindlein sich nicht nur den kaiserlichen

---

[1]) Was, teilen? Den kleinen Bissen? Ha, das Bißchen wäre meiner Mutter Sohn gerade genug. Na, ich sage nur, was nicht Mecklenburg ist, da ist die Armut (pauvreté) zu Haus — Teufel auch!

Streifern furchtbar gemacht, sondern ist auch uns, den Landeseingesessenen, zumal den Bewohnern derjenigen Landesstriche, so zum obersächsischen Kreise gehören, zur Plage geworden, indem es, wo es nur eine Gelegenheit zum Raube ersieht, oft auch nur aus leidiger persönlicher Rachsucht, unter dem Vorwande der Landesverteidigung ohne Unterschied Freund und Feind drangsaliert. Solchem Unwesen endlich zu steuern und in diesen schlimmen Zeitläuften einige Ordnung zu erhalten, haben sich etliche Gemeinden, die Reste einer alten Hondschaft[1]), unter Führung einiger adliger Herren zusammengetan und das freie Gericht, so in alter Zeit in hiesiger Gegend bestanden, das ehemalige Gaugericht, wieder ins Leben gerufen. Dorfschulzen und Knappschaftsälteste, Förster — herrschaftliche und andere —, Bauersleute, die Haus und Hof haben und unbescholtenen Rufes sind, sind eingeschworen darauf. Wenn Herr von Brandeis, unser alter Freigraf und Gerichtsschultheiß, die Ladung ergehen läßt, müssen die Vereidigten, soviel ihrer abkommen können, es sei bei Tag oder bei Nacht, auf der Malstätte erscheinen; da wird gerichtet und geschlichtet und über gemeinschädliche Leute ohne Unterschied des Standes das Urteil gefällt. Ob unserer Landesobrigkeit die Sache gerade angenehm ist, weiß ich nicht. Sie drückt aber die Augen zu. Was will sie auch machen? Kann froh sein, wenn die Leute, da die ordentlichen Gerichte versagen und dem Unwesen der Räuberei gegenüber machtlos sind, solchermaßen unter sich Ordnung halten.

„So, d a s ist die Sache", fuhr der Forstmann fort. „Wüßt' ich bestimmt, wie Herr von Brandeis es aufnehmen würde, und daß es hernach kein Gerede gäb', so würd' ich die Herren einfach einladen mitzukommen, denn so heimlich, wie weiland die heilige Feme, davon man in den Büchern liest, ihr Ding[2]) soll gehalten haben, wird allerdings unser Ding nicht gehandhabt. Die Vereidigten dürfen Freunde und Angehörige mitbringen zu den Verhandlungen, sind aber für die Sicherheit des Gerichts hernach mit ihrem Leben verantwortlich. Denn daß das Ding den kaiserlichen Truppen und ihren Führern, überhaupt Leuten von zweifelhafter Herkunft Geheimnis bleiben muß, werden die Herren schon verstehen. Ihr seid nun zwar nicht kaiserlich, aber ich hab' doch, euch mitzunehmen, so meine Bedenken. Aber wenn die Herren — das wär' eben dann mein Vorschlag — einstweilen zu den Ihrigen zurückkehren und mir den Lagerplatz der Truppe beschreiben wollten — ich selber will bei den Versammelten genaue Umfrag' halten, was sie von dem Szombat wissen, und euch nachher —"

---

[1]) Hundrede, Hundertschaft. [2]) Gericht.

„Aber zum Kuckuck," rief der Leutnant blitzenden Auges, „warum sollten wir, die wir schwedisch sind, Euch nicht begleiten dürfen? Solcherweise, wie der Herr Förster denkt, verlören wir nur unnütz die Zeit. Was hättet Ihr unsertwegen zu fürchten?"

„Nehme uns der Herr nur getrost mit", bat Erno. „Je schneller wir die Kunde erlangen, desto besser. Ihre Exzellenz Graf von Waldstein brennt darauf, den Szombat zu überraschen, ehe er Wind bekommt, daß wir überhaupt im Anzuge sind."

„Wer? Graf von Waldstein?" Mit großen, verwunderten Augen sah der Forstmann den Sprechenden an.

„Nun ja," bemerkte der Leutnant ungeduldig, „unser Obrist! Der Herr denkt wohl, ha, ich glaube gar" —, er lachte— „an den Friedländer? Sag' Euch, Ihre Exzellenz hat mit dem außer dem Namen und der Verwandtschaft nicht das geringste gemein. Euer Mißtrauen —"

„Das ist's nicht," fiel ihm der Förster ins Wort — er streifte die Irrsinnige mit einem seltsamen Blicke — „mir kam nur im Augenblicke so —". Er brach plötzlich ab.

„Euch mitnehmen, ihr Herren," fuhr er leise fort — er kämpfte mit einem Entschlusse — „'s ist so eine Sach'. Wenn es bloß um die Herren zu tun wäre — aber die Reiter draußen — das gemeine Volk wechselt gar zu leicht seinen Herrn —"

„Ah, ist's das?" fiel der Leutnant ein. „Wenn Ihr Euch verpflichten könnt, für unsere Sicherheit aufzukommen — die Leute schicken wir einfach zurück."

„Das wär' allerdings — aber dann schickt auch nur gleich eure Pferde mit! Der Weg zu den drei Linden, ich meine zu der Malstätte, ist steil; so wären sie den Herren doch nur ein Hindernis. Und einen weiteren Rat (wenn Ihr nun einmal auf der Begleitung besteht) wollt ihr Herren mir nicht verübeln: laßt euch nicht beifallen, euch unbefragt in die Verhandlungen einzumengen; das vertrügen unsere Harzer nicht. Ich will euch schon eine Gelegenheit auswirken, eure Fragen und Wünsche an den Mann zu bringen."

„Sehr wohl, Herr Förster", nickte der Doktor. „Wie aber wär's mit dem Rückwege? Wir sind in der Gegend ganz unbekannt; den Lagerplatz der Unsrigen nicht zu verfehlen, müßten wir einen sicheren Führer haben. Will der Herr Förster uns dafür aufkommen?"

„Versteht sich. Wo lagern die Eurigen?"

Der Doktor beschrieb den Platz.

„So, so. Die Stelle heißt bei unsern Leuten das Gründchen. Nun, abgemacht! Aber langt zu, ihr Herren! Schade, daß ich

euch keinen Trunk vorsetzen kann. Hab' leider keinen Tropfen im Hause."

„Das merkt man", lachte der Leutnant, der sich gerade vergebens nach etwas Trinkbarem umsah. „Item, wär' auch für einen Schluck Wasser, wenn Ihr den habt, schon dankbar. Ich bin nämlich durstig."

„Nun, mit Wasser kann ich allerdings dienen", schmunzelte der Waldmann. „Haben zum Glück einen Ziehbrunnen — gleich nebenan." Er befahl Konrad, einen Holzkrug zu füllen.

Der Junge brachte den Krug. Mit Behagen schlürften die Krieger den kühlen Trank. Schweigend aßen sie weiter, da erregte das Gebaren der Irrsinnigen wieder ihre Aufmerksamkeit. Nachdem sie eine Weile unverständliches Zeug gemurmelt hatte, hob die Greisin von neuem zu singen an:

„‚Ach Elslein, liebes Elslein,
Wie gern wär' ich bei dir!
So sind zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen dir und mir.'

„‚Das bringt mir großen Schmerzen,
Herzallerliebster Gesell,
Red' ich von ganzem Herzen,
Hab's für groß Ungefäll.'

„‚Hoff, Zeit wird es wohl enden,
Hoff, Glück werd' kommen drein,
Sich in alls Guts verwenden,
Herzliebstes Elselein.'"

„Die arme Frau!" flüsterte der Doktor mitleidig. „Befindet sich die Frau Mutter schon lange in diesem Zustande?" fragte er.

Der Forstmann nickte. „Schon sehr lange." Ein Schatten lag auf seinem Gesicht. „Vater selig meinte, es mache das Alter. Die Erinnerungen der Jugend sind's, die ihren gestörten Geist beschäftigen. Nicht immer aber ist es so schlimm wie heute."

„Ich dachte es mir. Jedenfalls recht traurige Erinnerungen. Gar sonderbar redete sie mich bei unserem Eintritt an. Es war, als ob sie mein Anblick an einen Menschen erinnerte, der ihrem Herzen einst teuer war."

„Sie hat viel erlebt," versetzte der Weidmann trüb, „und das ist allerdings traurig genug. Unserer armen Mutter ist es gewiß nicht an ihrer Wiege gesungen worden, daß sie, die Edelgeborene, die Tochter eines Edelmannes, als die Frau und Witwe eines simplen Forstmannes ihr Leben beschließen würde."

Der Doktor horchte in großer Verwunderung auf. „Eine Edelgeborene! Sollt' es möglich sein?" Wieder flogen seine Blicke nach der Irrsinnigen hin. Sie war wieder still geworden; ihr Auge starrte, ein Zeichen völliger Geistesabwesenheit, ohne jeden Ausdruck ins Leere. Seine Teilnahme wuchs, je länger er die Unglückliche betrachtete. „Eine Edelgeborene," wiederholte er weich, „welch eine seltsame Lebensführung! Dürfte man nicht das Nähere erfahren?"

„Eine seltsame Lebensführung, gelt?" Der Waldbewohner seufzte. Er richtete auf die Kranke einen sorglichen Blick und klappte sein Messer zu. „Wie gesagt, eines vornehmen Edelmannes Tochter, weit weg von hier im Ungarlande geboren, hätte sie wohl ein besser Los verdient, als ihr das Leben gebracht hat. Der Stolz, der sündliche Stolz ihres Vaters hat ihr Unglück verschuldet. Sie hat als Mägdlein viel Freier gehabt; vornehme Herren sind gekommen von nah und fern und haben um das reiche Edelfräulein gefreit; sie hat alle abgewiesen, einen armen Rittersmann aber, der ihres Vaters Dienstmann war — ja, arm ist er gewesen wie eine Kirchenmaus, aber stattlich und schön —, den hat sie lieb gehabt, und er sie. Sie haben dem Vater ihre Liebe gestanden; aber da hat's ein bös Jahr gegeben. Wohl haben sie gehofft, daß sein Sinn mit der Zeit sich noch ändern werde; sie haben gehofft und gewartet von Jahr zu Jahr, so lange, bis aus den jungen Leuten schier alte geworden sind; aber all ihr Hoffen ist umsonst gewesen. Da ist zuletzt noch ein Freier gekommen, ein stolzer Graf, so schon Witwer war, und der Vater hat ihm das Wort gegeben, er sollte das Fräulein haben, ob sie wollt' oder nicht. Sie hat geweint und gefleht, er möge sie mit dem harten, stolzen Herrn doch verschonen, es tät' nicht gut mit ihm; sie könnt' ihn doch nimmermehr liebhaben. Aber des Vaters Sinn ist unbeugsam geblieben. Schon war der Hochzeitstag festgesetzt; da war sie eines Morgens verschwunden. Mit dem Junker, ihrem Liebsten, war sie in der Nacht entflohen. In der Fremde sind sie getraut worden. Aber es hat nicht gut getan. Eine Zeitlang hat der Junker im Kriege mit den Türken, so damals losbrach, sein Glück versucht; nach ein paar Jahren aber ist er verschollen, wahrscheinlich irgendwo im Kampfe geblieben. Da hat die arme Frau, die gerade ein Söhnlein geboren hatte, weich geworden von der Not und dem Kummer, ihres Vaters Verzeihung zu erlangen gesucht; aber der harte unerbittliche Mann hat sie mit einem Fluche von der Burg ihrer Väter verwiesen. Ein anderer Edelmann, ein Freund und Kampfgenosse, dazu naher Verwandter ihres Gatten, hat sich ihrer erbarmt und sie aufgenommen in sein Haus. Ihr eigen Kind war mittlerweile gestorben; sie ward Amme bei einem kürzlich ge-

borenen Söhnlein des anderen und hat es, was ihr äußerlich Los betraf, so wieder etliche Jahre ganz gut gehabt. Aber dann brach abermals das Unglück herein. In dem Kriege, in dem die Ungarn unter Stephan Botskai Anno sechs ihre Religionsfreiheit erkämpft haben und an dem auch ihr Wohltäter hat teilgenommen, ist sie bei einem nächtigen Angriffe des Feindes mit Frau und Kindern ihres Herrn in Gefangenschaft geraten. Durch Flucht frei geworden, ist sie sodann mit dem einen Kinde lange hungernd und obdachlos umhergeirrt; sie hat nach ihrem Herrn gesucht manchen Tag, aber der Krieg hatte sich nach einer anderen Gegend gezogen; sie hat ihn nicht finden können. Da geschah es, daß sie eines Tages, im Gebirge verirrt, vor Hunger ohnmächtig vom Pferde sank. Als sie erwachte, kniete ein Kriegsmann neben ihr, der hatte ihr die Feldflasche mit gutem Ungarwein in den Mund gezwängt und flößte den tropfenweise der Verschmachteten ein. Der feurige Trank hatte sie wieder zu sich gebracht. Ihr Pferd weidete friedlich neben dem des Kriegsmannes im Grase; wie sie aber nach dem Kinde suchte, da war es verschwunden. Sie jammerte, schrie und raufte sich das Haar, aber das Kind war weg. Möglich, daß es von Zigeunern, deren es in dem Lande viele geben soll, geraubt worden ist; sie hat nie wieder etwas von ihm erfahren.

„Der mitleidige Kriegsmann", fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „war mein Vater. Auch er hatte unter dem Botskai gedient. Schwer verwundet hatte er lange im Lazarett zugebracht und nach seiner Genesung den Abschied nehmen müssen. Auf dem Wege in die Heimat begriffen, hatte er die ohnmächtige Frau getroffen. Wo der Obrist, der Vater des Kindes, sich dermalen aufhielt, darüber konnte auch er der Verzweifelten keine Auskunft geben. Ein wenig Nahrung, die mein Vater selig ihr aufnötigte, erquickte sie so weit, daß sie imstande war, aufzustehen und ihm bis zu dem nächsten Städtlein zu folgen, wo sie sich vollends erholte. Was soll ich viel sagen? Sie haben unterwegs immer mehr Gefallen aneinander gefunden; als sein ehelich Weib ist sie meinem Vater hierher in seine Heimat gefolgt. Der Großvater, der gräflicher Förster war und wohl angeschrieben bei Ihrer Durchlaucht, dem Grafen Christoph, lebte damals noch; als er bald darauf starb, wurde mein Vater sein Nachfolger. In diesem Hüttlein, ihr Herren, haben die Eltern manch Jährlein still und zufrieden gelebt; hier wurden wir beide, ich selbst und nach einer langen Reihe von Jahren mein Bruder Konrad, der Junge da, geboren. Bald nach der Geburt des Kleinen fing ihre Krankheit an. Vor sechs Jahren starb mein Vater. Auf dem Sterbebette hat er mir, der damals ein Bürschlein von achtzehn Jahren war, der Mutter Ge-

schichte erzählt und mir die Sorge für sie und den Bruder an das Herz gelegt. Ich erhielt seine Stelle. Mit der Mutter aber ist es seitdem schlimmer und schlimmer geworden. Zwar hat sie auch noch ihre lichten Stunden; dann singt sie Gotteslieder, spricht ganz vernünftig, betet auch viel — aber dann ist auf einmal wieder alles vernünftige Bewußtsein ausgelöscht. Wie ein Schleier legt sich's um ihre Seele; wie tot für die Gegenwart träumt sie sich wieder hinein in ihre Jugendzeit, redet, als wäre sie noch das verlassene Weib von ehedem, von ihrem ersten Manne und seiner baldigen Wiederkehr, und spricht so närrisch Zeug von Geistern und Nixen, die ihn verzaubert hätten, daß einem selber ganz närrisch zumute wird. Meine Sippe im Tal, ich selbst, wir haben versucht, die Sache heimlich zu halten, aber sie hat sich dennoch herumgesprochen, und so steht sie nun, Gott sei's geklagt, bei dem unwissenden Volke im Verdachte der Zauberei. Nur unser alter Pfarrherr, der sie gar fleißig besucht, und dessen Worten sie meist ganz still und andächtig lauscht, ist, gottlob, nicht irre geworden an ihr. Hat mich gar oft schon getröstet, der wackere Mann, daß er meine Mutter bei aller Schwachheit halten müsse für ein fromm christlich Weib, das des Mitleids und christlicher Fürbitte in hohem Maße bedürftig."

„So, nun wissen die Herren," schloß der Erzähler, und eine Träne glänzte in den Augen des bärtigen Mannes, „wie es mit meiner armen alten Mutter steht. Die Schweden sollen, wie man hört, christliche Soldaten sein. Wenn ihr in eurem Vaterunser auch ihrer zuweilen gedenken wolltet, ich würd' es euch danken."

Es klang eine so treuherzige Einfalt und eine so warme Kindesliebe aus seinen Worten, daß selbst der leichtherzige Leutnant gerührt war. Die Herren hatten zu essen aufgehört. In stillem Sinnen sahen sie vor sich nieder. Dem Doktor hatte es die Erzählung förmlich angetan. Der Erzähler hatte den Namen Stephan Botskai genannt und damit unbewußt eine Saite berührt, die noch lange in seiner Seele nachklingen sollte. Wie von einem Zauberstabe berührt, waren alte, schlummernde Erinnerungen wieder lebendig geworden. Ein halbverblaßtes Bild aus ferner Kindheit Tagen schwebte vor ihm herauf. Winter war's; draußen heulte der Schneesturm, doch drinnen im warmen Wohngemache war's gar behaglich und traulich. Lustig flackerte das Feuer im Kamine; davor hockte zu den Füßen der Mutter ein Knabe; stattliche Männergestalten sitzen hinter dem großen Eichentische, ihnen gegenüber ein stelzfüßiger Mann im Großvaterstuhle. Es war sein Vater; der Knabe war er. Aller Blicke sind auf den Stelzfuß gerichtet, wie er tiefer und tiefer hinabtaucht in seine Erinnerungen und vor seinen staunenden

Hörern Bild auf Bild eines bewegten Kriegerlebens entrollt. Und ein Name war es, der wie das Leitmotiv in den Tonwellen einer musikalischen Komposition wieder und wieder aus der lebhaften Schilderung vorklang: der Name Stephan Botskai . . . Er erhob das Auge. Mit einem leuchtenden Blicke sah er den Erzähler an: zu dem Waldbewohner, der unter rauher Außenseite ein so kindliches Wesen barg, zu dem liebevollen Sohne einer unglücklichen Mutter fühlte er sich hingezogen von dem ersten Augenblick an; dem Sohne des Kriegsveteranen, des Waffengefährten seines ehrwürdigen Vaters, der mit diesem unter demselben Banner gefochten, einem geknechteten Volke die Religionsfreiheit hatte erkämpfen helfen, schlug vollends sein Herz mit wunderbar warmer Empfindung entgegen.

Der Förster erhob sich, sprach das Dankgebet und wünschte gesegnete Mahlzeit.

„Und nun", sagte er und griff nach seinem Gewehre, „wollen die Herren ihren Reitern Bescheid sagen! Es wird Zeit, daß wir gehen."

Er nahm Kugeltasche und Pulverhorn an sich, drückte der Mutter, die ihm verständnislos zulächelte, einen Kuß auf die Stirn, flüsterte Konrad eine Weisung zu und öffnete die Tür.

Sie verließen das Haus.

Drittes Kapitel.

Die gestörte Gerichtsverhandlung.

Dorthin, wo die kleine Bergebene sich zur Tiefe hinabsenkte, führte, nachdem die Reiter abgezogen waren, der Forstmann seine Begleiter. Einer seiner Hunde trottete neben ihm her. Auch der Leutnant hatte seinen Hund an sich genommen. Es war gerade noch hell genug, eine Rinne zu erkennen, in der eine Anzahl rohgearbeiteter Stufen abwärts führte. Ihrem Führer nach stiegen die Krieger, einer hinter dem anderen, hinab. Nach einigen Minuten erreichten sie eine Terrasse; ein Waldweg führte seitwärts zu einem Bergvorsprung, um den sich ein von wildem Gestrüpp überwucherter Graben zog; dahinter zeigten sich die dunkeln Umrisse eines alten Gemäuers — die Ruine eines ehemaligen „Bergfrieds", wie der Waldhüter erklärte, eines jener in alter Zeit zum Schutze der Reisenden errichteten Warttürme, deren Trümmer sich auch jetzt noch hin und wieder im Gebirge finden.

Sie schritten den Graben entlang zum jenseitigen Abhang hinüber; ein Waldpfad, der durch Schlingpflanzen und wucherndes Gesträuch fast ungangbar geworden war, führte ins Tal hinab.

Nach etwa einstündiger Wanderung ward ein Wiesengrund sichtbar, durchflossen von einem Bächlein, dessen Murmeln träumerisch durch die Stille des Abends drang. Wieder hatten sie, bachaufwärts wandernd, eine kleine Strecke zurückgelegt, als der voranschreitende Waldhüter rief:

„Wir sind zur Stelle."

Die Krieger sahen auf: wenige Schritte vor ihnen bog das Tälchen zur Linken um; gerade gegenüber aber, jenseits des Baches, ließ der Wald einen schmalen Durchgang frei, hinter dem sich, von Berg und Wald umschlossen, eine größere Lichtung zu dehnen schien. Das Murmeln von Menschenstimmen drang an ihr Ohr.

„Den Herren beliebe ein wenig zu verweilen," bemerkte ihr Führer leise, „ich werde euch anmelden."

Er entfernte sich schnell. Unsern Freunden entging die lebhafte Bewegung nicht, die seine Ankunft unter den dort versammelten Leuten

hervorrief; der Name „Waldfrieder", verwunderte Ausrufe, einzelne abgebrochene Worte tönten herüber. Endlich kehrte er zu den Harrenden zurück.

„Das Gericht hat bereits seinen Anfang genommen", sagte er. „Die Herren haben's übrigens getroffen; sie sind willkommen."

Sie betraten die Malstätte — eine kesselartige Einsenkung, die nach den Wurzeln und Baumstümpfen zu urteilen, die überall den Boden bedeckten, die rodende Axt erst seit kurzem zur Lichtung umgeschaffen hatte. Der Doktor blickte verwundert auf: ein paar Linden, deren riesenhafte Umrisse ihr hohes Alter verrieten, bewegten ihre Kronen im Abendwinde; der Gedanke an eine Ansiedelung der Vorzeit schoß ihm durch den Sinn. Jedenfalls mochte die Sage, wonach der Platz schon einmal als Mal- und Versammlungsstätte gedient haben sollte, nicht der Begründung entbehren.

Aber welch ein seltsam Völklein, das sich an dem Orte versammelt hatte! Bauern in kurzem, farbigem Wams mit faltigen Kniehosen, Bergknappen in ihrer eigentümlichen Tracht, mehrere mit brennenden Grubenlichtern im Gürtel, Köhler mit langem Schurzfell und rußigen Gesichtern zeigten sich dem verwunderten Blick. Jeder hatte irgendeine Waffe, ein Feuerrohr, eine Pike, oft auch nur eine Keule, einen Morgenstern oder eine gerade gebogene Sense in der schwieligen Faust. Ein wahrhaft grotesker Anblick, hockten sie auf Steinen, Wurzeln und Baumstümpfen um die Linden in der Mitte des Angers. Inmitten des Kreises erblickte man ein Häuflein älterer Männer. Langes, weißes Haar umwallte die Schläfen; ein ruhiger Ernst lag in den faltenreichen, bärtigen Gesichtern. Machte es die ungewisse Beleuchtung, das Geheimnisvolle, das Ort und Stunde, der Eindruck ihrer wilden Umgebung, die ganze, ungewöhnliche Lage um ihre Erscheinung wob: unsern Doktor wollten sie fast wie eine Verkörperung jener wundersamen Wesen bedünken, mit denen die dichtende Sage die Höhlen und Schluchten des Gebirges bevölkert hat. Ganze Haufen stabförmig geschnittener Hölzer lagen auf dem Boden umher; es waren pechgetränkte Kienspanfackeln, in Bündeln geordnet. Eine Anzahl von Hunden lief über den Platz. Sie beschnupperten die Ankömmlinge; ein paar kleine Köter erhoben ein lautes Gebell; auf den Ruf ihrer Herren ließen sich alle beruhigt wieder zu deren Füßen nieder.

Der Gruß der Fremden ward ernst, meist mit stummem Kopfnicken, erwidert. Schweigend nahmen sie in einiger Entfernung Platz. Waldfrieder hatte sich unter den Umstand gemischt.

Der Freigraf, eine ritterliche Erscheinung mit wallendem, eis-

grauem Haar, nahm die unterbrochene Verhandlung wieder auf. Das Zeichen seiner Würde, ein langes, bloßes Schwert als Gerichtsstab in der erhobenen Rechten, begann er mit tiefer, zitternder Stimme:

„Zum dritten und letzten, so bann' ich das Recht von wegen meiner Gewalt und meines Stabs, welcher mir von obgedachter Gemein übergeben ist, daß mir keiner weder in oder außerhalb des Rechts wöll einreden anders denn durch meinen Erlaubten[1]) oder seinen eingedingten Fürsprechen[2]). Ihr sollt dem Kläger eine Gasse lassen, damit er frei ungehindert mög' zu dem Gericht passieren, bei Pön und Straf. Welcher nun vor diesem Gericht zu schaffen hat, es sei Kläger oder Verklagter, der trete herfür!"

Aus dem Kreise der Umsitzenden trat ein Mann hervor im mehlbestaubten Kleide, eine hagere Gestalt mit verbundenem Haupt und einem unsäglich bitteren, verkümmerten Ausdruck in dem blassen Gesicht. Einen langen Spieß in der Linken, lüftete er mit der Rechten den Hut und sprach:

„Herr Schultheiß, ich begehr' einen Fürsprech."

„Er sei Euch vergönnt", lautete die Erwiderung.

Der Hagere trat zurück und beredete sich heimlich mit einem andern, worauf dieser den Edelmann anredete:

„Herr Schultheiß, erlaubt mir aufzustehn."

„Es sei Euch erlaubt", versetzte der Freigraf.

Der „Fürsprech" trat vor:

„Herr Schultheiß, wollt Ihr mir vergönnen, daß ich von wegen dieser Gemeine des Klägers Wort in dieses Gericht möge vorbringen?"

Der Freigraf nickte: „Es sei Euch vergönnt."

„Herr Schultheiß," nahm jetzt der Fürsprech das Wort, „dieweil Ihr mir vergönnt, des Klägers Wort vorzubringen, so will ich alles, was die Rechte vermögen, in dies Gericht eingedingt haben[3]). Ich behalte mir vor, wofern ich weniger oder mehr reden würde, denn ich durch den Kläger oder seine Räte wäre berichtet worden, daß alsdann meine Worte nicht gelten, sondern kraftlos sollen sein. Er soll auch meiner Aberwandel haben, von mir zum andern, vom andern zum dritten, und vom dritten auf seinen selbsteignen Mund[4]), solange und fern, bis

---

[1]) d. i. Bevollmächtigten. [2]) Anwalt (alter Gerichtsausdruck.) Eingedingt = vom Gericht zugelassen, zum „Ding" gehörig.

[3]) d. i. so nehme ich die Vollmacht, die die Rechte dem Anwalt gewähren, in ihrem ganzen Umfange vor diesem Gerichte in Anspruch.

[4]) d. i. er soll das Recht haben, meine Aussage durch die zugezogenen Räte berichtigen zu lassen und selbst zu berichtigen.

er selbst dasteht und spricht Ja dazu, doch solches mir und meiner Ehr' ohne Schaden. Ich begehre demnach Rat und Sprach, wie in gemeinen Rechten gebräuchlich."

Der Freigraf vergönnte ihm, sich aus dem Umstand zwei Räte auszuwählen; dann rief er:

„Der Gerichtsweibel bringe den Gefangenen herfür!"

Einer der Männer, ein stämmiger Forstmann, erhob sich und verschwand im Walde. Nach einer Weile erschien er wieder; ein paar Jünglinge folgten ihm, die einen gefesselten, barhäuptigen Krieger in ihrer Mitte führten. Eine Feldbinde, die der Gefesselte über seinen arg zerfetzten Kleidern trug, deutete auf den Rang eines Offiziers. Der struppige rote Bart und die tückischen Blicke, die er unter seinen borstigen Augenbrauen hervor auf die Versammlung schoß, machten einen widrigen, abschreckenden Eindruck, wie überhaupt seinem ganzen Gebaren und den gemeinen Zügen seines Gesichts der Stempel der Roheit aufgedrückt war.

„Gefangener," redete ihn der Edelmann an, „es ist Euch vergönnt, einen Fürsprech zu wählen."

„Ha," gab der Gefesselte trotzig zurück, „soll ich mir einen Fürsprech wählen, so ihr Schelme doch tut mit mir, was ihr wollt?" Er stieß einen Fluch aus.

Ein dumpfes Murmeln zornigen Unwillens ging durch die Menge. Mit gespanntem Auge und Ohr folgten die beiden Offiziere den Vorgängen. Es dunkelte stark. Sie sahen, wie einer der Männer in der Umgebung des Freigrafen dem alten Herrn ein paar Worte zuflüsterte; jetzt rief dieser:

„Zündet die Fackeln an, ihr Männer!"

Einige Leute aus dem Umstand eilten herbei. Im Handumdrehen waren die Kienspanfackeln entzündet; die Leuchten flammten auf, und ihr glutroter Schein fiel über den Platz. In diesem Augenblicke machte der Eindruck des Grotesken, den das Ganze hervorrief, sich vollends in überwältigender Weise geltend. Es war eine Szene, des Pinsels eines Rembrandt würdig: dort im Vordergrunde, vom flackernden Fackellicht grell beleuchtet, der Gefangene in trotziger Haltung, in der Mitte des Platzes, mit ernsten entschlossenen Mienen die greisen Leiter der Versammlung — Knappschaftsälteste, Ortsschulzen und Landedelleute der Gegend —, ringsum die Männer des Umstands mit Blicken und Gebärden, deren finsterer Ausdruck dem Gefangenen nichts Gutes weissagte; im Hintergrunde endlich, von dem zackigen Saume der Bergkette überragt, der dunkle Wald, dessen Wipfel im Abendwind geheimnisvoll rauschten,

Vor dem Gaugericht.

während sich über den Häuptern, hoch über dem Getriebe menschlicher Leidenschaft, der Himmelsdom in nächtlicher, schweigender Erhabenheit wölbte.

Mit einer Würde, die selbst in den unbeteiligten Zuschauern ein Gefühl ehrfürchtiger Bewunderung wachrief, wandte sich der greise Edelmann abermals an den Gefangenen:

„Heinz Perdux, Ihr stehet hier vor einem Gerichte, das von den Männern dieses Gaues berufen ist, Unbill und frevle Gewalt zu verhindern und zu ahnden, nicht aber zu jemandes Leid oder Schaden. Nicht willens, die Vorteile Euch zu versagen, welche jedes Gericht, so es anders ein gerechtes, einem Verklagten gewährt, begehren wir an Euch, daß Ihr aus den umsitzenden Männern Euch Fürsprech und Räte erwählet, damit, was etwa zu Eurer Entlastung dienet, vorgebracht werde und das Gericht seinen Fortgang nehme."

„Fahrt zur Hölle", knirschte der Gefangene, „mit Euren Fastnachtspossen! Ein Soldat und Offizier Ihrer kaiserlichen Majestät, soll ich, ha, von Bauernlümmeln mich richten lassen?"

Die freche Rede versetzte die Leute in helle Wut. Mit Mühe hielten sie an sich. In den Mienen des Greises zeigte sich keine Veränderung. Keine Muskel zuckte in seinem faltenreichen Antlitze. Sein Auge überflog die Versammlung.

„Ihr habt es gehört, daß der Gefangene einen Fürsprech verschmäht. Kann das Gericht seinen Fortgang nehmen?"

„Es kann!" scholl es drohend zurück.

„So trete der klagende Teil herfür!" rief der Freigraf.

Nachdem er sich Erlaubnis erbeten hatte, aufzustehen, trat des Klägers Fürsprech abermals vor die Schranken und sprach:

„Herr Schultheiß, wir begehren einen Bedacht und unser Recht."

„Es sei euch vergönnt", hieß es, worauf der Fürsprech mit dem Kläger und den beiden Räten zur Seite trat und sich eine Weile mit den Männern des Umstandes beredete. Ihrer sechs traten darauf hervor, und zum Vorsitzenden des Gerichts gewandt, fragte der Fürsprech:

„Herr Schultheiß, wollt Ihr mich hören von wegen des Klägers?"

„Ja," lautete die Antwort, „ich will Euch hören; hören auch die zu, die dazu zu sprechen haben!"

Hierauf brachte der Mann im Namen des Klägers die Klage vor. Sie lautete dahin, daß Heinz Perdux, gebürtig aus Allerbruch im Harze, ein berüchtigter Schnapphahn und Heckenbruder, so vor etlichen Jahren schon einmal wegen Mordes und Raubes gefänglich sei eingezogen worden, sich aber durch die Flucht der Verurteilung und Strafe entzogen

habe, in letzter Zeit als kaiserlicher Leutnant wieder aufgetaucht sei und als solcher sein ehemalig Handwerk der Beraubung, Plünderung und schändlicher Behandlung friedlicher Landeseingesessener schlimmer treibe denn je zuvor. So habe er zum Exempel als Führer einer Furagierkolonne gegen einen Mann aus dem Hahnengrunde, den Müller Kranich, folgende himmelschreiende Gewalttat verübt: mit der Drohung, des Müllers Weib, so gerade in Kindesnöten gelegen habe, einem schrecklichen Tode zu überantworten, falls der Müller nicht tue, was er ihn heiße, habe er an selbigen das Ansinnen gestellt, ihm aus dem Städtlein auf eigene Kosten Konfekt herbeizuschaffen. Erschreckt durch die Drohung, sei der Müller dem Befehle gehorsamlich nachgekommen; als er aber bei seiner Rückkehr das Konfekt besagtem Wüterich habe übergeben wollen, da habe dieser mit furchtbarem Blick und einem schrecklichen Fluche ihn angeschrien: ‚Ei, Bauer, bist du der Haar, mit dieser Kleinigkeit einen kaiserlichen Leutnant zu betrügen? Dein Weib muß sterben.‘ Und der unholde Mann habe das Weib, so mittlerweile eines Söhnleins genesen, mitsamt dem Kinde vom Leben zum Tode gebracht mit so grausamer Marterung, daß es auch einen Stein, geschweige denn Gott im Himmel erbarmen müsse, da selbst bei Türken und Tataren solche Grausamkeit nicht sei erhört worden[1]). Vergebens habe der verzweifelte Müller sich mit einem Karste zur Wehr setzen wollen; der heillose Wüterich, dem seine Genossen trefflich beigestanden, habe ihn mit einer Pistole vor den Kopf geschossen, daß er um ein Haar gleichfalls des Todes gewesen wäre. Auf den Schuß seien etliche Bauern, so im Feld oberhalb der Mühle hätten Gerste geschnitten, mit ihren Sensen herbeigeeilt. Ins Haus hineinstürmend, seien sie zum Teil noch Zeugen dessen geworden, was da drinnen sei vorgegangen, da hätten sie, von einer Wut ohnegleichen ergriffen, sich auf die heillose Bande gestürzt, ihrer zwei im Kampfe getötet, die übrigen in die Flucht geschlagen, den Leutnant aber, in dem sie den entsprungenen ehemaligen Schnapphahn erkannt, nach heftiger Gegenwehr gefangen genommen und alsbald an Se. Edeln, den Herrn von Brandeis, als Gerichtsschultheißen und Freigrafen, zur Aburteilung und verdienten Bestrafung abgeliefert.

„Nun stehet“, so schloß der Redner, „allhier der mißhandelte Müller als Kläger, bereit, die Richtigkeit seiner Angabe zu beschwören, und begehrt Rache an dem Gefangenen. So sitzen auch hier ihrer nicht nur sechs, sondern alle die Männer, so bei der Gefangennehmung des Verklagten geholfen haben, willens, eidlich die Klage zu erhärten und durch

---

[1]) Tatsächliches Vorkommnis.

Übersiebnung[1]) den Verklagten des ihm zur Last gelegten Verbrechens zu überführen."

Unter allgemeinem Schweigen der Versammlung richtete der Freigraf an den klagenden Müller die Frage:

„Ist's also, wie Euer Fürsprech gesagt?"

„Es ist also", gab dieser finster zurück.

„Heinz Perdux," wandte sich der Edelmann an den gefangenen Leutnant, „was habt Ihr auf das, so gegen Euch ist vorgebracht worden, zu antworten?"

Der Gefangene schwieg.

„Wollt Ihr Antwort geben?" donnerte ihn der Gerichtsweibel an, indem er ihm mit dem Kolben seiner Büchse einen Stoß versetzte.

„Die Pest über euch!" fluchte der Unhold. „Hätte ich nur meine Arme frei und ein paar meiner Pikeniere und Arkebusiere hier, der Teufel hol', ob ich euch dann nicht ärger mitspielen wollt' als dem heulenden Müllerweib." Er biß die Zähne zusammen, daß es knirschte.

Die Geduld der Männer war erschöpft. Zornige Verwünschungen wurden laut; Wut im Blick, voll Ingrimms fuhren sie auf den Schändlichen ein. Es fehlte nicht viel, so hätten sie ihn zerrissen. Gerichtsweibel, Schultheiß und Beisitzer hatten Mühe, ihn den Händen der Wütenden zu entreißen.

Endlich hatte sich der Sturm gelegt. Der Freigraf fragte:

„Was dünkt euch, ihr Männer? Sollt' es bei solchen Worten, damit der Verklagte, Heinz Perdux, soeben selbst hat eingestanden, dessen er ist bezichtigt worden, noch einer Vereidigung seiner Kläger bedürfen?"

„Es bedarf nicht!" rief es im Kreise.

„Wohlan," fuhr Herr von Brandeis fort, „so frag' ich des Gerichts Fürsprech um ein Urteil bei seinem Eid."

Ein Mann aus dem engeren Kreise der Alten nahm das Wort.

„Herr Schultheiß, erlaubt mir, aufzustehn."

„Es sei Euch erlaubt!"

Der andere trat vor und sprach: „Herr Schultheiß, Ihr habt mich gefragt um ein Urteil bei meinem Eid; so bin ich der Sachen allein nicht verständig und wissend genug, begehr demnach, daß Ihr Kläger und Verklagten heißet abtreten, so will ich mit Euch und dem ganzen Gericht mitberaten, so wollen wir mit der Hilfe Gottes ein Urteil fällen

---

[1]) Übersiebnung des Angeklagten durch sieben schwörende Personen, den Ankläger — der dabei zwei Finger der rechten Hand auf das vor dem Freigrafen oder Schultheißen liegende bloße Schwert legte — und sechs Eideshelfer.

und geben, das wir gegen Gott und der Welt können verantworten am Jüngsten Tage."

Herr von Brandeis befahl, den Gefangenen abzuführen. Die klagende Partei zog sich zurück, und die Umfrage wegen des Urteils begann. Rede und Gegenrede folgten einander; endlich hatten sich alle geeinigt. Der Freigraf ließ die Parteien von neuem vortreten, und mit lauter Stimme, in langsam abgemessener Rede, verkündigte des Gerichts Fürsprech das Urteil:

„Auf die gehörte Klag', auch auf des Gegenteils Verantwortung, Red' und Widerred', ist durch den Schultheißen und die Richter mit einhelliger Umfrag' zu Recht erkannt, daß Heinz Perdux aus Allerbruch im Harz, so sich einen kaiserlichen Leutnant nennt, auf handhafter Tat des Raubes und einer zwiefachen Mordtat ergriffen und darum des Todes schuldig, fortan soll ehrlos, rechtlos, siegellos, friedlos sein, daß sein Hals soll dem Stricke, sein Leichnam den Vögeln des Himmels und den Tieren des Feldes verfallen sein; daß darum der Gerichtsweibel den genannten Heinz Perdux führen soll auf einen Ort und Platz, wo es Fug und Statt haben mag, und ihn mit dem Strange an den nächsten Baum oder Ast zwischen Himmel und Erde —"

Ein greller Pfiff, der aus dem Walde unterhalb des Angers erscholl — das verabredete Warnungssignal der Jünglinge, die dort Schildwache standen —, machte ihn plötzlich verstummen. Hundegeheul ertönte. Die Tiere, die schon seit einiger Zeit, ohne daß es die Leute in ihrer Aufregung beachtet hätten, große Unruhe verrieten, erhoben einen gewaltigen Lärm. Wütend zerrte des Leutnants Dogge an der Leine. Alle fuhren bestürzt empor. Die Männer, die den Gefangenen hielten, sahen einander ratlos an.

In stummem Trotze, das Gesicht von Wut und Haß verzerrt, hatte dieser die Urteilsverkündigung angehört. Verwundert über die Unterbrechung, erhob er mit einer raschen Bewegung den Kopf. Was bedeutete der plötzliche Lärm? Er lauschte — nahte ihm vielleicht noch im letzten Augenblicke unerwartete Hilfe? Plötzlich richtete er sich straff mit einer triumphierenden Gebärde empor.

Aus der Tiefe des Tales drang ein Geräusch, dumpf und dröhnend wie der schwere Tritt nahenden Kriegsvolkes. Fackeln und Lichter tauchten unten am Bache auf; in ihrem Scheine sah man Helme und Speerspitzen blinken.

Der Brust des Gefangenen entrang sich ein Jubelschrei. Ein dämonisches Feuer blitzte aus seinen Augen.

„Heisa, Kameraden," schrie er heiser, „packt sie, die Hunde!

Ha, ihr Knollfinken, wo ist nun Euer Mut? Heran, wer es wagt, die Hand an einen kaiserlichen Leutnant zu legen!" Er schlug eine höhnische Lache auf.

Aber er lachte nicht lange. In die allgemeine Bestürzung hinein klang die ruhige befehlende Stimme des Edelmanns:

„Gerichtsweibel, knebelt den Gefangenen und bringt ihn hinweg!"

Wie sehr sich der Kaiserliche auch sträuben mochte, es half ihm nichts. Von kräftigen Fäusten gepackt, war er im Augenblicke unschädlich gemacht.

Auf dem Platze war es still geworden. Die Ruhe, mit der Herr von Brandeis seine Anordnungen traf, gab allen die nötige Besonnenheit zurück. Abermals klang seine Stimme:

„Die Fackeln aus, ihr Männer!" Schnell ward der Befehl vollzogen. „So — und nun Achtung! Je drei und drei die Höhe hinauf in den Wald!"

Viertes Kapitel.

Graf Waldstein erscheint auf dem Schauplatze.

Lautlos wie Schatten verloren sich die Männer im Dunkel des Waldes. Im Handumdrehen sahen sich unsere schwedischen Freunde allein. Ihre Lage war mißlich genug. Mit der Stärke des Feindes wie auch mit den örtlichen Verhältnissen unbekannt, wußten sie nicht, ob sie bleiben oder den andern nach aufs Geratewohl in den Wald flüchten sollten. Die Pistolen schußbereit in der Faust, lauschten sie in das Tal hinab — da fühlte sich der Doktor von jemand am Arm berührt. Er wandte sich um; der Förster stand neben ihm mit seinem Hunde.

„Folgt mir, ihr Herren," flüsterte Waldfrieder, „aber flugs, die Geschichte wird ernst."

Den eigenen Hund an der Leine, eilten sie ihrem Führer nach. Kaum hatten sie einige Schritte in der Richtung des Baches zurückgelegt, als beide Hunde gleichzeitig ein kurzes Geheul ausstießen, des Leutnants Dogge mit heftigem Rucke sich losriß und mit dem Hunde des Försters in langen Sätzen voranstürzte. Ein Rauschen und Prasseln von zerknicktem Gezweig und brechendem Reisig ward hörbar; ein flüchtiger Menschenfuß eilte in einiger Entfernung vorüber; plötzlich vernahmen die Männer einen kurz abgebrochenen, halb erstickten Schrei. So schnell sie ihre Füße trugen, eilten sie in der Richtung des Schalles vorwärts. Jetzt hatten sie die Stelle erreicht. Die Hunde hatten den Flüchtling zu Boden gerissen; schon schlugen sie mit grimmem Bisse ihre Fänge in Brust und Arme des Unglücklichen ein; wie verzweifelt sich dieser auch wehrte, er wäre ein Kind des Todes gewesen, wäre ihm nicht gerade noch rechtzeitig Hilfe geworden. Die Männer rissen die rasenden Tiere von ihrem Opfer hinweg. In der Meinung, einen Bauern oder Bergknappen vor sich zu haben, suchte Doktor Ansorge dem Erschöpften emporzuhelfen. Da stieß er mit dem Fuße an einen Gegenstand. Er bückte sich und griff danach. Zu seiner Verwunderung hielt er eine Armbrust in der Hand. Er zeigte sie dem Förster.

„Oho, was ist das?" brummte dieser verdutzt. „Wie kommt das Ding hierher?" Ein böser Verdacht schoß ihm durch den Kopf. „Die Losung, schnell!" herrschte er den Geretteten an.

Es erfolgte keine Antwort. „Du weißt sie nicht? Ha, Verräter! Hinweg mit ihm!"

Ohne an Widerstand oder an Flucht zu denken, ließ sich der Ertappte binden und knebeln.

„So," flüsterte Waldfrieder grimmig, „den hätten wir sicher! Und nun vorwärts mit dem Kerl über den Bach zur Krähenschlucht!"

Oben am Bache stießen sie auf ein paar Jünglinge. Sie wechselten die Losung. „Ah, Hainbuch und Lorenz," rief der Forstmann mit gedämpfter Stimme, „seid ihr es?"

„Sind's. Wen habt ihr da?"

„Einen Gefangenen", gab Waldfrieder finster zurück. „Hier, faßt an! Und nun vorwärts!"

Es war die höchste Zeit. Wenige Augenblicke später hatte der kaiserliche Haufe den Anger erreicht. Man hörte die Stimme des Hauptmanns, der, verwundert, die Stelle leer zu finden, seiner Enttäuschung in zornigen Worten Ausdruck gab.

„Heda, ihr braunen Schufte," rief er, „wo sind sie, von denen ihr uns ein so großes Geschrei gemacht? Wehe euch, ihr Schelme, wenn —"

Mitten im Satze brach er fluchend ab.

„Höll' und Teufel!"

Ringsum am Saume des Waldes blitzte es auf; donnernd folgte der Knall der Schüsse nach. Im Scheine der mitgebrachten Fackeln bot der dichtgedrängte Haufe ein nur zu gutes Ziel. Mit dem Hauptmann wälzten sich mehrere seiner Krieger getroffen am Boden.

Ein anderer Offizier übernahm das Kommando. Fluchend befahl er, die Anhöhen zu stürmen. Da — horch — was war das? Hufschlag galoppierender Rosse dröhnte das Tal herauf. Die Stürmenden stutzten. Unschlüssig machten sie Halt.

Überrascht fuhren Ansorge und sein Begleiter empor. Ein schmetternder Trompetenstoß erklang; Waffengeklirr ließ sich hören und jetzt — ein lautes Geschrei: „Vivat Gustavus Adolphus!" —

Die Bauern in ihrem Waldversteck atmeten erleichtert auf. „Gott sei Lob und Dank," flüsterte Waldfrieder an des Doktors Seite, „es sind die Eurigen! Jetzt haben wir gewonnen Spiel. Möcht' aber wissen, wie sie herkommen."

An der Spitze einer Reiterabteilung stürmte ein reckenhafter Mann in kohlschwarzer Eisenrüstung, Graf Waldstein — bei Freund und Feind der schwarze Graf genannt —, das Tal herauf. Waldfrieder war aufgesprungen. Gellend erklang, gleichsam als Antwort auf der Schwedischen Schlachtgeschrei, sein Ruf durch den Wald:

„Halli, Hallo — auf sie, Freunde! Drauf und dran!"

Kampfesmutig eilte er, gefolgt von den beiden Offizieren, den Berg hinab.

Sein Beispiel zündete. Ringsum am Abhang erhob sich lautes Geschrei. Von allen Seiten klomm es an den waldigen Abhängen nieder. Mit jauchzendem Kampfrufe stürzte sich, was irgend kampffähig war, Bauern und Bergknappen, auf den überraschten Feind.

Ahnte dieser, daß er bei den erbitterten Bergbewohnern keine Gnade zu hoffen habe? Jedenfalls sah man, daß er, obwohl von allen Seiten umringt, entschlossen war, den Kampf aufzunehmen. Schnell hatte sich die Abteilung zu einem Viereck mit verschiedenen Fronten zusammengeschlossen. Von den langen Spießen der Pikeniere gedeckt, feuerten die Musketiere ihre Gewehre auf die Heranstürmenden ab. Die Schüsse taten indes in der Dunkelheit wenig Schaden, und ehe die Musketiere zum zweiten Male laden konnten, waren bereits die Schweden heran. Ein Kommandoruf — und aus einem Dutzend Flintenläufen zuckt es in feurigen Strahlen auf. Ehe der Donner in den Bergen verhallt, sind, den nachfolgenden Kürassieren Platz zu machen, die Schützen — leichte Dragoner — seitwärts abgeschwenkt, und in die Lücke, die die Salve drüben in den festgefügten Haufen der Pikeniere gerissen hat, sprengt mit gewaltigem Satze allen andern voran der schwarze Graf . . . Seine Klinge saust durch die Luft; die entgegenstarrenden Lanzen fliegen zur Seite — da wäre der Ahnungslose um ein Haar des Todes gewesen. Ein Musketier, der von der Seite her den Stürmenden beobachtet hat, legt, die brennende Lunte am Zündloch, auf ihn an; zischend flammt das Pulver auf der Pfanne auf — da — ein lauter Schrei, ein scharfer Knall, — aber der Schuß hat sein Ziel verfehlt. Von wuchtigem Schwertschlage getroffen, sank der Schütze zu Boden. Es war Erno, dem der Graf seine Rettung verdankte.

In wenig Augenblicken war der Kampf entschieden. Der ganze Haufe wurde auseinandergesprengt. Eine Anzahl flüchtete in den Wald. Es war ihr Unheil; bis auf einige wenige, die entkamen, wurden sie noch im Laufe der Nacht von den erbitterten Bergbewohnern eingefangen und niedergemacht. Die Zurückgebliebenen streckten die Waffen und baten um Quartier.

„Quartier?" schrien die herandrängenden Landleute wütend. „Quartier wollen sie haben?"

„Wer, ihr Schelme," rief einer, „gab uns Quartier, wenn wir um Schonung baten für unsere Weiber und Kinder? Nieder mit ihnen!" . . .

Der Graf kam der blutigen Absicht zuvor. „Halt da!" rief er drohend, „der erste, der seine Hand wider diese Leute erhebt, ist des Todes. Die Gefangenen sind mein."

Murrend zogen sich die Bauern zurück.

„Laßt sie, Kinder!" ertönte eine ruhige Stimme. „An Wehrlosen werdet ihr keine Gewalttat üben! Dankt Gott, daß er euch so gnädig errettet hat aus einer großen Gefahr. Zündet die Fackeln an!"

Herr von Brandeis war aus dem Walde getreten. Wunderbar schnell ward der Befehl vollzogen. Im Scheine der flammenden Lichter ließ der Obrist seine Blicke über Sieger und Besiegte schweifen. Mit scheuer Verwunderung sahen die Bergbewohner zu ihm auf. Gleich den Rittern des Mittelalters hielt er da, ein Bild urwüchsiger Kraft, in seiner schwarzen Eisenrüstung. Eine mächtige Straußenfeder wallte am Helme. Er hatte das Visier geöffnet, so daß man das Gesicht mit den markigen Zügen erkennen konnte. Unzählige Fältchen und Runzeln bedeckten das Antlitz, und ein grauer Schnauzbart zog sich unter der mächtigen Adlernase hin, ein Beweis, daß der herrliche Mann wohl längst über den Mittag des Lebens hinaus war; aber noch blitzte das Feuer der Jugend aus dem prächtigen Augenpaare. So mochten die Helden der Vorzeit ausgesehen haben, wenn sie, wie die Sage berichtet, auszogen, den Lindwurm zu erlegen . . . Jetzt öffnete er abermals den Mund. Mit drohender Stimme rief er:

„Wer, ihr kaiserlichen Schelme, ist euer Anführer?"

Jener Offizier, ein Bramarbas mit gewaltigem Knebelbart und zwei Zöpfen, die wie zwei Bockschwänze ihm von den Schläfen niederbaumelten, in Pluderhosen und einem Paar Stiefel, deren Schäfte wie mächtige Trichter von den Beinen abstanden, trat vor und sagte:

„Dem Herrn aufzuwarten, der Hauptmann liegt — weiß nicht, lebt er noch oder ist er tot — dort auf dem Platze, von einem jener Knollfinken[1]) aus dem Hinterhalt niedergeschossen wie ein Hund. So habe ich einstweilen die Ehr', das Fähnlein[2]) zu kommandieren."

[1]) Spitzname, den die Soldaten den Bauern gaben.

[2]) Fähnlein, Fahne = Kompagnie (jede Kompagnie hatte eine Fahne, daher der Name). Beide Bezeichnungen kamen damals vor. Auch bei den Reiterabteilungen wechselten die Namen: die Dragoner, die eigentlich nur eine Art berittenen Fußvolks waren und darum von den andern gern als „Zwitter" gehänselt wurden, waren wie das Fußvolk in Fahnen (Fähnlein) oder Kompagnien geteilt, während die Abteilungen der Panzerreiter, der Küraſſiere, meist Schwadronen oder (nach der Reiterstandarte, die Kornett [Cornet] hieß) Kornette [Corneten] genannt wurden. Aber auch sie finden wir des öfteren als Kompagnien bezeichnet, so im Theatrum Europaeum von Merian I, 931 ff. (Geschichte des Bauernaufstandes in Österreich vom Jahre 1626) u. a. O.

„So?" entgegnete, Verachtung in Blick und Ton, der Obrist. „Solcher Ehr' hätt' Er sich halt nicht lange zu erfreuen gehabt. Ihr Schelme, was hattet ihr mit diesen Leuten vor?"

Der Bramarbas machte ein finsteres Gesicht. Nach einigem Zögern erwiderte er: „Ehe dem Herrn zu antworten mich obligieret erachte, möchte erinnern, daß der Herr uns nicht als Schelme, sondern als ehrliche und redliche Kriegsknecht', Soldaten Ihrer kaiserlichen Majestät, wolle anreden und behandeln. Sonst was die Sach' belangt, so uns hierhergeführt, so muß bemerken, daß die Knollfinken dort in keiner Weis' Ursach haben, ihr Maul wider uns aufzureißen. Sie haben unsern Soldaten mitgespielt, daß es eine Schand' ist. Wo ein einzelner sich sehen ließ, hat man ihn totgeschlagen wie einen tollen Hund. Ganze Kommandos, zum Furagieren ausgesandt, sind niedergemacht worden. Selbst an die Offiziere in Ihrer Majestät Heere hat man gewagt, die Hand zu legen. So war uns gemeldet worden, daß einer unserer Leutnants, ein tapferer, redlicher Mann, den Knollfinken sei in die Hände gefallen, der jetzt in großer Bauernversammlung wie ein gemeiner Verbrecher solle abgetan werden. Nun frag' ich den Herrn bei seiner soldatischen Ehr': sollten wir dergleichen ungeahndet uns bieten lassen? Zeit und Ort der Versammlung war uns aufs genaueste verraten worden. Wir kamen hierher: aber" — er stieß einen Fluch aus — „sind da in eine schöne Falle geraten."

Das tapfere Herrlein schwieg. Die Landleute murrten laut. Rufe des Abscheus ertönten; ringsum sah man erregte, zornige Gesichter. Mit ernsten, gespannten Mienen blickten die schwedischen Kriegsmänner in die Szene. Des Obristen Antlitz blieb unbewegt. Seine Blicke flogen über die Menge. Mit ruhiger Stimme fragte er:

„Ist's also, wie der Kaiserliche sagt?"

„Nein, er lügt!" schrie es gellend aus dem Haufen zurück. „Nicht an ehrliche Kriegsleut' haben wir Hand gelegt — an Räubern, Blutsaugern und Leuteschindern haben wir unserer Obrigkeit Gebot nach Vergeltung geübt."

Herr von Brandeis trat vor. Ein bittender Blick, eine gebietende Handbewegung des Greises genügte, die Menge zu beschwichtigen. Dann nahm er das Wort. Tiefen Ernst in Blick und Ton gab er über alles Geschehene Bericht.

„Exzellenz können", schloß er mit zuckender Lippe, „hiernach ermessen, welcherlei die Behandlung ist, so das arme Landvolk von den kaiserlichen Söldnern und deren Führern erduldet. Die Strafe, so über jenen Schnapphahn, über den wir hier zu Gericht gesessen haben, ist

verhängt worden, ist im Vergleich mit den Schandtaten, so er verübt hat, fürwahr milde genug. Eins aber möchte ich von dem Herrn da" — er deutete auf den Bramarbas — „erfahren, wer ihm nämlich von unserm Vorhaben Kunde gebracht und ihm diesen Ort verraten hat. Ich muß wissen, ob ein Verräter in unserer Mitte und wer dies ist; denn nur jemand, der die Verhältnisse kennt, konnte die Kunde ihm zutragen. Der Herr Obrist frage den Mann danach, ich bitte!"

Die Stimme des Greises klang dumpf, drohend, schmerzbewegt.

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Menge.

„Ihre Edeln haben recht," klang es ringsum, „wir müssen wissen, wer der Verräter ist."

Eine Pause entstand. Ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, blickte der Kaiserliche um sich.

„Nun, wer ist's?" fragte der Obrist mit gerunzelten Brauen. „Wer, ihr Schelme, hat euch von dieser Versammlung Kunde gebracht?"

„Der Herr da", bequemte sich der Bramarbas mit finsterem Blicke zu antworten, „kann sich beruhigen. Nicht er ist der Verratene, die Verratenen sind wir. Und nicht seine Bauern — unsere Führer, ein paar schuftige Zigeuner sind die Verräter — die Pest in ihren Hals!"

Die Landleute atmeten erleichtert auf. Herr von Brandeis machte ein erstauntes Gesicht. „Zigeuner, Taterleute?" rief er gedehnt. Er schüttelte den Kopf. „Das begreife, wer kann!"

Der Graf maß den Kaiserlichen mit einem verächtlichen Blicke. „Also von Zigeunern habt ihr die Kunde. Wo kommt ihr her?"

Der Offizier nannte den Ort.

„Ihr gehört zu dem Nachtrabe des Fuggerschen Korps, zu dem Haufen, den Obrist von Szombat, genannt der tolle Hans, befehligt?"

„Dem Herrn aufzuwarten," versetzte der Bramarbas stolz und warf sich in Positur, „ich hab' die Ehr', unter dem tapfern Herrn, dem Obristen Hans Joseph von Szombat, zu dienen."

„So, und wo hat besagter Herr derweil sein Quartier?"

Der Kaiserliche zögerte mit der Antwort. „Ich bin Euer Gefangener," hob er endlich an, „indes werdet Ihr als redlicher Kavalier nicht darauf bestehen, daß ich meiner eigenen Partei zum Nachteil rede; bitte derhalben, mir die Antwort auf diese Frage zu erlassen."

In den Augen des Grafen blitzte es zornig auf; er bezwang sich jedoch. Mit mehr Achtung, als er bisher gezeigt hatte, sagte er:

„Gut, so werden wir uns auf anderm Wege die nötigen Informationen verschaffen." Sein Blick überflog die Gefangenen: „Wer kann über den Obristen Szombat Auskunft geben? Der melde sich!"

Keiner rührte sich. Unwillig wandte sich der Obrist ab.

„Wo sind die Zigeuner?"

Man suchte, man fragte — es waren keine Zigeuner da.

„Nun, was soll das heißen?" rief der Graf aufgebracht. Er sah den Leutnant an.

„Was soll's heißen?" versetzte dieser und zuckte die Achseln. „Werden klüglicherweis ihre Haut salviert haben, die Schufte! Waren schon verschwunden, als der Tanz mit den Knollfinken losging." Er lachte zornig.

„Ich glaube, das ist ein Irrtum", erklang eine helle Stimme ganz in der Nähe. Aller Augen richteten sich auf den Sprechenden. Es war der Doktor. Mit den Verwundeten beschäftigt, die auf dem Platze umherlagen, hatte er dem Verhöre anfangs kaum Beachtung geschenkt; die Worte des Leutnants erst machten ihn aufmerksam. Vortretend fuhr er fort: „Dem Herrn Obristen aufzuwarten, einer der braunen Gesellen wenigstens ist, wie mich dünkt, in unserer Gewalt. Ich werde, gefällt es Ew. Exzellenz, ihn herbeiholen."

Mit einem Ausdrucke höchlicher Überraschung starrte Graf Waldstein den Doktor an.

„Ei, Doktorchen," rief er lachend, „Ihr hier?" Ein Zuruf erreichte sein Ohr. „Heda, auch Leutnant von Bergheim? . . . Euch, ihr Herren, vermutete ich allerdings an einem andern Ort. Wie kommt ihr hierher?"

„Als Begleiter eines ehrsamen Forstmannes, dem Herrn Obristen aufzuwarten", replizierte der Leutnant mit vergnüglichem Schmunzeln. „Wir haben den Tanz, die ganze lustige Komödie mitgemacht von Anfang bis zu Ende."

„Ei, ei," erwiderte Graf Waldstein ernst und hob schier verweisend den Finger, „findet der Herr Leutnant die Sache so lustig? Wie mich dünkt, wäre daraus um ein Haar ein sehr rührsam Trauerspiel geworden. Ein Glück, daß unsere Vedetten den Haufen entdeckten, wie er so stumm und heimlich, dazu in so auffallender Eile zwischen den Bergen dahinzog . . . Ihr wollt also den Zigeuner herbeischaffen, Doktor?"

„Zu befehlen, Ew. Exzellenz!" Der Arzt ergriff eine Fackel und eilte hinweg. Sein Auge suchte den Förster. Finstern Angesichts, die Büchse auf den Knien, saß Waldfrieder abseits der übrigen auf einem Steine. Sein Hund kauerte neben ihm im Grase. Erno trat zu ihm.

„Will der Herr Förster", sagte er, „mir einen Gefallen tun? Ich muß den heimtückischen Gesellen, den Armbrustschützen, zur Stelle schaffen; wollt Ihr mich, bitte, begleiten?"

„Wird schlecht genug gehen", erwiderte der Forstmann grimmig.

„Wenig fehlte, so hätte dieser hundsklinkerischen Schiebochsen[1]) einer mich auf seine Lanze gespießt wie ein nichtsnutziger Bub' einen Schmetterling. Bin ihm zum Glück noch ausgewichen, immerhin aber hat mich der Gauch noch so unter den Rippen gekitzelt, daß ich im ersten Augenblicke glaubte, ich hätte für mein Lebtag genug. Item, mein Kamerad, der Weibel, hat den Kerl dafür auch geschossen, daß er stürzt', als hätt' ihn der Blitz erschlagen. Kommt, helft mir ein wenig, daß ich wieder auf die Beine komme."

Von dem Doktor unterstützt, stand er auf.

Sie drangen in den Wald. Der Platz, wohin man den Zigeuner geschleppt hatte, war bald erreicht. Der Gefangene lag, in seinen Banden zappelnd, mit zerrissenen Kleidern am Boden; Hainbuch und Lorenz, die Jünglinge, die Waldfrieder als Wache bei ihm zurückgelassen hatte, standen mit lachendem Munde daneben. Die Burschen machten sich ein förmliches Vergnügen daraus, mit derben Neckereien und noch derberen Püffen und Stößen den Geknebelten schier zur Verzweiflung zu bringen. Sie weideten sich förmlich an seiner Angst. Die vergeblichen Versuche, die er machte, den Mund frei zu bekommen, sein krampfhaft verzerrtes Mienenspiel reizten die Mutwilligen immer aufs neue zu ausgelassener Heiterkeit. Erst die Ankunft des Doktors und seines Begleiters machte der peinlichen Lage ihres Opfers ein Ende. Erno leuchtete mit der Fackel über den Gefangenen hin. Er sah in ein blutjunges, durchaus nicht unschönes Gesicht, ein dunkles Augenpaar blitzte ihm mit halb trotzigem, halb ängstlichem Ausdruck entgegen. Er hatte recht vermutet; das ganze Aussehen verriet den Zigeuner. Forschend betrachtete der Arzt des Gefangenen Züge. Bei aller Wildheit lag ein Ausdruck darin, der ihm wohlgefiel. Sein Mitleid erwachte. In plötzlichem Entschlusse beugte er sich zu dem Jüngling nieder, nahm den Knebel hinweg und sprach: „Höre, Gesell, weißt du auch, daß du mit deinem nichtsnutzigen Spionenstreiche das Leben verwirkt hast?"

Der Zigeuner schwieg; aber das Zucken der Wimpern, der angstvolle Blick, mit dem er zu dem Sprechenden aufsah, bewies, daß er sehr wohl die Frage verstanden hatte.

„Ja, ja, Bürschlein," fuhr der Doktor mit freundlich ernster, bekümmerter Miene fort, „es ist, wie ich sage. Soll es nach Kriegsrecht gehen, so bist du verloren. Aber du dauerst mich. Ich bin entschlossen, dir Schonung auszuwirken; doch höre! ich stelle eine Bedingung dabei."

---

[1]) Spottname der Pikeniere.

In dem dunkeln Auge des Zigeuners leuchtete es blitzartig auf. Mit zuckendem Gesicht, in einem Tone, aus dem neben aufflammender Lebenshoffnung deutlich die Sorge herausklang, ob der Sprechende nicht ein grausam Spiel mit ihm treibe, stotterte er:

„Wenn — wenn's Euer Ernst wäre, Gnaden?"

„Mein voller Ernst. Von dir selbst soll es abhängen, ob Tod oder Leben dein Los sein wird. Und die Bedingung ist nicht schwer. Sprich, kannst du dich entschließen, mein Famulus, mein Diener zu werden? Und würdest du als solcher mir Treue halten, unverbrüchliche Treue?"

„Ah!" Des Zigeuners Auge blitzte. „Können Ew. Gnaden noch zweifeln? O, wie gern, Ew. Gnaden! Und niemals — ich schwör' es Euch — sollen's Ew. Gnaden zu bereuen haben, daß Sie an dem armen Taterjungen, dem Nix, haben Barmherzigkeit geübt."

„Wohlan, so sei es. Aber wehe dir, wenn es dir je beifallen sollte, mein Vertrauen zu täuschen!"

„O niemals, Herr, beim Himmel — ich schwöre —"

„Laß das unnütze Schwören", unterbrach ihn der Doktor streng. „Jetzt sage mir, ist dir bekannt, wo Herr von Szombat, der kaiserliche Obrist, derweile seinen Aufenthalt hat?"

Über die Züge des Gefangenen huschte ein Lächeln. „Ja, Herr," flüsterte er und blinzelte schlau, „Nix kennt den Ort. Nix weiß viel — viel mehr, als die Leut' glauben."

„Gut." Der Doktor nickte. „Nun höre, ich werde dich sogleich zu Ihrer Exzellenz, unserm Obristen, führen; der wird dich fragen, und du wirst ihm in allem wahrheitgetreu Antwort geben, verstanden? Es gilt dein Leben — denke daran!"

„Wohl, Ew. Gnaden, ich werde es tun."

Erno schickte sich an, seine Bande zu lösen. Waldfrieder, der, von Schmerz und Blutverlust erschöpft, sich auf einen Baumstumpf hatte niedergleiten lassen, schüttelte in mißbilligender Verwunderung den Kopf. „Na, ob d e r Treue hält", brummte er. „Ich würde dem braunen Kerl nicht so bald mein Vertrauen geschenkt haben."

„Laßt nur", erwiderte Erno. „Ich bin überzeugt, mein Vertrauen wird nicht getäuscht werden. Ist doch ein Hund, ein wildes Tier demjenigen dankbar, der ihm aus treuem Herzen eine Wohltat erweist; warum sollte nicht auch einmal ein Mensch einem andern aus Dankbarkeit Treue halten?"

Ein Strahl dankbarer Rührung zuckte bei den Worten über des Zigeuners Gesicht. In aufwallendem Gefühle haschte er nach des Doktors

Hand und bedeckte sie mit Küssen. In der Tat, seine Barmherzigkeit sollte unserm Freunde noch gute Zinsen tragen! ...

Sie kehrten zur Malstätte zurück. Der Obrist hatte die Reiter absitzen und um die Gefangenen einen Kreis bilden lassen. Er selbst hatte sich unter die Landleute gemischt und unterhielt sich lebhaft mit Herrn von Brandeis. Der Doktor mußte sich erst nach ihm durchfragen. Herr von Gylfa, sein Obristwachtmeister, und andere Offiziere waren bei ihm.

„Mit Verlaub, Exzellenz," rief der Arzt, „hier ist der Zigeuner."

„Aha!" Streng und forschend überflogen des Grafen Blicke die gnomenhafte, untersetzte Gestalt.

„Du Schelm," fuhr er ihn an, „du also bist derer einer, die dem kaiserlichen Kriegsvolk als Wegweiser dienten?"

Betroffen über die harte Anrede schlug der Jüngling das Auge nieder.

„Jetzt gestehe," befahl Graf Waldstein, „welcher Teufel hat dich geritten, daß du dich unterstehen durftest, an diesen Leuten hier" — er deutete auf die Landleute, die mit angehaltenem Atem dem beginnenden Verhöre lauschten — „so nichtswürdigerweise den Verräter zu spielen?"

„Unser vier", begann der Zigeuner kleinlaut, „hatten Auftrag, den kaiserlichen Haufen, die hier herum in den Bergorten Quartier genommen, von ihrem Obristen, dem Szombat, mündliche und schriftliche Botschaft zu bringen, daß sie sofort sollten mittagwärts nach dem Werratal aufbrechen und Fühlung suchen mit dem Fuggerschen Korps. Das Schreiben trug unser Hauptmann bei sich. Wir hatten die Botschaft schon größtenteils ausgerichtet und stunden im Begriffe, auch dem letzten noch übrigen Truppenteile die Nachricht zu bringen, da kamen wir — es war gestern so gegen Abend — unterwegs an einem Edelhofe vorbei. Wir hatten Hunger und gedachten uns etwas Speise zu holen, schlichen derhalben den Graben entlang zum Tore. Auf einmal drang ein Gewirr von Stimmen an unser Ohr. Wir schlichen näher. Das Pförtle stund offen; wir sehen hin, da ist der Hof von Bauern besetzt, und ein kaiserlicher Offizier ist dabei, dem die Hände gefesselt sind. Noch hatte uns keiner gesehen; hinter dem Torpfeiler versteckt, konnten wir alles, was drinnen verhandelt wurde, beobachten. Wir hörten, wie sie der Edelmann auf den heutigen Abend vertröstete; da sollte hier an dem Orte, den sie ‚die drei Linden' heißen, Gericht gehalten werden. Wir kannten den Ort von unsern Streifzügen her; haben einmal nit weit davon ein paar Nächte unser Lager gehabt. Nachdem wir solcherweis erkundet hatten, um was es sich handelte, sind wir, hungrig wie wir waren, wieder davongeschlichen. In dem Flecken angekommen, wo der Trupp lag,

dem unsere Botschaft galt, hat unser Hauptmann die Red' auf den gefangenen Leutnant gebracht; da ist der kaiserliche Hauptmann fuchswild worden und hat einen Fluch getan und hat uns gezwungen, daß wir der Abteilung haben hierher den Weg zeigen müssen. So ist's gekommen."

„So ist's gekommen," wiederholte Graf Waldstein zornig, „so, so! Und so wäre eure Schurkerei um ein Haar die Ursach eines Gemetzels geworden! Was sagt —" er wandte sich um — „Herr von Brandeis, und was sagen seine Freunde zu dieser Geschichte?"

Der Edelmann schüttelte mit einer traurigen Gebärde den Kopf. In seiner Umgebung entstand ein Gemurmel. Zornige Blicke richteten sich auf den Zigeuner; Fäuste ballten sich drohend. Der Anblick des Obristen hielt indes die Wütenden im Zaum.

„Wer das hätte ahnen können!" äußerte Herr von Brandeis mit einem Seufzer. „Vergebt mir, Kinder; so trage ich offenbar selbst die Schuld. Ich hätte vorsichtiger sein, die Pforte schließen und die Hunde hinauslassen sollen. Es soll mir für die Zukunft eine Lehre sein."

Der Graf setzte sein Verhör fort. „Sprich die Wahrheit, Knabe, und lüge nicht," hob er in strengem Tone an, „weißt du, ob die Kaiserlichen dem Befehle, von dem du sagtest, sind überall nachgekommen?"

„Ich denke, ja, Ew. Herrlichkeit", gab der Jüngling zur Antwort. „Der Obrist versteht in derlei Dingen keinen Spaß. Ich glaub' nit, daß außer dem Haufen, den Ew. Herrlichkeit soeben haben gefangen genommen, noch irgendein kaiserlich Fähnlein in diesem Teile des Gebirges werde zu finden sein. Nur die kleinen Städte am Süd- und Westrande des Gebirges sollen, wie ich aus dem Munde unseres Hauptmanns gehört hab', nach der Absicht des Obristen Szombat noch vorläufig von den kaiserlichen Truppen besetzt bleiben." Er nannte einige Namen, Klaustal, Wildemann und andere.

Der Graf schrieb die Namen in seine Brieftasche. Er fragte weiter:

„Wer hatte euch mit dem Auftrage betraut, der kaiserliche Obrist selbst oder ein anderer?"

„Er selber."

„So, und wo war das?"

„Der Ort heißt Hohlenfels, nit ganz einen Tagemarsch von hier entfernt."

„Den Ort wirst du uns nachher noch genauer beschreiben! Jetzt sprich, wie stark war der Truppenteil, den er bei sich hatte, als er euch jenen Auftrag gab?"

„Den Troß abgerechnet, wohl so an die hundertundfünfzig Mann. So hoch schätzte die Libuschka den Haufen."

„Die Libuschka? Wer ist das?"

„Unsers Hauptmanns Weib, so dem Obristen und seinen Offizieren die Karten hat schlagen müssen."

„Eine schöne Beschäftigung das!"

Die Umstehenden lachten. „Jedenfalls eine sehr einträgliche", bemerkte Obristwachtmeister von Gylfa schmunzelnd.

„Sind dir die Gründe bekannt," nahm Graf Waldstein wieder das Wort, „die den Obristen zur Abberufung der Truppen bestimmten?"

„Die Unsern munkeln, daß ihm der Fugger habe Order gesandt, er solle eilen, sein unterhabendes Kriegsvolk[1]) zu sammeln und sich an der Werra mit ihm zu vereinigen; bestimmtes weiß ich nit."

Die Offiziere machten enttäuschte Gesichter. „Oho," wandte sich Herr von Gylfa an den Obristen, „sollte uns das Herrlein bereits entschlüpft sein?"

Der Obrist antwortete nicht. Er fuhr in seinem Verhöre fort: „Was hatte der Kaiserliche vor? Ich meine: war er selbst, als er euch jenen Auftrag gab, schon im Aufbruche begriffen?"

„Nein, Ew. Herrlichkeit. Sollte zwar längst unterwegs sein, wie die Libuschka sagt, wär' ihm nit die Geschichte mit Hohlenfels in die Quere gekommen. Hat dort einen Handstreich vor, das hält ihn fest."

Die Offiziere horchten auf. „Was für einen Handstreich?" fragte der Graf.

„Die Erstürmung des Schlosses Hohlenfels. Wie es heißt, hätte sich der Obrist mit dem Herrn, dem Hohlenfels als Lehen zugehört, schwer erzürnt; den Grund weiß eigentlich niemand. Aber das Berghaus ist belagert, dermaßen belagert, daß kaum eine Maus hindurchschlüpfen kann. Er selbst hat im Dörfle Quartier genommen. Die Libuschka sagt, es hätte sich der Kaiserliche verschworen, er wolle das Nest haben, und der Herr und sämtliches Frauenzimmer darin müsse sein werden, wenngleich der leibhaftige Satanas mit ihnen im Bunde stünde."

„So?" rief der Graf in auflodernem Zorne — seine Stimme klang wie rollender Donner — „und ihr elendes Heidengesindel, seid ihr der Haar, einem solchen Wüterich, solchen Blutsaugern und Leuteschindern Spionen- und Handlangerdienste zu tun? Aufhängen sollte man dich und deine ganze saubere Sippschaft dazu!"

Der Zigeuner entfärbte sich. Nach allem, was vorausgegangen war, hatte er einen solchen Zornesausbruch kaum noch erwartet. Seine Knie schlotterten; zum Tode erschrocken, warf er sich vor dem Zürnenden nieder.

---

[1]) „Unterhabendes Kriegsvolk": damals viel gebrauchter Ausdruck.

„Gnade, Herr, Gnade!“ winselte er, „hab' ich doch nur getan, was mich der Bergehans hieß.“

„Wer? der Bergehans? Wer ist das?“

„Unser Hauptmann,“ schluchzte der Jüngling, „derselbe, der mit mir und noch zwei andern den Kaiserlichen hierher hat den Weg gezeigt.“

„So so, und wie heißest du?“

„Nix — Nix Na — Namenlos“, stotterte der Gefragte.

„Wie, was? Nix, Namenlos?“ rief der Graf verwundert. Die Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Ich heiße nit anders“, erklärte der Jüngling in weinerlichem Tone. „Bin ein Findelkind, eine Taterwaise, hab' weder Vater noch Mutter noch Namen; da hat die Libuschka, die mich auferzogen, mir den Namen gegeben.“

Der Arzt trat vor und flüsterte dem Obristen etwas ins Ohr. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ob's wohlgetan ist, Doktor?“ sagte er. „Hm, meinetwegen. Wünsche nur, daß Ihr nicht eines Tages mögt Ursach haben, Euren Entschluß zu bereuen.“

„Dank' es diesem braven Manne, du Galgenstrick,“ herrschte er den Zigeuner an, „wenn man dir das Leben für diesmal noch schenkt. Steh auf! Werde schon achthaben, ob du deinem guten Herrn wirklich wirst Fuß halten[1]). Merke dir: bei dem ersten Anzeichen einer neuen Verräterei mußt du unwiderruflich baumeln.“

Ein Dankeswort stammelnd, richtete sich der Jüngling auf. Der Doktor gab ihm einen Wink; beide entfernten sich. Erno nahm die unterbrochene Beschäftigung an den Verwundeten wieder auf. Nach seiner Anweisung leistete ihm Nix dabei hilfreiche Hand. Der erste, dem ihre Sorge galt, war Waldfrieder. Er erhielt einen Notverband. Er schmunzelte, als er den Zigeuner so geschickt als Doktorfamulus um sich hantieren sah. Der Doktor selbst war befriedigt.

Von Offizieren, Edelleuten und Bauern umgeben, hielt derweil Graf Waldstein eine Beratung. Was der Zigeuner über den Abzug der kaiserlichen Truppen nur als Vermutung geäußert hatte, erwies sich als Tatsache. Einige Landleute, die, zu Hand- und Spanndiensten gezwungen, den abziehenden Haufen entschlüpft waren, konnten darüber Auskunft geben. So brauchte man sich mit ihrer Vertreibung nicht aufzuhalten. Der Entschluß des Obristen, durch einen Gewaltmarsch über das Gebirge den Feind bei Hohlenfels zu überraschen, fand bei den Offi-

[1]) Alte Ausdrucksweise = standhalten.

zieren feurige Zustimmung. Es galt nur, einen zuverlässigen Führer zu finden. Die anwesenden Landleute wußten in der dortigen Gegend wenig Bescheid; der einzige, der Wege und Stege kannte, war der Zigeuner; so blieb nichts übrig, als ihm die Führerrolle zu übertragen. Er wurde gerufen. Sein Auge leuchtete, als ihn der Graf von seinem Begehr unterrichtete. Mit sichtlicher Genugtuung, daß man ihm das Vertrauen schenkte, gab er zur Antwort:

„Sehr wohl, Ew. Herrlichkeit, ich werde die Truppen führen. Ew. Herrlichkeit sollen zufrieden sein."

„Gut, so tue dein Bestes," nickte der Graf, „es wird dein Schade nicht sein." Er wandte sich wieder seiner Umgebung zu.

Seine nächste Sorge war, seinen Truppen, einem fliegenden Reiterkorps, den nötigen Mundvorrat für den Marsch zu beschaffen. Die Landleute machten betrübte Gesichter, als die Frage erörtert ward. Mißernten und Brandschatzungen hatten die Gebirgsbevölkerung in Grund ruiniert; der Preis der Lebensmittel hatte in jenem Jahre in Stadt und Land eine ganz enorme Höhe erreicht; allenthalben litten die Leute selbst am Nötigsten Mangel. Erst bei der Versicherung des Obristen, daß es sich nicht, wie man von den kaiserlichen Söldnern gewohnt sei, um eine neue Brandschatzung handle, daß vielmehr jeder Lieferung sofortige Bezahlung folgen werde, hellten sich die besorgten Mienen auf. Nach dem Vorgange der Edelleute, die, dankbar für die geleistete Hilfe, sich ohne weiteres bereit erklärten, sofort einige Fuhren mit Lebensmitteln für Mann und Roß an den Lagerplatz der Truppe abgehen zu lassen, versprachen endlich auch die Bauern, so viele ihrer noch etwas zu veräußern hatten, ihr möglichstes zu tun.

Befriedigt von dem Ergebnisse des Tages befahl der Obrist den Abmarsch. Die Gefangenen in der Mitte — sie sollten durch eine Eskorte nachher nach Wernigerode abgeführt werden, wo der Graf eine Besatzung zurückgelassen hatte — zogen die Krieger ab. Doktor Ansorge und sein neugewonnener Famulus sowie Leutnant von Bergheim mußten bei den Berittenen aufsitzen.

Der Mond war aufgegangen. Sein blasses Licht fiel über den Platz. Als der Doktor wie zufällig das Auge erhob, hatte er einen grausigen Anblick: an einer der alten Eichen am Rande der Lichtung hing, vom Mondlicht umflossen, eine leblose Gestalt — der Leichnam des verurteilten Leutnants. Der Gerichtsweibel hatte sein Werk vollbracht ...

Fünftes Kapitel.

Die Geschichte des schwarzen Grafen.

Es war am andern Tage.

Ohne eine Ortschaft zu berühren, war das Streifkorps nach einem anstrengenden Gebirgsmarsche bis in die Nähe von Hohlenfels vorgedrungen. Man hatte eine klippenreiche Anhöhe, die sogenannte Heunenschanze, erreicht, als man plötzlich die Zinnen des Schlosses über den Wäldern auftauchen sah. Mit einer Miene freudiger Überraschung erhob Graf Waldstein das Auge. Durch eine im Kreise der Offiziere gefallene Äußerung von der Gefahr unterrichtet, der er in dem Scharmützel des gestrigen Abends durch des Doktors Umsicht entgangen war, hatte er sich kurz zuvor zu Erno gesellt und mit ihm eine lebhafte Unterhaltung begonnen; jetzt brach er das Gespräch ab und kommandierte Halt.

Seine Blicke überflogen die Gegend. Bewaldete Hügelreihen dehnten sich ringsum aus, von Bachtälern und Schluchten durchschnitten, an deren steilen Gehängen zackige Granitgebilde aus dem dunkeln Grün des Laubwaldes schimmerten. Von einem Feinde war, soweit das Auge reichte, nichts zu entdecken. Der Zigeuner hatte sich seiner Aufgabe vortrefflich entledigt: man durfte annehmen, daß der Kaiserliche noch nichts von der Annäherung eines Schwedenkorps ahnte. Der Obrist, der schon im stillen seinen Entschluß gefaßt hatte, winkte den braunen Gesellen zu sich heran, drückte ihm seine Anerkennung über die gute Führung aus und richtete an ihn die Frage:

„Sprich, ist dir in der Nähe der Burg eine Stelle bekannt, wo man, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, das dortige Gelände und die feindlichen Belagerungsanstalten übersehen kann?"

Mit blitzenden Augen — die Anerkennung hatte ihm wohlgetan — gab Nix Antwort. „Wenn Ew. Herrlichkeit einen beschwerlichen Umweg nit scheuen" — er lächelte verschmitzt — „Nix weiß einen solchen Ort."

Der Obrist sah ihn forschend an. Der spitzbübische Ausdruck in dem dunkeln Gesicht behagte ihm nicht. Mit strengem Blick und Tone bemerkte er: „Nun wohl, Gesell; aber wirst du auch Fuß halten? Über-

lege dir wohl: führst du Böses im Schilde — geschähe es, daß der Feind durch deine Schuld vorzeitig Wind bekäme, so kostet es dir den Kopf. Du hafteſt mir mit Leib und Leben für den Erfolg, verstanden?"

Nix stand betroffen. Eine jähe Röte flog über sein Antlitz. Gekränkt durch das Mißtrauen, das die Worte verrieten, hob er mit stummem Vorwurfe das Auge zu dem Obristen empor. „Ew. Herrlichkeit", begann er, „mißtrauen dem armen Nix? Aber gewiß, Ew. Herrlichkeit" — er legte beteuernd die Hand auf die Brust —, „ich bürge für Dero Sicherheit! Den Ort zu erreichen kostet ein wenig Anstrengung, sonst hat die Sach' keine Gefahr. Den Weg wird mein Lebtag kein Szombatscher finden. Selbst die Bergbewohner scheuen die Gegend; sie gilt für verrufen, weil, wie die Sage geht, dort Berggeister ihr Wesen treiben. Sogar ob Taterleut', Leute meines Stammes, sind jemals dahingekommen, möcht' ich bezweifeln. Ich allein" — ein Leuchten flog über sein Antlitz — „kenne den Platz, seitdem ich mich einmal beim Kräutersammeln dahin verirrte."

Des Grafen Miene hatte sich aufgeklärt. In völlig verändertem Tone sagte er und nickte: „Gut, Gesell, ich habe dein Wort. Dein Herr, dem du — denke daran! — nach deinem gestrigen Schelmenstreiche die Schonung deines Lebens verdankst, wird selbst uns begleiten. Darf ich bitten darum, Doktor?"

Der Angeredete verbeugte sich. „Zu befehlen, Exzellenz; mit allem Vergnügen."

Auf einen Wink des Obristen trat der Zigeuner ab. Graf Waldstein rief den Obristwachtmeister und die anderen Offiziere zu sich heran.

Die Herren sprengten herbei. Er eröffnete ihnen seinen Plan. „Wenn es gelänge," äußerte er, „dem kaiserlichen Herrn die Pässe zu verlegen, so hätte man Aussicht, ihn einfach mit seinem ganzen Haufen gefangen zu nehmen. Mich des näheren über eine solche Möglichkeit zu orientieren, habe ich vor, jetzt einen Erkundungsritt zu unternehmen. Der Herr Obristwachtmeister wird derweil hier das Kommando führen. Ich weiß nicht, wie lange mich die Geschichte aufhalten wird; jedenfalls bitte ich, diesen Platz vor meiner Rückkehr oder bis zum Empfange weiterer Nachricht nicht zu verlassen. Der Herr Kamerad wird an geeigneten Punkten Posten ausstellen; auch empfehle ich ihm, das Gelände ringsum durch Patrouillen untersuchen zu lassen, da es mir, als wir vorhin den Grund durchritten, einmal vorkam, als liefen Fußspuren durch den Wald. Vorläufig darf niemand, der etwa des Weges käme, durchgelassen werden."

„Natürlich nicht", nahm der Obristwachtmeister mit unzufriedener Miene das Wort. „Aber — der Herr Obrist verzeihe — wozu eine solche

Verzögerung? Ich denke, je schneller wir vorrücken, desto besser; um so sicherer haben wir den Erfolg in der Hand. Wüßte partout nicht, was bei diesem Erkundungsritte groß herauskommen sollte. Ich rate entschieden ab; der Teufel könnte leicht, wer weiß, bei dem Aufschub sein Spiel haben."

Die andern dachten, wie ihr beifälliges Gemurmel bewies, ebenso. „Und zudem", ließ sich Rittmeister von Dornburg vernehmen, „sehe ich nicht ein, warum, wofern ein solcher Ritt sein müßte, ihn just der Herr Obrist unternehmen wollten. Lassen doch Exzellenz dann lieber einen andern — mich zum Beispiel — reiten; mir würde die Sache ein Vergnügen sein. Warum wollten sich Ew. Exzellenz persönlich einer möglichen Gefahr aussetzen?"

Graf Waldstein winkte beschwichtigend mit der Hand. „Lassen's halt gut sein, Messieurs", bemerkte er. „Als Obrist für Leib und Leben jedes einzelnen meiner Soldaten verantwortlich, werde ich nicht so unbesonnen sein, aufs Ungewisse dreinzuschlagen — einen Angriff zu riskieren, der kaum ohne Blutvergießen abgehen, dem verschlagenen Führer des feindlichen Haufens aber leicht Gelegenheit geben dürfte, trotz allem zu entschlüpfen. Und was hätten wir dann? Er würde uns sämtliches Kriegsvolk auf unserm Wege rebellisch machen, dadurch aber unsern Zug ins Hessische möglicherweise so erschweren, daß wir hernach weder vor- noch rückwärts könnten. Dem gedenke ich vorzubeugen, ihr Herren. Daß ich selbst den Ritt unternehme — ei nun," — er erhob das Haupt — „ich denke, das Exempel Ihrer Majestät, unsers glorreichen Kriegsherrn, sollte für jeden Befehlshaber im Heere maßgebend sein, überall selbst nach dem Rechten zu sehen. Zudem reite ich halt nicht allein, habe bereits Doktor Ansorge um seine Begleitung gebeten und werde auch ein hinlänglich starkes Kommando als Salva Guardia[1]) mitnehmen. Will einer der Herren mir mal den Leutnant Kleinhans herbeirufen?"

Der Leutnant, ein blutjunger Offizier, sprengte herbei. Er errötete vor Vergnügen über die Auszeichnung, als er erfuhr, daß er mit seiner Truppe den beiden Herren das schützende Geleit geben sollte.

Die Begleitmannschaft trat an. Der Obrist teilte sie in Vorhut und Nachhut, rief den Doktor an seine Seite und ritt von dannen. Der Zigeuner, selbst zu Fuße, zeigte den Weg.

Durch eine Schlucht, in deren Rinne über Geröll und Granitblöcke ein Wässerlein schäumend dahinschoß, führte der Weg zu einer Lichtung hinab, die sich wie eine große Bucht in den die Abhänge säumenden Fichtenwald schmiegte. Weiter und weiter ging's zwischen Felsen und

[1]) Schutzwache.

gestrüppbewachsenen Halden eine neue Schlucht entlang. Der enge mit Baumwurzeln und Felsstücken besäte Pfad nötigte zur Vorsicht; schweigend ritten die Krieger bald zu zweien, bald einzeln hintereinander dahin. So langten sie endlich am Fuße des Berges an. Sie hatten eins jener Flußtäler erreicht, die, von Felsklippen eingeengt, sich durch die bewaldeten Berge winden und durch ihre Romantik das Harzgebirge berühmt gemacht haben. Der Graf ließ seine Blicke das Tal entlang schweifen. Eine schimmernde Rasenfläche dehnte sich längs des Ufers. Tiefste Stille herrschte ringsum; man mochte zweifeln, ob je ein Menschenfuß, den Frieden der Waldeinsamkeit störend, die weltabgeschiedene Gegend betreten habe. Ein paar Hirschkühe ästen im Grunde; sobald sie die Kommenden witterten, erhoben sie hastig den schönen Kopf, äugten die Fremdlinge eine Weile lang an und stoben dann schleunig nach dem Walde davon.

Graf Waldstein nahm das unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Was ich doch sagen wollte, Doktor," hob er an, „ich danke Euch, daß Ihr mir halt das Vertrauen geschenkt und, was Euer Herz bedrückt, so rückhaltlos mir eröffnet habt. Seid versichert, daß ich aufrichtigen und großen Anteil nehme an Eurem Leide! Traun, es muß furchtbar gewesen sein in Magdeburg. Und Ihr habt keine Hoffnung, Eure Jungfer Liebste wiederzusehen?"

Der Doktor schüttelte traurig den Kopf. „Wo ich konnte," erwiderte er, „hab' ich versucht, über Juttas Verbleib Erkundigung einzuziehen; ich habe bei gefangenen kaiserlichen Söldnern, die in Magdeburg sind dabeigewesen, Umfrage gehalten, habe Briefe gesandt in die Hansastädte, wohin viele der Überlebenden sich geflüchtet, aber nirgend konnte ich eine Auskunft erlangen. Ich habe keine Hoffnung mehr. Und doch," fuhr er mit zuckender Lippe fort, „hätte ich nur ihren Verlust, hätte ich ihren sicheren Tod zu beklagen, ich würde mich darein finden, würde verwinden lernen und verschmerzen. Aber, o diese furchtbare Ungewißheit ... Wenn ich daran denke, was für Gerüchte über das Los der gefangenen Jungfrauen umgehen, wenn ich mir vorstelle, auch Jutta könnte dieser Unglücklichen eine sein, dann ist's, als wolle sich mir das Herz umdrehen vor namenlosem Weh ... Der, der Gedanke ist's," — Erno seufzte tief auf — „der wie ein unheimliches Gespenst mich verfolgt bei Tag und Nacht, der sich wie mit tausend Stacheln mir schier in die Seele gebohrt hat und das Gemüt mir zermartert."

Es war heute das erstemal, daß der schweigsame Mann einem Kriegsgefährten sein Herz erschlossen hatte. In Magdeburg einst ein geschätzter Arzt, der sich besonders bei dem ärmeren Teile der Bevöl-

kerung einer großen Beliebtheit erfreute und darum bei jung und alt nur der Armendoktor hieß, verlobt mit der Tochter eines Mannes, der — Hartmann Wilke war sein Name — seinerzeit in den Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft als Wortführer der Schwedenpartei eine Rolle gespielt hatte, hätte Doktor Ansorge damals mit keinem Sterblichen tauschen mögen. Da war wie eine Wetterwolke das Unglück hereingebrochen, das alle seine Hoffnungen mit jähem Schlage zertrümmerte: die Belagerung und die Zerstörung von Magdeburg ... Sein Schwiegervater Wilke war im Kampfe gefallen, er selbst verwundet worden; von seinem Vater, dem Kriegsveteranen, dem Getümmel entrissen, war er wie durch ein Wunder dem Tode entronnen. Wunderbar beschirmt, während in der unglücklichen Stadt der Tod seine furchtbare Ernte hielt, waren beide auf einem Kahne die Elbe hinabgeflüchtet, später von einer schwedischen Patrouille aufgegriffen und nach Jerichow gebracht worden, wo just der König Quartier genommen hatte. Aufs freundlichste hatte sich Gustav Adolf der Flüchtlinge angenommen. Er hatte beiden eine Anstellung in seinem Heere verschafft. Von seinen Wunden genesen, war Erno Feldarzt im Regimente des schwarzen Grafen geworden. Auch hier war ihm das Glück günstig gewesen; erfolgreiche Kuren, besonders die aufsehenerregende Heilung eines schwer erkrankten Schwedengenerals, hatten seinen Namen in kurzer Zeit im Heere berühmt gemacht und ihm eine seltene Auszeichnung — den Titel eines königlichen Hof- und Leibmedikus — eingetragen. Sein Obrist und sämtliche Offiziere des Regiments bis zum jüngsten Fähnrich herab waren ihm gewogen, Gustav Adolf selbst sein ausgesprochener Gönner — dennoch war er nicht glücklich. Ein tapferer Kriegsmann, als Arzt immer der erste, wo es galt, menschliche Leiden zu mildern, überhaupt eine weiche, tiefempfindende Natur, der die ernste Zeit, in der man lebte, vollends schon frühzeitig ihren Stempel aufgedrückt hatte, trug er in der eigenen Brust eine Wunde mit sich herum, deren brennenden Schmerz kein menschliches Heilmittel zu stillen vermochte. Seit dem Tage von Magdeburg trug sein Gesicht jenen schwermütigen Zug, dessen Grund sich keiner seiner Kriegsgenossen enträtseln konnte.

Mitleidig betrachtete ihn der Obrist. Auf seinem markigen Gesicht lag ein wunderbar weicher Zug.

„Ich verstehe Euren Schmerz, Doktor", sagte er. „Traun, es sind keine leichten Wege, die Gott seine Kinder so oft, zumal in jetziger Zeit, führt. Weiß doch auch ich ein Stücklein davon zu erzählen. Aber wie spricht Sankt Petrus? ‚So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, auf daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.'"

„Wenn dein Wort'", fuhr er wie in Gedanken fort und strich mit der Hand über sein Angesicht, „nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende' . . . Auch ich, mein Freund, hatte einst viel Bekümmernis in meinem Herzen, und es hat lange genug gedauert, bevor die Tröstungen des göttlichen Wortes bei mir haben Eingang gefunden . . ."

Betroffen blickte Erno auf. Durch des Obristen Züge zuckte ein tiefer Schmerz.

„Ich weiß," bemerkte er leise und senkte das Haupt, „auch Exzellenz haben Schweres in Ihrer Heimat Österreich erlebt. Es ist hart, sich ausgestoßen zu wissen aus seinem Vaterlande."

„Das, mein Freund," versetzte der Graf, „ist halt das Schwerste nicht, was mir das Leben an herber, bitterer Erfahrung brachte." Er lenkte mit einem plötzlichen Entschlusse sein Pferd dicht an des Doktors Seite und fuhr fort: „Soll ich Euch erzählen, Doktor, welche Schicksalsstürme einst über mich sind dahingebraust? Vielleicht würdet Ihr Euer eigen Leid dann in einem andern, milderen Lichte betrachten."

„Wenn Exzellenz", versetzte Erno mit bescheidenem Zögern, „mich Ihres Vertrauens würdigen wollten — Sie würden einen dankbaren Zuhörer haben."

Der Obrist räusperte sich.

„Nun wohl, will Euch meine Geschichte erzählen — eine traurige Geschichte, Doktor, in gewisser Hinsicht ähnlich der Eurigen, und doch noch viel trauriger, so traurig, daß Ihr verstehen werdet, wie ihre Erinnerung noch heute nach fünfundzwanzig Jahren — denn so lange ist's her — meine Seele mit Wehmut erfüllt. Es handelt sich um Ereignisse, die, bis auf den heutigen Tag in ein undurchdringlich Dunkel gehüllt, wie der Blitz in mein Leben schlugen, meinem irdischen Glück ein jähes Ende bereitet und meinen Lebensweg seitdem so einsam gestaltet haben. Doch ich muß etwas weit ausholen."

Er machte, wie um seine Gedanken zu ordnen, eine Pause. Mit verschleierter Stimme fuhr er fort: „Es war in dem Türkenkriege, so vor mehr als dreißig Jahren — just am Ende des verflossenen Säkulums — in Ungarn ausgefochten ward, als ich, damals noch ein junges Blut und Rittmeister bei einem Kürassierregiment, eines Abends nach einem siegreichen Schlachttage an der Spitze meiner Reiterschar einen Haufen fliehender Türken verfolgte. In einem Dorfe zur Seite des Hügels, von dessen Gipfel die Zinnen eines Klosters winkten, suchte sich der Feind noch einmal festzusetzen. Eine tüchtige Salve empfing uns, als wir uns näherten. Der unerwartete Widerstand und vollends der Anblick

einer wallenden Türkenfahne mit dem Halbmonde, die sich plötzlich auf den Zinnen des Klosters zeigte, erbitterte uns. Ein Leutnant der Meinigen, mein Vetter Günter von Eschenbach —"

Mitten im Satze brach der Erzähler ab. „Mein Vetter Günter," sagte er leise, „wie lebhaft sehe ich ihn vor mir; der arme Mann — fast stets lag ein Zug von Schwermut auf seinem Gesicht..."

Mit einer heftigen Bewegung griff er seinem Rosse in den Zügel; mit großen Augen, als käme ihm eine Offenbarung, sah er seinen Begleiter an. Verwundert hob dieser das Auge zu ihm empor.

„Ja, blickt nur," bemerkte der Obrist und lächelte, „aber es ist wirklich sonderbar. Schon als ich Euch das erstemal sah, überkam es mich wie eine Erinnerung. Ist auch andern diese Ähnlichkeit mit der Sippe der Waldsteine aufgefallen! Erst gestern schwatzten meine Offiziere davon. Item, was sie da von dem Friedländer sagten, war dummes Gefasel. Mein unglücklicher Vetter Günter ist's, dem Ihr gleicht; Eure Statur, Euer Gesicht — just wie er leibte und lebte."

„Ein seltsam Spiel der Natur", versetzte Erno — so wenig ihm danach zumute war, mußte er über die Lebhaftigkeit des greisen Kriegers lächeln —; „aber ich bin erfreut, daß mein Anblick bei Ew. Exzellenz eine so liebe Erinnerung weckt."

„Ein seltsam Spiel der Natur", wiederholte der Obrist gedankenvoll. Er erhob das Haupt. „Doch ich wollte Euch ja meine Geschichte erzählen. Ich ließ also den Leutnant mit seinem Zuge absitzen und die Häuser des Dorfes stürmen; mit den andern setzte ich selbst wie ein Gewittersturm den Hügel zum Kloster hinan. Der Feind, der hinter der Klostermauer in guter Deckung stand, empfing uns mit einem Kugelregen; wir ließen uns aber nicht aufhalten. Durch eine Petarde wurde die Pforte gesprengt; im Augenblicke sind wir im Hofe. Was sich zur Wehre setzte, ward niedergehauen, die übrigen gefangen genommen. Von den Klosterbewohnern zeigte sich keine Spur. Waren sie geflüchtet, oder hielten sie sich versteckt, ich weiß es nicht, nahm mir auch nicht die Zeit, danach zu forschen. Mit dem Trompeter und einigen andern stürmte ich die Stiegen zum Turme hinan. Im Begriffe, mit der erbeuteten Fahne den Turm zu verlassen, bemerkte ich in einer Nische seitwärts eine schmale Tür. Mehr aus Neugier als in einer besonderen Absicht eilte ich hinzu und versuchte zu öffnen. Die Tür war verschlossen. Ich stieß mit dem Fuße dagegen — da vernahm ich drinnen einen leisen, unterdrückten Schrei. Nun stieß ich die Tür vollends auf. Ich blickte in den halbdunkeln Raum einer Klosterzelle. Unter dem einzigen Fenster kniete neben einem Betpult eine weibliche Gestalt. Die Hände wie zur Abwehr erhoben,

einen Ausdruck qualvoller Angst in dem schönen bleichen Antlitz, sah sie, ein Bild rührender Hilflosigkeit, zu dem fremden Manne auf. Betroffen starrte ich die Kniende, ein wunderschönes, noch blutjunges Mägdlein, an. Ein unendlicher Liebreiz umfloß das zarte Gesicht, die ganze Erscheinung. In süßes Hinstaunen versunken, stand ich unschlüssig auf der Schwelle. Schon wollte ich, eine Entschuldigung stammelnd, mich sacht entfernen — da redete mich die Liebliche an. ‚O Herr,' flehte sie, und ihre Stimme klang so minniglich süß, ‚Ihr scheint mir ein redlicher Mann; um der Wunden Christi willen erbarmet Euch mein, errettet mich aus der Gefangenschaft dieser Mauern!' Da kam Leben in mich, sag' ich Euch! Ich hob sie empor, trug sie auf meinen Armen den Turm hinab in den Hof und ließ zum Abzuge blasen. Die Krieger eilten herbei — ich sehe noch ihre verwunderten Gesichter bei dem Anblick des Mägdleins —; wir verließen den Klosterhof und schlossen uns dem zurückgebliebenen Zuge an, der mittlerweile im Dorfe blutige Arbeit gehabt, aber einen vollständigen Sieg errungen hatte.

„Wir langten im Lager an. Meine erste Sorge war, meiner schönen Gefangenen eine passende Unterkunft zu verschaffen. Ein trefflich Ehepaar, unser Feldprediger und dessen Gattin, nahmen sich des verlassenen Mägdleins an. Ich erfuhr ihre Verhältnisse. Sie war eine Szombat —"

Mit einer Miene höchster Überraschung sah Erno auf. „Eine Szombat!" wiederholte er leise. Ihm fiel ein, was Leutnant von Bergheim gestern über die Stimmung des Grafen gegen seinen kaiserlichen Gegner geäußert hatte. Ein eigentümliches Verständnis begann ihm zu dämmern.

„Jawohl, eine Szombat," fuhr der alte Krieger fort und seufzte, „desselben Namens wie unser kaiserlicher Widerpart . . . Der Mann muß ein Verwandter sein; möchte wissen, in welchem Grade! Die Familie ist päpstlich bis auf den heutigen Tag. Und der Vater der Unvergeßlichen — ach, er zumal war ein fanatischer Anhänger der Lehren Roms. Sie war schon als Kind für das Kloster bestimmt worden. Schon war der Tag nicht mehr fern, da sie als Novize eintreten sollte, da hatte sich etwas ereignet, das mit einem Male alle Pläne und Berechnungen der Familie durchkreuzte. Durch einen seltsamen Zufall war sie mit einem protestantischen Prediger bekannt geworden und durch diesen in den Besitz einer Devayschen Bibel[1]) gelangt — ein Ereignis, das, für ihre ganze Zukunft bedeutungsvoll, ihrem Leben wie mit einem Schlage eine andere Wendung gab. Was soll ich viel sagen? Das heilige Buch

[1]) Devay, ein Schüler Luthers, hatte im Jahre 1545 die Bibel ins Magyarische übersetzt.

hatte es ihr angetan. Ein neu Licht, eine neue Erkenntnis ging der Heilsbegierigen auf . . . Klaren und hohen Geistes, entschlossen in Tun und Handeln, wie klar und entschieden in ihrem Denken, weigerte sie sich, ins Kloster zu gehen. Der Zorn des Vaters, der mittlerweile Witwer geworden war, und der Grimm der Brüder war grenzenlos . . . Mit Gewalt hatte man sie ins Kloster gesperrt. Über ein Jahr schon hatte sie, Tag für Tag mit Bekehrungsversuchen bestürmt, dort geschmachtet, ohne daß weder List noch Gewalt, weder Hunger noch Kerkerhaft noch andere Mißhandlungen vermocht hätten, das standhafte Mägdlein zum Widerruf seiner evangelischen Erkenntnis zu bewegen, als der Geängstigten, Gequälten endlich die Stunde der Rettung schlug. Brünstiger als je zuvor, so gestand sie nachher, hatte sie just an jenem Tage zu Gott um Rettung aus der schier unerträglichen Lage gefleht, da war ich gekommen. Dem heiligen Petrus, bekannte sie, könne nicht wundersamer zumute gewesen sein, als ihn der Engel Gottes von seinen Banden erlöste, als ihr, da sie mich so plötzlich hätte in der geöffneten Tür stehen sehen. Sie hätte sogleich erkannt, daß ich der Bote sei, den Gott auf ihr Gebet ihr zur Rettung zugesandt habe."

Ein Ruf des Zigeuners: „Da, der Bauer!" unterbrach den Erzähler. Beide, der Obrist wie sein Begleiter, sahen auf. Die Vorhut hatte Halt gemacht. Aller Augen waren auf einen Felsblock gerichtet, der seitwärts am Bergeshang den Weg überragte. Hoch oben auf der Spitze des Felsens hockte eine seltsame Gestalt — ein Mann, der, an Brust und Rücken durch Höcker verunziert, eher einem Kobold als einem menschlichen Wesen glich. Seine Tracht war die eines Bauern aus dem Gebirge; eine alte Otterfellmütze saß ihm auf dem Haupte; das Antlitz war hohl und aschfarben, von Pockennarben förmlich zerrissen und von langen Strähnen strohgelben Haares umrahmt, und hatte einen blöden, nichtssagenden Ausdruck.

„Heda, wer bist du?" hörte man die Stimme des Leutnants.

Der sonderbare Mensch gab indes keine Antwort. Mit einem halb blödsinnigen, halb verschmitzten Lächeln starrte er den Fragenden an. Dieser gab einigen Dragonern einen Wink; sie saßen ab und spähten, die Felswand umschleichend, nach einer Stelle, die einen Aufstieg ermöglichte, um in der Stille des Männleins habhaft zu werden. Sie hatten sich jedoch verrechnet. Mit luchsartigen Blicken folgte das verwachsene Menschenkind ihren Bewegungen; plötzlich tat's einen Schrei und sprang auf, setzte mit einer erstaunlichen Behendigkeit über Klippen und Felsen hinweg und war im Handumdrehen verschwunden. Die Dragoner hatten das Nachsehen.

Der Leutnant war ärgerlich. „Der närrische Kerl," rief er, „konnte der einem nicht Red' und Antwort stehen?"

„Laßt ihn laufen", beruhigte ihn der Obrist. „Der Bauer tut uns nichts. Ein Blödsinniger offenbar," wandte er sich an den Doktor, „für uns kaum gefährlich."

Er rief die Dragoner zurück. Man ritt weiter, und der Obrist nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Ich will halt kurz sein. Ein halb Jahr war dahingegangen. Von dem Prediger und seinem Weibe wie eine Tochter geliebt, taute das Jungfräulein förmlich auf in der neuen Umgebung. Mit jedem Tage nahm sie so äußerlich wie innerlich zu an Anmut und Lieblichkeit. Ihr kindlich fröhlicher Sinn, ihr tief Gemüt, das, von der Glut des Glaubens durchleuchtet, je mehr und mehr seine reichen, köstlichen Schätze entfaltete, der zarte Hauch edler Jungfräulichkeit, der, über ihr Wesen ausgegossen, ihre ganze Erscheinung mit einer wundersamen Hoheit und Würde umkleidete, bezauberte alle, die mit der Lieblichen in Berührung kamen. Mein eigen Herz gehörte ihr vom ersten Augenblick an. Ihr Vater war, wie ich mittlerweile in Erfahrung gebracht hatte, noch während ihres Klosteraufenthaltes verstorben; nichts hinderte mich, dem Zuge meines Herzens zu folgen; so trug ich endlich Herz und Hand der Verwaisten an. Sie ward mein Weib. Wer war glücklicher als ich? Der Wonnemond meines Lebens war angebrochen in dem Augenblick, da sie als mein ehelich Gemahl am Altare mir angetraut ward — eine Zeit, sonnig, strahlend, wie ein goldner Frühlingsmorgen. Ich war unbeschreiblich glücklich.

„Aber, ach, welch ein unbeständig Ding ist's doch um unser irdisch Glück! Es war Friede geworden. Nach Österreich, meinem Vaterlande, war ich nicht zurückgekehrt. Die peinliche Lage, in der sich die Evangelischen in den habsburgischen Stammlanden befanden, schreckte mich ab. Die Verwaltung meiner heimischen Güter lag schon längst in anderen, glücklicherweise treuen Händen; so war ich in Ungarn geblieben. Ich hatte mir in der Nähe von Ofen ein Gütlein erstanden. Trotz der feindseligen, gehässigen Gesinnung, die meine Schwäger mir und ihrer Schwester, meiner Gattin, bekundeten, hatten wir dort ein paar Jahre still und zufrieden verlebt; meine Frau hatte soeben ihr zweites Söhnlein geboren, ein lieblich Knäblein, aus dessen Gesicht und tiefdunkeln Augen mir das verjüngte Gesicht seiner Mutter entgegenlachte: als das Rollen der eisernen Kriegswürfel aus meiner Ruhe mich aufschreckte und mich abermals auf den Kampfplatz rief. Auf Betreiben der Jesuiten hatte Kaiser Rudolf versucht, auch bei den Evangelischen Ungarns die päpstliche

Religion gewaltsamerweise wieder einzuführen. Er fand jedoch Widerstand. Entschlossen, Gut und Blut an die Erhaltung ihrer Religionsfreiheit zu setzen, ergriffen die ungarischen Stände unter Führung eines tapferen Mannes, des Stephan Botskai, die Waffen. Sämtliche Edelleute des Komitats folgten seinem Rufe; ich durfte und wollte nicht dahintenbleiben."

Von seinen Erinnerungen überwältigt, machte der alte Krieger eine Pause. Über seinen Zuhörer war eine seltsame Erregung gekommen. Schon wieder schlug der Name dieses tapferen Ungarhelden, des Stephan Botskai, an sein Ohr. Als wäre der Name ein Zauberwort, so stand plötzlich das Bild des gestrigen Tages, sein Waldabenteuer im Forsthause, wieder vor seiner Seele. Gedankenvoll, fast beklommen sah er der Fortsetzung der Erzählung entgegen.

Der Obrist holte ein paarmal tief Atem. Mit einer Stimme, deren tiefer, zitternder Klang Kunde gab, wie mächtig ihn die Erinnerung jener Tage bewegte, fuhr er fort:

„Meine Gemahlin begleitete mich in den Krieg. Da geschah es einst in einer regnerisch stürmischen Nacht, daß der Feind unser Lager unversehens mit Übermacht angriff. Durch die Lärmsignale der Posten aus dem Schlafe aufgeschreckt, hatte ich kaum Zeit, mich in die Kleider zu werfen; ich küßte meine schlummernden Knaben, beruhigte mein jammerndes Weib — ach, mein Lebtag werde ich ihren angstvollen Blick nicht vergessen — und stürmte hinaus. Mit einem rasch gesammelten Haufen meiner Panzerreiter warf ich mich dem Feinde entgegen. Aber es war bereits zu spät. Ehe noch unsere Regimenter in Schlachtordnung aufrücken konnten, hatte, durch die Dunkelheit begünstigt, der Feind schon im Lager Fuß gefaßt und schleuderte die Eisenbälle seiner Kartaunen in die regellosen Massen der Unsern hinein. Alles geriet in Verwirrung; einzelne Abteilungen, die sich gesammelt hatten, konnten nichts schaffen; zuletzt stob alles in heilloser, kopfloser Flucht auseinander. Auch mein Regiment ward in die allgemeine Verwirrung hineingezogen. Mit einem kleinen Häuflein meiner Reiter sah ich mich plötzlich allein; nur mit genauer Not entging ich der Gefahr, abgeschnitten und gefangen zu werden. Wir wandten uns; das Herz von banger Ahnung erfüllt, sprengte ich spornstreichs die Gassen des Lagers entlang, der Richtung meines Zeltes zu...

„Aber, o mein Gott, dieser Schreck! Das Zelt war leer — mein Weib verschwunden, die Dienerin, mein ältester Knabe mit ihr. Ich blickte in den Nebenraum — auch Base Elfriede, die trauernde Wittib meines Vetters — er war seit dem Türkenkriege verschwunden, ich vermute,

in einem Hinterhalt heimlichem Mordstahl erlegen —, war weg und mein jüngstes Söhnlein auch. Verzweiflungsvoll rief ich die Namen der Verschwundenen in die Nacht hinaus — nur der schauerlich heulende Sturm und das Geprassel des Regens, verbunden mit dem Geheul der siegtrunkenen Feinde, gab Antwort. Mitleidig umgaben meine Reiter ihren verzweifelnden Führer. Der Schmerz packte mich mit rasender Gewalt — aber zur Wehklage blieb keine Zeit. Schon kam es aus der Dunkelheit herangesprengt mit Geschrei und in sausendem Galopp, wie das Hussa des wilden Jägers. Ein lauter Aufschrei aus gepreßter, gequälter Brust: ‚Kinder, mir nach!' — dann ging's in blinder, rachsüchtiger Wut gegen den heranbrausenden Feind. Es war ein verzweifeltes Handgemenge gegen eine mehr als fünffache Übermacht — allein es war, als hätte in jener Nacht nicht weniger als alles sich zu unserem Verderben verschworen. Der Regen ließ plötzlich nach, der aufgehende Mond zeigte dem Feinde unsere geringe Zahl; ein Schwarm Kroaten kam ihnen zu Hilfe, während von den Unsrigen weit und breit nichts mehr zu sehen war — so schien unsere Vernichtung besiegelt. Noch eine Weile fochten wir wie Verzweifelnde weiter, da verlor ich, bereits aus mehreren Wunden blutend, den Helm; in demselben Augenblick erhielt ich einen Säbelhieb über den Kopf, daß ich taumelte. Ich wäre zu Boden gestürzt, aber einer meiner Reiter, ein treuer Gesell, griff zu, faßte den Zügel meines Pferdes und führte mich aus dem Getümmel.

„Es war ein Wunder, daß wir beide mit dem Leben davonkamen. Mehrere Kroaten waren uns auf den Fersen. Endlich kam Hilfe. Ein paar Regimenter der Unsrigen, die sich mittlerweile ermannt und gesammelt hatten, brausten heran und brachten die Feinde, die sich bereits plündernd über das Lager zerstreuten, durch ihr bloßes Erscheinen in die Flucht.

„Von meinen leiblichen Wunden genas ich bald; aber die Wunde, die der Raub meines Weibes, meiner Kinder meinem Herzen zugefügt hatte, vernarbte nicht. Nie hab' ich wieder eine Kunde von ihnen erlangt. Alle Versuche, etwas über ihren Verbleib, ihr Los zu erfahren, sind erfolglos geblieben. Ein tiefer, schwerer Kummer nagte an meiner Seele. Zuweilen kam eine Schwermut über mich, die mich jeglichem Zuspruch unzugänglich, die mir selbst den geselligen Umgang der Freunde zur Qual machte. Kein Trostspruch göttlichen Wortes wollte verfangen. Ich haderte mit Gott. Nur das wilde Getümmel des Kampfes vermochte zeitweilig mein innerlich Weh zu betäuben. Keine Gefahr war so groß, daß ich ihr nicht getrotzt, kein Unternehmen so waghalsig, daß ich es nicht vollführt hätte. Ich suchte den Tod ..."

Der Erzähler schwieg. Ein schmerzlicher Seufzer entquoll seiner Brust. Sein Haupt war gebeugt; die mächtige Gestalt schien förmlich zusammenzusinken. Auch der Doktor war tief ergriffen. Ein Gefühl der Beschämung beschlich seine Brust: seine eigene Trübsal, was wollte sie besagen neben dem großen, gewaltigen Leide, das diesem Manne, dem dreifach vereinsamten, zu tragen beschieden war? Ihm war überhaupt wunderseltsam zumute. Jene Geschichte des Kinderraubes, des nächtlichen Überfalles — hatte er nicht all das schon aus anderem Munde gehört? Waldfrieder — wie lebhaft ihm dessen Erzählung in Ohr und Herzen jetzt widerklang ... Und da — jene irrsinnige Greisin, die Frau, die, in Jugenderinnerungen verloren, Lieder von unglücklicher Liebe sang, wie lebhaft sah er auch sie wieder vor sich ... Elfriede nannte sie sich — war es nicht just der Name der verschwundenen Base, von der Graf Waldstein erzählt hatte? Und adelig war sie, und Ungarn ihr Vaterland — was sollte er denken? Sollte es wirklich Frau von Eschenbach sein, deren Lebensgeschichte dort in der einsamen Waldhütte ihren Abschluß fand? Vielleicht täuschte er sich; es mochte eine zufällige Übereinstimmung äußerer Umstände sein, und doch, wer vermag das Spiel unserer Gefühls- und Gedankenwelt, die kühnen Sprünge einer erregten Einbildungskraft zu erklären? Wieder und wieder kehrten seine Gedanken auf diesen Punkt zurück. Als hätte es eine heimliche Stimme ihm zugeraunt, fuhr ihm die Frage durch den Sinn: wie, wenn die zitternden Hände der Greisin den Schleier zu lüften vermochten, der seit fast einem Menschenalter das Geschick der unglücklichen Grafenfamilie umschwebte? Er überlegte: sollte er dem Obristen sein gestrig Erlebnis erzählen? Aber was dann, wenn trotz allem und allem die Ahnung trog, wenn seine Mitteilung für den Schwergeprüften nur eine Quelle neuen Kummers, neuer schmerzlicher Enttäuschung wurde? ...

Die Stimme des Gefährten entriß ihn seinen Betrachtungen.

Der Graf hatte sich aufgerafft. Mit zitternder Stimme, aber erhobenen Hauptes und ruhigen Angesichts fuhr er fort:

„Gott dem Herrn sei ewig Dank, daß er in seinem Erbarmen mich in diesem schrecklichen Zustande nicht ließ untergehen! Unter den milden Strahlen der Gnadensonne, so im Evangelio von Christo dem Sünder leuchtet, begann die starre Eisrinde verzweifelten Schmerzes, die mein Herz umpanzerte, endlich, endlich zu schmelzen. Der Schmerz gab dem linderen Gefühle einer tiefen Wehmut Raum. Es zog wieder Friede ein in mein Herz, und ich lernte auch wieder fröhlich sein in meinem Gott. Aber äußerlich bin ich, in der Schule des Lebens gereift, ein stiller Mann geworden. Ich heiße ‚der schwarze Graf'. Den Namen hat mir

der schwarze Harnisch eingetragen, den ich, als Sinnbild der Nacht und des Todes, mir damals anfertigen ließ, als ich von tiefster Melancholie umfangen, den Tod als Befreier ersehnte; der Eitelkeit und Vergänglichkeit irdischer Freuden mich stets zu erinnern, hab' ich auch nachmals die schwarze Rüstung nicht abgelegt. In ihr will ich auch, wenn mein Herr mich einst abrufen wird aus diesem Jammertale, begraben werden.

„Das, mein lieber Doktor, ist meine Geschichte", schloß er mit einem tiefen Atemzuge. „Die alten schmerzlichen Erinnerungen wieder aufzufrischen, ist mir nicht leicht geworden. Auch vernarbte Wunden brechen wohl einmal wieder auf, bluten und schmerzen. Item, können meine Erlebnisse dazu dienen, Euch eine tröstende, aufmunternde Lehre zu geben, soll's mich nicht gereuen, Euch diesen Einblick in meine Vergangenheit, in meine Verhältnisse, in mein innerstes Wesen vergönnt zu haben."

Er schwieg. Tränen standen in des Doktors Augen. Es war ihm im Augenblick unmöglich, ein Wort zu sagen. Das Erlebnis in der Waldhütte blieb unerwähnt.

Sechstes Kapitel.

Allerhand Heimlichkeiten.

Der Weg, auf dem Nix unsere Freunde führte, war, wie wir schon an der Erscheinung des Buckligen wahrnehmen konnten, keineswegs so einsam und menschenleer, wie er in gutem Glauben behauptet hatte. In derselben Stunde, da der Graf seinen Begleiter jenen schmerzlichen Blick in seine Vergangenheit tun ließ, saßen in einem Kieferndickicht, das den felsigen Abhang über dem Flusse säumte, mehrere wild aussehende Männer. Drei von ihnen schienen Krieger zu sein. Die langen Musketen zwischen den Knien, starrten sie müde und verdrossen vor sich hin. Etwas abseits kauerten zwei andere; gedrungene Gestalten in buntscheckiger Tracht, mit braunen, von schwarzem strähnigem Haar umrahmten Gesichtern, machten sie einen entschieden fremdländischen Eindruck. Es waren Zigeuner. Auch sie trugen Waffen; aus den breiten bunten Tuchgürteln, die sich um Brust und Lenden schlangen, sah man Pistolen- und Messergriffe ragen. Eine kurze Büchse lag neben dem einen am Boden; eine Fiedel in der Hand, der er von Zeit zu Zeit leise Töne entlockte, warf er flüsternd ein paar Worte hin, schwieg dann und summte ein Liedchen zwischen den Zähnen. Der andere hielt eine Armbrust gegen die Brust gestemmt; mit einem Seitenblick auf den Gefährten gab er, während seine Hand die Kurbel drehte, auf dessen Bemerkung ebenso leise Antwort:

„Schon recht, Hauptmann. Ist jedoch jetzt die Frag', ob wir ihn so leichten Kaufes, wie du denkst, den Schweden werden aus den Klauen reißen."

Sein Genosse lächelte höhnisch.

„Ha — jetzt, wo der Schwed' selber uns dazu die schönste Gelegenheit gibt? Dummheit, Branderwilm! Merkst nit, wie der Schwed' dazu kommt, auf einmal so dicht vor Hohlenfels Halt zu machen? Meiner Six, verzweifelte schon daran, wie wir's sollten fertig bringen, noch rechtzeitig anzulangen und den Szombat auf das drohende Ungewitter vorzubereiten. Da hat gewiß der schlaue Bub' dem Schweden was

weis gemacht, daß er erst so vorsichtig läßt auf Kundschaft reiten . . . Wer nur der Eiserne sein mag? Sollt's am Ende — ha, wahrhaftig," fuhr er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, lebhaft auf, „ich laß mich hängen, Branderwilm, wenn das nit der Anführer selber ist. Na, dem wird schön die Suppe versalzen werden! Denkt's wohl extra klug anzufangen, das kaiserliche Volk wie der Fuchs den Hühnerstall zu erschleichen, damit ihm nit etwa der Braten entwische. Recht so — wohl bekomm's Euch, Herr Schwed'! ‚Allzuviel ist ungesund', sprach der Jäger zum Hühnerdieb und zog ihm den Pelz ab. Wer allzuhoch hinaus will, bricht sich den Hals."

Der andere schob den Bolzen in den Lauf. Mit einem lauernden Blicke sah er den Genossen an: „Trau halt dem Bub nit zu sehr, Hauptmann. Mir scheint's nit, als ob der die Absicht hätte, den Eisernen — wer's auch sein mag — und seine Leut' in eine Falle zu locken."

Sein Genosse ward ungeduldig. „Ha, willst Nix anschwärzen, Branderwilm? Traust seiner Redlichkeit nit? Pah, sag' dir, der kennt seinen Vorteil so gut wie ein anderer. Meinst, der wisse nit Gold von Kieselsteinen zu unterscheiden? Was hätte er von den Hungerleidern, den Schweden, zu hoffen? Bei unserm Landsmanne aber, dem Szombat, regnet's Gold."

„Gold hin, Gold her," — Branderwilm grinste — „wer fragt nach Gold, wenn es das Leben gilt? Ich glaubt' nit anders, als daß die Knollfinken ihn auf der Stell' hätten mit des Seilers Tochter kopuliert. Warum haben sie's nit getan? Warst selbst verwundert, Hauptmann, als wir ihn heut heil und ganz bei den Schweden sahen. Wer weiß, was der Schlingel denen alles verraten hat — nur um das bißchen Leben zu retten. Ich bleib' dabei: die Sach' wird halt ihren Haken haben. Ist überhaupt die Frag', ob der Bub' uns freiwillig wiederkommt. Ging schon immer so seine eigenen Wege; warum sollt's ihm da nit auch einmal bei den Schweden gefallen?"

Bergehans machte ein finsteres Gesicht. „Sollt's möglich sein?" murmelte er. „Papperlapapp!" — Er lachte kurz auf; die Krieger, denen vor Erschöpfung die Augen zugefallen waren, fuhren auf und wandten verwundert die Köpfe. „Mag er wollen oder nit, was tut's? Dort vorn hinaus ist die Wasserschlucht. Reitet der Geharnischte mit seinem Gefolge durch, läuft er den Szombatschen ins Garn; wenn nit," — er kratzte sich hinter dem Ohr — „je nun, kommt halt drauf an, was der Zundelfrieder für Nachricht bringt. Frei wird, das schwör' ich dir, der Bub' auf jeden Fall."

„Mir schon recht, Hauptmann," — Branderwilm zuckte die Achseln —

„will halt nur wünschen, daß die Sach' glatt und eben abläuft. Der Schwed' —"

Er murmelte etwas Unverständliches, legte die Armbrust neben sich, streckte die Glieder und warf sich gähnend auf dem mit Kiefernadeln bedeckten Boden nieder. In den Wipfeln regte sich etwas; blinzelnd sah er empor. Ein Eichhörnchen huschte durch das Gezweig; mit hellen Äuglein lugte es wie verwundert nach dem braunen Menschenkinde hin, tat plötzlich einen weiten Satz und verschwand im Walde. Müde von den Anstrengungen des Tages schloß Branderwilm die Augen. Auch die Krieger umfing aufs neue der Schlaf. Bergehans brütete über seinen Plänen. Noch eine Weile starrte er wach vor sich hin, dann aber fielen auch ihm die Augen zu.

Plötzlich fuhr er empor. Ein Rascheln ließ sich hören im Gebüsche. Die Gestalt eines jüngeren Zigeuners tauchte unter den Bäumen auf.

„Ahem, Zundelfrieder," rief ihm Bergehans mit gedämpfter Stimme entgegen, „wie steht's?"

„Kann nit klug werden aus der Geschicht', Hauptmann", gab der Angekommene leise zurück. „Bin den Schwedischen nachgeschlichen, soweit ich konnt'; das Tal wird dort vorn so eng und die Bergwand so steil, daß ich vorläufig nit wagen durft', weiter vorzudringen; hätten sie mich gesehen, ich wär' verloren gewesen, denn zum Entrinnen gäb's dort keine Möglichkeit. Hab' denn eine ganze Weil' unter den Bäumen auf der Lauer gelegen; schon denk' ich, jetzt kannst es wagen und sehen, was aus der Geschicht' geworden, ob sie wirklich durchs Wasser geritten oder wo sie geblieben sind; da, wie ich kaum ein paar Schritte gegangen, seh' ich auf einmal ein paar Reiter um die Felsecke biegen. Ich zurück, so schnell mich die Füß' tragen wollten, und in geradester Richtung — der Fluß macht zum Glück einen tüchtigen Bogen — durch den Wald hierher. Nun besinn' dich kurz, Hauptmann, was zu tun ist; die Leut' werden bald genug hier sein."

„Wieviel sind's?" fragte Bergehans erregt. „Ist der Bub' dabei?"

„Ist dabei, Hauptmann. Wieviel? Ich zählt' ihrer vier. Einer davon ist ein Offizier."

Bergehans stieß den schnarchenden Genossen an. „Steh auf, Branderwilm, 's ist Zeit."

Er schob die Fiedel unter den Arm, nahm sein Gewehr und sprang auf. Wie der Blitz war auch Branderwilm auf den Füßen. „Was gibt's, Hauptmann?"

„Was es gibt?" gab Bergehans zornig zurück. „Da frag' den Zundelfrieder! Glaub' jetzt selber, der Bub' —" er brach ab; ruhiger

fügte er hinzu: „Topp, es gilt, Branderwilm. Müssen ihn abfangen. Machen dabei sogar noch ein gutes Geschäft."

Er rüttelte die Krieger wach: „Steht auf, ihr Herren! Ist Zeit, daß wir aufbrechen."

Schlaftrunken rieben sich diese die Augen. Keiner machte jedoch Anstalt, sich zu erheben.

„Nun, ist's gefällig?" drängte Bergehans.

„Hol' dich —!" fluchte einer und machte ein mürrisches Gesicht. „Wozu diese Eile?"

„Gönnt einem doch das bißchen Rast, ihr Schelme", murrte ein anderer. „Alle Knochen tun einem ja weh von der wahnsinnigen Hatz. Kommen immer noch früh genug, dem Obristen unser Mißgeschick kundzutun."

„Wird höchlich erbaut sein," ergänzte der dritte finster, „zu vernehmen, welche Suppe uns der Schwed' dank eurer verd— Superklugheit hat eingebrockt."

Bergehans machte große Augen.

„Oho?" rief er grollend. „Nit geschimpft, ihr Herren! Könnt von Glück sagen, daß ihr selber seid mit dem Leben davongekommen. Möcht' wissen, was geworden wär', hätte mein Kamerad hier nit den alten Stollen entdeckt, hätt' ich selber nit den Einfall gehabt, uns den schnüffelnden Bauernköter mit dem vergifteten Brocken vom Halse zu schaffen. Also nochmals: ist's gefällig? Oder wollt ihr bei den Hungerleidern, den Schweden, Handgeld nehmen? Dann geht nur, flugs — liegen ja kaum einen Katzensprung hinter uns."

„Halt's Maul, verd— Schwätzer!" herrschte ihn der erste unwirsch an. „Hier oder dort — ist noch die Frage, wo unsereins besser seine Rechnung findet. Hab' immer gesagt, mit unserm Obristen, das nimmt noch ein schlimmes End'. Sein Glück geht allmählich zu Scherben."

„Was schwätzt der Unglücksrabe?" fiel Branderwilm, der sich mittlerweile mit Zundelfrieder leise beredet hatte, mit verächtlichem Lachen ein. „Pah — vor dem Gewitter, das sich hier" — er deutete nach der Richtung des Schwedenlagers — „wider den Obristen zusammenbraut, wird er sich schon noch zu schützen wissen, denk' ich."

„Schön," grinste Bergehans, „wenn Ihr so meint — ei ja, so geht doch — geht immerhin zu den Schweden! Hättet nur, wenn das eure Meinung war, das Vergnügen schon früher haben können, ihr Herren. Hättet nit erst nötig gehabt, mit uns wie ein Rudel Spürhunde dem schwedischen Haufen zu folgen. Komm, Branderwilm!"

„Wirst endlich 's Maul halten, verfluchter Heide?" knirschte der Soldat ergrimmt. „Willst Christenleut' und ehrliche Landsknecht' belehren, was sie der Fahne schuldig sind, zu der sie geschworen?" Er stand auf und winkte den andern: „Kommt, Kameraden!"

Die Soldaten erhoben sich. Sie folgten den Zigeunern und krochen durch das Dickicht. Die braunen Burschen stiegen bereits den Abhang hinab. Verwundert sahen ihnen die Krieger nach.

„Heda, was soll das heißen?" rief einer. „Wohin führt ihr uns, ihr Schelme? Solch ein halsbrecherischer Weg!"

„Dort vorn hinaus, sagtet ihr selbst, sei die Wasserschlucht", grollte ein anderer. „Ihr Mausköpfe, sollen wir direkt in das Wasser laufen?"

„Wenn euch der Weg nit gefällt," gab Bergehans grob zurück, „so sucht euch halt einen andern, so machen wir das Geschäft allein und behalten Gewinn und Beute für uns."

Das Wort wirkte wie eine Zauberformel. Mit blitzenden Augen sahen die Krieger auf den hohnlachenden Gesellen nieder. Ihre Beutegier war erwacht.

„Gewinn? Beute?" fragte der erste. „Was habt ihr Schelme nur vor?"

„Kommt nur mit, ihr Herren", rief Branderwilm. „Werden euch schon sicher zum Obristen führen. Es gilt die paar Schweden unschädlich zu machen, die den Grund heraufziehen. Kommen uns just in den Wurf. Ihre Pferde mit Sattel und Zaumzeug, sollt' ich denken, wären als Beute nit zu verachten."

Die Krieger zögerten nicht länger.

* * *

Das Herz voll von allem, was er in diesen Tagen gehört und erlebt hatte, war Erno an des Grafen Seite seines Weges geritten. Ein leiser Ruf des Zigeuners erreichte sein Ohr. Er blickte auf. Die Vorhut hatte abermals Halt gemacht. Auch der Obrist, dessen Gesicht wieder den gewöhnlichen, ruhigen Ausdruck zeigte, zügelte sein Roß. Beide ließen ihre Blicke in die Runde schweifen. Die Landschaft hatte auf der letzten Wegstrecke abermals ihren Charakter verändert. Hohe Felsenmauern aus grauem Granit engten die Talsohle ein, brachen jedoch gerade jetzt mit einem Male auf beiden Ufern jäh ab. Der Fluß war, eine auffallende Erscheinung in diesen Gegenden, zum förmlichen Strome geworden. Drüben am jenseitigen Ufer senkte sich die Mauer zu einer dichtbewaldeten Niederung hinab; ein Wald von dunkeln Kiefern, zwischen denen als Unterholz Eichenschößlinge wucherten, zog sich das Ufer entlang; im

Hintergrunde sah man die zerklüfteten Scheitel einer Bergkette ragen. Am diesseitigen Ufer zog sich wie eine grüne Bucht ein Wiesenstreif zwischen den Bergen hinauf; weiter vorn aber schob sich eine zweite Felswand quer vor das Tal. Dichtverschlungenes Erlengebüsch, das sich jenseits der Lichtung aus den Bergen zum Flusse herabzog, säumte den unteren Rand. Vor diesem Dickicht stand der Zigeuner und wartete. Die Vorhut war abgesessen; jetzt verschwand die ganze Abteilung mit dem Zigeuner im Gebüsche. Der Obrist gebot der Nachhut durch einen Wink Halt, schwang sich mit jugendlicher Behendigkeit aus dem Sattel und eilte den Verschwundenen nach. Der Doktor folgte seinem Beispiele. Dicht unter der Felswand, an dem vom Flusse bespülten äußersten Rande des Dickichts, holten beide die andern ein. Der Zigeuner hatte die Zweige auseinandergebogen und lugte aufmerksam auf den Fluß hinaus, der auf einmal in scharfer Krümmung eine völlig neue Richtung genommen hatte. Die Zinnen eines Turmes wurden über der Höhe sichtbar. Mehr im Vordergrunde schien sich dicht über dem Wasserspiegel ein schluchtartiger Einschnitt zu öffnen; deutlich sah man dort den Helm eines Kriegers blinken. Flüsternd machte der Zigeuner den Obristen darauf aufmerksam.

„Ich hab' ihn gesehen", erwiderte dieser. „Gewiß eine Schildwache; aber" — seine Blicke flogen über die Wasserfläche — „wo in aller Welt kommt auf einmal diese Menge Wassers her?"

„Von einem Steindamme," erklärte Nix, „so an dem schmalen Ausgange des Tales sich quer von einem Berge zum andern zieht. Und dort" — er deutete auf den bewaldeten Abhang, der diesseits der Schlucht über der Felswand sichtbar ward — „ist auch die Stelle, wo Ew. Herrlichkeit die Burg bequem übersehen und die Kaiserlichen, die ringsum Wache stehen, werden beobachten können."

Der Obrist maß mit den Augen die Höhe und die Entfernung. Mit zweifelndem Blicke bemerkte er:

„Der Tausend, Knabe, das ist eine ordentliche Höhe! Wie sollen wir da hinaufkommen?"

„Nit hier natürlich," gab der Zigeuner lächelnd zur Antwort, „wir müssen eine Strecke zurück. Den Wiesengrund hinter dem Wäldle hinauf geht der Weg. Wollt' Ew. Herrlichkeit die Stelle nur zeigen!"

„Gut, gehen wir also."

Sie verließen den Platz. Ruhig weideten draußen ihre Pferde im Grase. Sie stiegen wieder auf. Der Obrist winkte der Nachhut und ritt mit den Kriegern die schmale Lichtung hinan. In halber Höhe kommandierte er Halt, ließ den Leutnant und einige Krieger absitzen, befahl den

übrigen, ihn hier zu erwarten, saß ebenfalls mit dem Doktor ab und ging mit den andern zu Fuße weiter. In einiger Entfernung oberhalb hatte die Lichtung ein Ende. Aber nun begannen die Schwierigkeiten. Es galt einen Abhang zu erklimmen, der seitwärts noch in beträchtlicher Höhe die Bucht überragte. Der Obrist machte ein bedenkliches Gesicht; doch folgte er mit den andern dem Zigeuner nach, der bereits flink wie eine Ziege die Felsen emporklomm. Die Rüstung hinderte den alten Herrn; mühsam hielt er mit seinen jugendlichen Begleitern Schritt. Der Atem drohte ihm schier auszugehen — da wandte sich Erno nach dem Keuchenden um. Mit sorglichem Blicke nahm er das Wort:

„Mit Vergunst, warum wollen der Herr Obrist partout Ihre Gesundheit aufs Spiel setzen? Ihr Alter verträgt diese Anstrengung nicht; bitte darum mir nicht zu verübeln, wenn ich als Arzt Einspruch erhebe. Die Aufgabe belangend, so uns hierhergeführt, wollen Exzellenz versichert sein, daß sie auch ohne Dero Gegenwart zu Ihrer vollkommenen Zufriedenheit gelöst werden wird. Ich werde genau beobachten und, Ew. Exzellenz einen Ersatz zu bieten für den eigenen Augenschein, eine getreue Skizze der Örtlichkeit aufnehmen. Ich verstehe mich darauf."

Der Graf zögerte. Einem andern zu überlassen, was er sich selbst vorgenommen hatte, wollte ihm durchaus nicht behagen. Nach einem neuen Blick auf die noch zurückzulegende Strecke gab er endlich seine Einwilligung. Er stieg den Abhang hinab. Unten angekommen, sah er empor. Sein Auge folgte den geschmeidigen Gestalten, bis sie, zwischen Klippen und Baumstämmen höher und höher steigend, seinen Blicken entschwanden.

Der Abend war nicht mehr fern. Eine dunkle Wolke schwebte wie ein flatternder Mantel über der Bergwand und umwob, das enge Tal, die steilen Wände beschattend, die ganze Umgebung wie mit einem Trauerflor. Ein unangenehmes Gefühl beschlich den Obristen; wie eine beklemmende Ahnung legte sich's auf seine Brust. Er schüttelte den schwermütigen Eindruck ab und schritt an den harrenden Kriegern vorbei dem Flusse zu. Seine Blicke glitten die Felswand entlang. Ihre eigentümliche Form fesselte seine Aufmerksamkeit. Mehr um sich zu beschäftigen als in einer besondern Absicht drang er etwas oberhalb der Stelle, wo er vorhin eingetreten war, zum zweiten Male in das Erlendickicht ein, bog das Gebüsch zur Seite und zwängte sich nach dem Bergrande durch. Soeben hatte er wieder einige der dichtesten Zweige zurückgestreift, als seinen Lippen ein Laut der Überraschung entschlüpfte. Ein schmaler Fußsteig schlängelte sich durch das Gebüsch; aus der Felswand aber, die er jetzt unmittelbar vor sich hatte, gähnte ihm der dunkle Eingang

einer Höhle entgegen . . . Der Anblick machte seine Neugierde rege; ohne weiteres Besinnen trat er hinein. Doch war es so finster darin, daß er sein Auge erst an das Dunkel gewöhnen mußte, bevor er sich einigermaßen zurechtfinden konnte. An die natürliche Höhle, die anscheinend schon nach wenigen Schritten ein Ende hatte, schloß sich seitwärts ein gewölbter, gemauerter Gang; gespenstisch schimmerten dem Obristen die weiß getünchten Wände aus dem Dunkel entgegen. Er drang einige Schritte vor, da streifte sein Fuß einen größeren Gegenstand. Er bückte sich und fuhr mit der Hand tastend darüber hin; zu seiner großen Verwunderung entdeckte er ein paar festverschnürte, gefüllte Säcke. Über seine Züge huschte ein Lächeln. „Sieh da, ein Burggeheimnis," murmelte er, „sicher ein Ausschlupf — könnte einem möglicherweise von Nutzen sein! Werde mir das Ding genau untersuchen." Hochbefriedigt von seiner Wahrnehmung kehrte er an den Ausgang zurück, sammelte das trockene Reisig, das auf dem Platze umherlag, und machte Bündel daraus, die er bei der späteren Untersuchung als Fackeln zu verwenden gedachte.

* * *

Die Minuten verrannen. Tiefes Schweigen, das Schweigen der Einsamkeit, dessen Stille nur das dumpfe, eintönige Gebraus des Gebirgstromes und das leise Rauschen des Waldes an seinen Ufern unterbrach, ruhte wie ein Hauch des Todes auf der Umgebung; die ganze Gegend mit ihrer düsteren Romantik war wie dazu angetan, im Gemüte die Vorstellung jener wundersamen Wesen zu erwecken, mit denen die dichtende Phantasie des Gebirgsbewohners solche Orte bevölkert hat — da geschah es, daß drüben aus dem Dickicht des jenseitigen Ufers von unsichtbaren Händen ein Kahn über den kiesigen Strand geschoben ward. Im nächsten Augenblicke bogen sich oben die Zweige auseinander, und ein großer Kopf mit auffallend häßlichen Zügen erschien in der Öffnung. Ein dichter rötlicher Bart umgab wie Dorngestrüpp ein Gesicht, das, von Pockennarben und zahllosen Runzeln entstellt, sich in dieser Umgebung vollends wie ein Urbild der Häßlichkeit ausnahm. Prüfende Blicke überflogen die Gegend; gleich darauf teilte sich das Gebüsch vollends, und eine Gestalt trat aus dem Walde, schier anzusehen wie der sagenhafte Geist des Gebirges. Grotesk und gnomenhaft wie das Gesicht waren auch die übrigen Körperverhältnisse des Mannes: die kurze, gedrungene Figur mit dem breiten Rumpf, die mächtigen Schultern und unförmlich langen Arme; die Fäuste waren von einem Umfange, daß man unwillkürlich an ein paar Schmiedehämmer erinnert ward. Hinter dem Alten

aber tauchte jetzt eine Erscheinung auf, deren überraschende Lieblichkeit neben der häßlichen Gnomengestalt sich vollends wie deren leibhaftiges Gegenbild ausnahm: ein weibliches Wesen von wunderbarer Schönheit — mit einem Antlitze, dessen lichte, durchgeistigte Klarheit sich von der dunkeln Gewandung desto leuchtender abhob. Ein romantisches Bild in der Tat, das der Leser erblickt: im Mittelpunkte, im Kranze lichtgrünen Blättergewirres wie eine Elfenkönigin anzuschauen, das junge Mädchen als Hauptfigur; ihr zur Seite der häßliche Gnom, zu beider Füßen die klare, sich kräuselnde Flut, zu den Häupten der leise rauschende Wald, im Hintergrund eine zerklüftete Wand — das Ganze von Fels, Berg und Wald wie von einem buntfarbigen Rahmen umschlossen . . . Üppiges Blondhaar, das im Nacken in einen griechischen Knoten geschlungen war, umfloß wie eine schimmernde Goldflut des Fräuleins Kopf. Ein leiser Zug von Schwermut lag wie ein durchsichtiger Schleier auf dem zarten Gesicht und schimmerte aus dem wundervollen, von dunkeln Wimpern beschatteten Augenpaar, dessen tiefes Blau wie der sanfte Widerschein des Himmels erschien.

Mit einem Ausdruck ängstlicher Spannung glitten ihre Blicke über das Wasser. Der Ausdruck schwand jedoch, als sie die vollkommene Stille gewahrte, die über dem Talgrunde lagerte. Mit einem Lächeln, das auf die sanftgeröteten Wangen zarte Grübchen zauberte, nickte sie ihrem gnomenhaften Begleiter zu und ergriff seine Hand. Behendigkeit und Anmut in jeder Bewegung, schritt sie, auf seine starke Rechte gestützt, den schlüpfrigen Strand hinab. Leichtfüßig sprang sie in den schaukelnden Kahn, ließ sich darin nieder und nahm das Steuerruder zur Hand. Ihr Begleiter war mittlerweile wieder verschwunden. Einen Sack auf der Schulter, kam er jedoch schon nach wenigen Augenblicken wieder zum Vorschein; zugleich mit ihm aber traten jetzt zwei andere Personen, ein älterer Mann und ein Mädchen, beide mit Körben beladen, aus dem Walde. Eine Büchse am Bandelier auf dem Rücken, einen Hirschfänger an der Seite, verriet jener in Kleidung und Bewaffnung den Forstmann; die Jungfrau trug die kleidsame Tracht, die bei den feineren Bürgerstöchtern damaliger Zeit üblich war. Von hohem, herrlichem Wuchse, eine wahre Junogestalt, überragte sie ihren untersetzten Begleiter wohl um Haupteslänge. Ein dunkles Samtkäppchen, unter dem zwei schwere Flechten aschblonden Haares auf den Rücken niederhingen, bedeckte den Kopf. Das Antlitz hatte, ohne gerade hervorragend schön zu sein — dazu fehlte den Linien jene Regelmäßigkeit, die den Charakter der Schönheit ausmacht —, einen überaus lieben, angenehmen Ausdruck; ein prachtvolles Augenpaar mit glänzenden nußbraunen Sternen machte, daß man gern übersah,

was sonst dem Gesicht an Vollendung der Formen abging. Das sanfte Leuchten dieser wundervollen Sterne verklärte und verschönte ihre Züge wunderbar.

Harrend standen beide am Ufer. Mit ruhiger Bedächtigkeit legte der alte Diener seine Last im Kielraume des Kahnes zurecht. Jetzt sah er auf; sie reichten ihm die Körbe hinab. Er stellte sie behutsam im Schifflein nieder, griff ein Paar leichte Ruder vom Boden auf und machte sich fertig, vom Strande zu stoßen.

Die junge Dame winkte den Zurückbleibenden einen Abschiedsgruß.

„Habt Dank, ihr Lieben," rief sie leise zum Ufer hinauf — ihre Stimme hatte einen wunderbaren Schmelz —, „behüt euch Gott! Betet für uns ... Ach," — sie seufzte — „daß doch einmal wieder lichtere Tage wollten anbrechen nach aller der Drangsal dieser schweren Zeit!"

Mit liebevollem Blicke sah die hochgewachsene Maid auf das Fräulein nieder. Ihr Auge schimmerte feucht. Mit sittigem Verneigen erwiderte sie den Gruß: „Behüt Gott, teure Freundin! Meine Gebete umgeben dich — dich und den Herrn Vater Liebden. Grüß mir unsere alte Elsbeth schön! Nur getrost, auch dies Leid wird vorübergehen — mit Gottes Hilfe."

Der Forstmann schwenkte mit ernster Miene den Hut. „Auf Wiedersehen, Ew. Gnaden — behüt Euch Gott!"

Das Schifflein stieß ab. Die beiden sahen ihm nach, bis es glücklich das jenseitige Ufer erreichte. Das Fräulein stieg aus, winkte, einen der Körbe am Arm, den Freunden einen letzten Gruß herüber und enteilte flüchtigen Fußes in das Dickicht. Der Gnom zog den Kahn mit seinem Inhalt an den Strand.

Erst jetzt wandte auch der Forstmann sich mit seiner jungen Begleiterin ab. Die Zweige schlossen sich, und beide verschwanden im Walde.

Siebentes Kapitel.

Eine Begegnung.

Mitten in seiner Beschäftigung hielt Graf Waldstein überrascht inne. Fußtritte raschelten im Laube; der leise Schrei einer weiblichen Stimme, von einem grunzenden Ton aus rauher Männerkehle begleitet, drang an sein Ohr. Er wandte den Kopf und — prallte in maßlosem Erstaunen zurück. Äffte ihn ein Traum? Waren die Gebilde der Märchenwelt lebendig geworden? Von schattendem Gezweig umrahmt, durch das die Nachmittagssonne ihre grüngoldenen Lichter warf, stand ein Jungfräulein vor ihm. Wie eine überirdische Erscheinung starrte er die Liebliche an. Aber wie Wetterleuchten zuckte es durch seine verwitterten Züge, als er das Gnomengesicht gewahrte, das mit trutzig drohender Gebärde jetzt ebenfalls aus dem Hintergrunde auftauchte. Ein solcher Gegensatz von Schönheit und Häßlichkeit mochte ihm wohl kaum je im Leben begegnet sein.

Unschlüssig betrachtete er die junge Dame, die, wie versteinert vor Schreck, regungslos aus großen Augen zu ihm aufsah. Der Sonnenstrahl spielte um das todbleiche, madonnenhaft schöne Antlitz und umfloß das goldschimmernde Haar wie ein Heiligenschein. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand über sein Antlitz hin: wo hatte er doch dieses süße Gesicht schon gesehen? Rasch entschlossen trat er jetzt mit einer höflichen Verbeugung näher und redete die Liebliche an:

„Die Dame verzeihe den Schreck, den ihr, wie ich mit Bedauern vermerke, meine unerwartete Erscheinung verursacht hat. Da ich kaum in der Vermutung fehlgehen dürfte, in Ew. Liebden eine Bewohnerin jenes Bergschlosses“ — er deutete mit dem Daumen über die Schulter — „zu erblicken, so wollet meiner Versicherung Glauben schenken, daß mich nicht feindliche Absicht hierhergeführt. Im Gegenteil: ich komme als Freund. Ich weiß, was man hier wider Euch und die Eurigen im Schilde führt; als ein Mann, der das ernstliche Bestreben hat, Euch in Eurer gegenwärtigen Bedrängnis nützlich zu sein, hoffe ich bald Gelegenheit zu haben, diejenigen unschädlich zu machen, die Euch in solche Bedrängnis versetzt haben. Übrigens“ — er lächelte — „meine ich, daß ich heute nicht zum ersten Male das Vergnügen habe, der Dame zu begegnen.“

Bei den beruhigenden Worten atmete das Fräulein auf. Langsam kehrte die Farbe auf ihre Wangen zurück.

„Kein Feind also," flüsterte sie, „Gott sei Dank! Aber," — sie preßte die Hände auf ihre Brust — „o mein Gott, dieser Schreck! . . . Darf ich bitten, mein Herr, und wer ist der Freund, der so unerwartet — ich erinnere mich nicht —"

Der Obrist verneigte sich. „Der Dame aufzuwarten, mein Name ist Waldstein — Graf Traugott Peter von Waldstein, Obrist in dem Heere Seiner Majestät des Königs von Schweden."

Mit großen Augen sah das Fräulein den Sprechenden an.

„Graf Traugott Peter von Waldstein", wiederholte sie leise. „Wunderbar, der Name —"

Sie stockte. Mit gesenkten Lidern fuhr sie wie im Selbstgespräche fort: „Vor drei Jahren war es. Nothalber — um dem Grafen Tilly Vorstellungen zu machen wegen der schier unerschwinglichen Kriegskontributionen — hatten Vater Liebden und ich uns zu einer Reise entschlossen in das liguistische Hauptquartier. Schon waren wir nahe am Ziel, da geschah es, daß uns ein Haufe italienische Söldner — vom Regimente des Grafen Aldobrandini — begegnete. Sie umringten uns, bedrohten uns mit wüstem Geschrei und machten bereits Miene, Hand an uns zu legen — als uns unverhofft Rettung ward. Ein Offizier kam des Weges herangesprengt, nur von wenigen Kriegern begleitet — ein Graf von Waldstein, wie wir bei dem Generalissimus nachher erfuhren —"

„Der in der Rolle eines dänischen Abgesandten ebenfalls auf dem Wege in das feindliche Lager war", ergänzte der Obrist leuchtenden Auges. „Fräulein kommen meinem Erinnern trefflich zu Hilfe. Ich bin glücklich, daß ich der Dame und Dero Herrn Vater den kleinen Dienst leisten durfte." Er hatte den Stahlhandschuh ausgezogen; mit freundlichem Blick streckte er ihr die Rechte entgegen.

Wie Sonnenschein flog es über das liebliche Antlitz. Mit einer schnellen Bewegung schob sie den Korb, der ihren Händen entglitten war, zur Seite; jede Spur von Angst war aus ihrem Gesichte gewichen; über die Reisigbündlein hinweg, die im Wege lagen, flog sie in aufwallendem Gefühle dem Obristen entgegen. Mit dem Rufe: „Mein lieber Herr Graf!" beugte sie sich nieder auf seine Hand und preßte einen Kuß darauf.

Mit holdem Erröten hob sie das schöne Auge zu ihm empor: „Was mögen der Herr Graf von mir denken, daß ich ihn nicht erkannte! Aber ich war ja wie von Sinnen vor Schreck, als ich die Reisigbündlein hier und gleich darauf die kriegerische Gestalt erblickte. Auch muß ich ja zu meiner Beschämung bekennen, daß ich dazumal bei der Schnelligkeit,

mit der sich der Vorgang abgespielt hatte, und bei der Eile, mit der sich Ew. Exzellenz wieder verabschiedeten, vor Verwirrung und Aufregung leider ganz unfähig war, unsern Retter genauer ins Auge zu fassen. Ich bitte Exzellenz demütig, mir mein töricht Verhalten zu vergeben. Wie manchmal ist übrigens in unserm Hause von dieser Rettung die Rede gewesen. Vater Liebden, weiß er" — wie jemand, der sich auf einer Übereilung ertappt, hielt sie betroffen inne. Mit trübem Ernste fügte sie leise hinzu: „Ach, leider, wie sollte er!"

Der Obrist lächelte. „Nein, allerdings — noch weiß er von nichts. Ich weile erst wenige Minuten hier. Es war ein eigentümlicher Zufall, dem ich die Entdeckung dieses Eures Burggeheimnisses verdanke." Er deutete auf die Höhle und erzählte den Hergang.

Mit weitgeöffneten Augen lauschte das Fräulein seinem Berichte. Ein Zittern durchflog ihren Körper. „Mein Gott," hauchte sie, „und wie gut glaubten wir unser Geheimnis verwahrt! Wenn ein anderer — es wäre entsetzlich!"

Erschöpft lehnte sie sich an einen Baum. Sie erhob das Auge. „Der Herr Graf ist allein?"

„Im Augenblick, ja, doch sind meine Reiter nicht fern. Fräulein lasse", bat er, „sich übrigens meine Entdeckung nicht leid sein! Ein günstiger Stern ist's halt, der Euch und mich just zu dieser Stunde hierher- und zusammengeführt hat. Jetzt darf ich vollends hoffen, ohne viel Lärm mein beabsichtigt Ziel zu erreichen. Es ist mein Plan, durch heimliche Besetzung der Burg dem kaiserlichen Herrn, unserm gemeinsamen Feinde, eine Falle zu legen, in der er sich weidlich verfangen soll. Der Einwilligung Eures Herrn Vaters darf ich dabei wohl versichert sein?" Erwartungsvoll sah er die junge Dame an.

Sie antwortete nicht sogleich. Ihr Gesicht hatte einen verlegenen Ausdruck. Der Obrist, der sie scharf beobachtete, stutzte. Eine Falte lag auf seiner Stirn.

„In einer Lage, wie es die unsrige ist," hob sie endlich mit einer gewissen Entschlossenheit an, „wird er gewiß die Hand nicht verschmähen, die Exzellenz so gütig sind ihm zu reichen und" — sie lächelte schwermütig — „ohne Zweifel sich dankbaren Sinnes den Anordnungen fügen, die Sie für Ihr Vorhaben als notwendig erachten werden. Darf ich den Herrn Grafen zu meinem Herrn Vater Liebden führen?"

Des Obristen Züge glätteten sich. „Wenn Fräulein die Güte haben wollten," sagte er, „noch ein wenig zu verziehen — ich erwarte — doch ha," — er wandte lauschend den Kopf — „ich glaube, da sind sie schon."

Sein scharfes Ohr — er glaubte das Wiehern seines Rosses zu

hören — hatte ihn nicht getäuscht. Pferdegetrapp näherte sich. Er bat das Fräulein, ihn an der Höhle zu erwarten, und trat in das Freie hinaus. Soeben kamen die Reiter den Grund herab. Der Doktor war bei ihnen. Sein Auge erglänzte, als er den Nahenden erblickte. Er stieg ab und eilte herbei, seinen Bericht zu erstatten.

Nicht ohne Beschwerlichkeit hatte die Abteilung die Höhen erklommen. Nach der Weisung des Zigeuners hatten alle hinter Felsblöcken vor unberufenen Blicken Deckung gesucht und so in der Tat ganz wertvolle Beobachtungen gemacht. Gerade vor ihnen senkte sich der Berg steil zu der früher besprochenen Schlucht hinab; auf einem stumpfen Bergkegel gegenüber erhob sich, in der Luftlinie kaum ein paar hundert Fuß entfernt, die belagerte Burg. Ganz deutlich konnten sie die Gestalten derer erkennen, die auf Mauern und Türmen dem Wachtdienst oblagen. Einen rechten Luginsland sah man im Hintergrunde den Bergfried, einen massigen Turm von bedeutender Höhe, über den Gebäuden emporragen. Der Kegel, auf dem die Burg erbaut war, hatte, soweit man von hier übersehen konnte, auf zwei Seiten überaus steile Ränder; weniger steil senkte er sich vorn, den Beobachtenden gegenüber, in die Tiefe hinab. Ein gewundener Fahrweg führte oberhalb der Schlucht die felsige Höhe hinan. Zwei in den Felsen gehauene Gräben von beträchtlicher Tiefe und Breite zogen sich, von breiten Türmen überragt, quer vor der Burg über die schmale Hochfläche hin. Die Zugbrücken waren aufgezogen. Aus einem Tale, das sich, von steilen Höhen umkränzt, hinten in einem Bogen um den Burgberg wand, winkte die Spitze eines Kirchturms herüber; er gehörte zu einem Dörflein, dessen Ansicht der Burgberg verdeckte. In einiger Entfernung zur Linken ward die Mündung eines Nebentales sichtbar; gleich der Wasserschlucht auf der andern Seite schlängelte es sich in der Richtung der Heunenschanze zwischen den Bergen hinan. In der Tiefe der Schlucht, die zwischen der Burg und der Anhöhe gähnte, auf der sich die beobachtenden Schweden befanden, und weiter hinaus den kleinen Grund entlang, in den die Schlucht mündete, nahm man einzelne Trupps kaiserlichen Kriegsvolks wahr; Reisige und Fußknechte, waren sie, augenscheinlich eine Postenkette, in regelmäßigen Abständen, doch so vorsichtig aufgestellt, daß sie dem Bereiche der Burggeschosse völlig entzogen schienen. Die Reisigen ritten langsam auf und ab; die Fußknechte saßen in Gruppen am Boden umher; ihr Gebaren zeigte, daß sie sich mit Karten- oder Würfelspiel die Zeit vertrieben. Das Ganze sah ziemlich harmlos aus. Es schien mehr auf eine Aushungerung der Burg als auf deren Erstürmung abgesehen zu sein.

In eilig hingeworfenen Strichen hatte der Doktor mit einer Bleistange alle wichtigeren Einzelheiten in seine Brieftasche eingetragen. Die Vorgänge in der Schlucht besser übersehen zu können, hatte er sich erhoben; unglücklicherweise war ein Stein unter seinen Füßen gewichen und mit Geräusch in die Schlucht hinabgekollert. Eins der Pferde war unruhig geworden; sein Wiehern hatte die Reiter da unten stutzig gemacht; eilig und so behutsam wie möglich hatten unsere Freunde den Rückweg antreten müssen.

Ruhig hörte Graf Waldstein dem Berichte zu. Er besah sich die Zeichnung. Als der Doktor seine Beschreibung beendet hatte, blickte er auf.

„Es ist gut, Doktor", sagte er. „Die Skizze ist vortrefflich und Eure Mitteilung mir von großem Wert. Auch ich habe übrigens während eurer Abwesenheit eine Entdeckung gemacht."

Er wies die Unteroffiziere und Gemeinen an, vor dem Gehölze seiner weiteren Befehle zu warten, und verfügte sich mit dem Doktor und dem Leutnant in das Gebüsch. Sie schritten den schmalen Fußsteig entlang. Der Obrist bog ein paar Zweige zurück und trat zur Seite: „Da, Messieurs, meine Entdeckung!"

Staunend erhoben beide das Auge. Am Eingange der Höhle hockte, anzusehen wie eine Waldfee, die unterirdischer Schätze hütet, das Fräulein auf einem Steine. Bei dem Anblicke der Krieger stand die junge Dame auf. Die Begleiter Waldsteins traten mit tiefer Verbeugung näher. Der Graf stellte beide flüchtig als Offiziere vor und kehrte mit ihnen zu den andern zurück.

Unterwegs erklärte er den Zusammenhang. „Die Umstände sind über Erwarten günstig", äußerte er. „Kommt alles so, wie ich mir denke, so ist der Kaiserliche, noch bevor dieser Tag völlig zu Ende geht, in unserer Gewalt. Meine Absicht ist, mich zunächst der Burg zu versichern. Ich werde mich also mit Euch, Leutnant Kleinhans, und achtzehn Mann Eurer Leute unter Führung des Fräuleins sogleich hinauf begeben; Ihr, Doktor, werdet unverzüglich mit dem Zigeuner und der übrigen Mannschaft zurückreiten, dem Obristwachtmeister Eure Skizze vorlegen und den Befehl zum sofortigen Aufbruch überbringen. Den Zigeuner als Wegweiser, soll er mit den Kürassieren und vier Dragonerfähnlein jenseits dieser Berge in das Tal vorrücken und, sobald es dunkel wird, in aller Heimlichkeit die Ausgänge drüben besetzen, einen Haufen aber in der Nähe der Schlucht, in die der Burgweg mündet, im Walde in Hinterhalt legen, damit er sofort im geeigneten Augenblicke hervorbrechen kann. Euch selbst, mein Freund, geb' ich auf, die übrigen Truppen hierher

an das Wasser zu führen; mit einbrechender Nacht werde ich Euch an der Höhle erwarten und das weitere anordnen. Einen Teil gedenke ich auf die Burg zu führen; ein anderer wird, die Umzingelung zu vollenden, an dem diesseitigen Ausgange des Tales hinter dem Dorfe Stellung nehmen. Über die Weise, wie dies anzustellen, ob durch einen Ritt durch die Wälder und über die Berge drüben" — er deutete nach dem jenseitigen Ufer — „oder hier durch das Wasser, werde ich mich mit dem Burgherrn verständigen. Sind alle Vorbereitungen getroffen, so werde ich, den Feind zu einem Angriff auf die Burg zu verlocken, dort einen künstlichen Lärmen veranstalten, mit Geräusch die Zugbrücken fallen und die Wachmannschaft von den Toren zurückziehen lassen, daß es aussieht, als wäre da oben eine Meuterei oder dergleichen ausgebrochen; ich denke, er wird nicht säumen, den scheinbaren Vorteil auszunutzen. Doch das, denke ich, wird alles sich später finden; jedenfalls werde ich mir daraufhin die Verhältnisse auf dem Schlosse genau ansehen. Doch die Zeit verstreicht," fuhr er fort und sah nach der Uhr — einem sogenannten Nürnberger Ei, das, in einer silbernen Kapsel verwahrt, an einem dünnen Bande über seinem Brustharnisch hing —; „dürfen nicht länger säumen. Sputet Euch recht, die Botschaft auszurichten, Doktor. Die Truppen müssen sofort aufbrechen. Doch hört, noch eins: haben wir den Feind glücklich in der Falle, so werde ich drei rote Raketen aufsteigen lassen; auf das Zeichen muß der Hinterhalt augenblicklich hervorbrechen, Brücken und Tore besetzen und den Eingedrungenen den Rückweg abschneiden. Solcherweise bringen wir ohne Kampf und Blutvergießen den ganzen Schwarm in unsere Gewalt. Wird schöne Augen machen, dieser tolle" — der Obrist zögerte; ein Schatten flog über sein Gesicht — „Szombat — dem Windhunde wollen wir einmal mit Gottes Hilfe einen Strich durch die Rechnung machen, daß ihm sollen die Augen übergehen!"

Er sprach so zuversichtlich; aber ach, ‚zwischen Lipp' und Kelchesrand' — —. Es kam alles so ganz, ganz anders.

Achtes Kapitel.

Burg Hohlenfels.

Der Doktor war mit dem Zigeuner und einigen Dragonern hinweggeritten. Die übrigen waren abgesessen; die Pferde am Zügel, warteten sie auf das Erscheinen ihres Obristen, der wieder im Dickicht verschwunden war. Jetzt kehrte er zurück. Der Gnom war bei ihm. Zwei Mann erhielten den Auftrag, unter des Gnomen Anleitung die Pferde über das Wasser in den jenseitigen Wald zu führen, wo Futter und ein schützendes Obdach ihrer wartete. So hatte es die Dame mit dem Grafen verabredet.

Die Zurückbleibenden folgten ihrem Herrn ins Gebüsch. Die Fackeln wurden entzündet. Die Dragoner beluden sich mit den Lasten, die Kuno, der Gnom, in der Höhle aufgestapelt hatte; das Edelfräulein mit einer Laterne voran, traten alle die unterirdische Wanderung an. In allmählicher Steigung führte der Gang, der eigentlich nichts weiter als eine stellenweise künstlich erweiterte und ausgemauerte Fortsetzung der Höhle war, durch das Innere des Berges hinan. Die Luft wurde dumpf und modrig, ein Umstand, der den Aufenthalt in dem unheimlichen Raume nicht eben behaglich machte.

Später besserte sich die Luft. Auch die Finsternis begann einem matten Halbdunkel zu weichen. Man bemerkte mehrere kaminartige Öffnungen in dem Gemäuer, durch die Licht und Luft Zutritt erhielten. Der Gang folgte hier den Windungen der Bergwand. Eilig schritten die Wanderer vorwärts, bis sie bei einer neuen Krümmung des Weges abermals undurchdringliche Finsternis umfing. Neue Fackeln wurden entzündet; die Hand am Gemäuer, tasteten sich die Krieger weiter. Ratten huschten gespenstisch vorüber. Auf einmal hatte der Weg ein Ende. Verwundert erhob Graf Waldstein die Fackel; nichts als nacktes Gestein starrte ihm entgegen. Das Rätsel war jedoch bald gelöst. Das Fräulein hatte sich seitwärts gewandt. Ein Knirschen ließ sich hören; durch einen verborgenen Mechanismus in Bewegung gesetzt, schob sich langsam eine schmale eiserne Tür zurück . . . Das Fräulein wartete, bis alle hindurch waren, drückte abermals auf die Feder, und die Tür schloß sich von neuem.

Die Krieger löschten die Fackeln und traten hinaus an die Oberwelt.
Graf Waldstein sah sich verwundert um.

Man schritt weiter. Eine steinerne Wendeltreppe ward sichtbar. Einer nach dem andern stiegen sie die weißen Stufen hinan. Ein neuer Gang nahm die Wandernden auf, der in einer zweiten eisernen Tür seinen Abschluß fand. Sie öffnete und schloß sich in derselben Weise wie ihre Vorgängerin. Abermals ging's eine Wendeltreppe empor. Das Steigen ermüdete den alternden Krieger; mehrmals mußte er rasten und Atem schöpfen. Endlich hatten die Windungen der Treppe ein Ende. Der Graf atmete auf. Mit den Worten: „Wir sind am Ziele" hatte das Fräulein abermals einen verborgenen Mechanismus berührt; eine der Wände bewegte sich, und eine Öffnung ward sichtbar, durch die das Tageslicht in gedämpftem Schimmer hereinfiel.

Die Krieger löschten die Fackeln und traten hinaus an die Oberwelt. Graf Waldstein sah sich verwundert um. Man befand sich im Chor einer kleinen Kirche, der Burgkapelle. Der Hohlraum, dem man soeben entstiegen war, erwies sich als der Innenraum eines aus starken Granitplatten errichteten Altars. Eingemeißelte biblische Inschriften leuchteten in goldenen Buchstaben dem Beschauer von den marmorierten Wänden entgegen; eine Paramentendecke von grünem Samt lag oben darauf. In einer Wandnische im Hintergrunde sah man eine kunstreich aus Stein gehauene Gruppe: Christus am Kreuze zwischen den beiden Schächern; vorn zwischen zwei hohen Wachskerzen in vergoldeten Leuchtern lag eine aufgeschlagene große Bibel. Die Wände der in romanischem Rundbogenstile erbauten Kapelle waren mit Freskomalereien aus der biblischen Geschichte, der obere Teil der Fenster mit gemalten Scheiben verziert. Eine einfache Inschrift, die dem Chore gegenüber an der Wand der Orgelempore unter einem adligen Familienwappen in goldenen Buchstaben leuchtete, verriet den Namen des Erbauers:

„Kurt von Tarnaw, Freiherr,
hat Gott zv Ehren disе Kapell
erbawet
Anno Domini MDXL."

Darunter stand in großen Initialen in lateinischer Sprache der Bibelspruch: „Das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit."

Das Fräulein hatte die Höhlung verschlossen. Mit bittender Miene wandte sie sich an den Obristen: „Wollen Exzellenz hier ein wenig verziehen, bis ich Vater Liebden Meldung erstattet habe?"

Graf Waldstein verbeugte sich. „Wie Fräulein belieben," sagte er in höflichem Ernste, „ich werde warten."

Sie dankte den Kriegern, die sich keuchend ihrer Lasten entledigt hatten, bat sie, die Säcke einstweilen an der Chorwand aufzuschichten, öffnete die zur Sakristei führende Tür und verschwand.

In ehrfürchtigem Schweigen zerstreuten sich die Krieger in der Kapelle und ließen sich auf den umherstehenden Holzschemeln nieder. Des Grafen Blicke schweiften die Fensterreihen entlang. Ein Gedanke durchblitzte ihn. Vielleicht war es möglich, durch die Fenster einige vorläufige Beobachtungen zu machen. Er stieg auf einen Stuhl und sah hinaus. Was er sah, war freilich wenig genug. Ein schmaler Raum, auf der einen Seite von der Ringmauer der Burg, auf der andern von einem hohen Gebäude, einem Flügel des Herrenhauses, des früher sogenannten Palas, begrenzt, das war alles. Schloß und Mauer liefen in einem spitzen Winkel zusammen; ein Eckturm ragte dort, der über der Mauer torförmig durchbrochen war. Durch die Öffnung ward eine Linde sichtbar, deren blätterreicher Wipfel sich im Abendwinde wiegte. Der Stamm war, da der Baum außerhalb der Mauer auf einem erdigen Vorsprunge der steilen Bergwand wurzelte, von dieser Stelle aus unsichtbar. Keine Menschenseele war zu sehen; nur ein paar junge Hunde tummelten sich auf dem Platze herum, während etwas weiter hinten vor dem schmalen Durchgange, der zwischen Schloß und Kapelle zum Burghofe führte, eine große Bulldogge mit herabhängenden Lidern und Ohren kauerte. Enttäuscht wandte sich der alte Herr ab. Sein Blick fiel auf die beiden Fenster des Chors. Ihre Lage war höher als die der übrigen Fenster; vielleicht war ihm hier das Glück günstiger. Er nahm einen der hochlehnigen Sessel aus Eichenholz, die dort standen, trug ihn unter das nächste Fenster und stieg hinauf. Kaum hatte er einen Blick durch die Scheiben geworfen, als seine Miene sich zusehends erheiterte.

Es war wirklich ein überraschender Anblick, der sich dem Auge von dieser Seite bot. Die Ringmauer, gerade hier, an einer der steilsten Stellen des Bergabhanges, ziemlich niedrig, gestattete freie Aussicht. Ein Landschaftsbild von wunderbarer Schönheit eröffnete sich dem Blick. Um den Fuß des Schloßberges zog sich, von einem Höhenzuge umschlossen, halbkreisförmig ein Tal, dessen Lieblichkeit kaum von den Wundern der Alpenwelt übertroffen ward. Laub- und Nadelwald, grüne Rasenflächen, schimmernde Felspartien, dunkle Schluchten mit steilen Rändern wechselten in bunter Mannigfaltigkeit auf den umsäumenden Berghängen ab. In mächtigem Bogen der Krümmung des Tales folgend, schlängelte sich der rauschende Fluß gleich einem glitzernden Bande dahin. Ein Dörflein dehnte sich an seinen Ufern. Einige hundert

Schritte näher erblickte man eine Mühle, die, nach dem Schilde über der Eingangstür zu schließen, zugleich ein Wirtshaus sein mochte.

So entzückend jedoch die landschaftliche Schönheit dieses abgelegenen Erdenwinkels war: nicht sie war es eigentlich, die die Aufmerksamkeit des greisen Kriegers in Anspruch nahm. Eine Anzahl wild aussehender bewaffneter Gestalten fesselte seinen Blick. In ihren phantastischen Kostümen — spitzen Federhüten, durchbrochenen buntfarbigen Wämsern und unförmlich weiten, in Stoff und Farbe ebenfalls die größte Mannigfaltigkeit aufweisenden Pluderhosen — mehr Gauklern als Kriegern ähnlich, trieben sie sich gruppenweise in der Nähe des Dörfleins umher. Auf einem Anger neben der Mühle saßen etliche dieses Gesindleins um einen von einer mächtigen Linde beschatteten Tisch geschart und ergötzten sich mit Würfelspiel; eine Anzahl großer Krüge stand vor ihnen; fleißig sprachen sie dem Getränke zu und rauchten („tranken", wie es damals hieß) aus langen Tonpfeifen Tabak.

Ein grimmes Lächeln auf den Lippen, beobachtete sie noch der Obrist, als auf dem Wege, der vom Dörflein heraufführte, ein Reiter auftauchte. Von auffallend schöner Gestalt, sprengte er, in jeder Bewegung Kraft und geschmeidige Gewandtheit verratend, in stolzer, ritterlicher Haltung auf seinem feurigen Braunen daher. Der blitzende Brustharnisch, der breite Spitzensaum um Kragen und Handgelenk, der prachtvolle Federschmuck an dem breitkrempigen Hute ließ, von der Feldbinde ganz abgesehen, schon auf den ersten Blick den höheren Offizier erkennen. In der Nähe der spielenden Gruppe angelangt, machte der Reiter Halt. Der stille Beobachter sah, wie die Soldaten emporschnellten, die Hand zu militärischem Gruße erhoben und in straffer Haltung zu ihm aufsahen. Das Antlitz mit lebhaftem Gebärdenspiele bald den Kriegern, bald der Burg zugekehrt, schien er den Leuten eine wichtige Weisung zu geben. Aufmerksam folgte Graf Waldstein allen diesen Bewegungen.

Das Fräulein trat ein. Mit strahlendem Lächeln rief sie dem Obristen entgegen: „Vater Liebden ist glücklich, Ew. Exzellenz wiederzusehen. Darf ich bitten?"

Der Graf winkte seinen Untergebenen zurückzubleiben und verließ mit seiner lieblichen Begleiterin die Kapelle.

Auf der hohen Steintreppe, die zum Portale des Herrenhauses führte, stand ein älterer Mann. Von vornehmer Haltung, das Haupt mit der breiten, gewölbten Stirn ein wenig geneigt, eine achtunggebietende Erscheinung, sah Herr von Tarnau — er war es — einigen Mägden zu, die damit beschäftigt waren, eine Anzahl großer Gelten, die in der Nähe umherstanden, aus dem Ziehbrunnen der Burg mit Wasser zu

füllen. Er war offenbar früh gealtert; schneeweißes Haar umfloß die Schläfen; das edelgeformte Antlitz war von Furchen durchzogen, und eine tiefe Sorgenfalte grub sich von der Stirn zwischen den buschigen Brauen bis zur Nasenwurzel herab; aber das große, herrliche Auge, das in Farbe und Ausdruck sehr auffallend dem Auge der Tochter glich, strahlte noch in jugendlichem Glanze. Ein Hauch des Friedens lag, den sorgenvollen Ausdruck mildernd, wie der stille Widerschein des Mondes auf einer Abendlandschaft, auf dem ehrwürdigen Antlitz; Milde und große Herzensgüte sprachen aus den edlen Zügen.

Ein Leuchten flog über sein Antlitz, als er jetzt aufblickend die daherschreitenden Gestalten gewahrte. Er eilte den beiden entgegen.

„Ist's möglich?" rief er. „Nein, solch eine Überraschung! Der Herr Graf sei willkommen, herzlich willkommen auf unserem Hohlenfels!"

Sie schüttelten sich die Hände. „Gelt, Ew. Edeln," lächelte Waldstein, „dieses Wiedersehens hätte sich wohl keiner von uns vermutet? Ich bin glücklich, daß ich in der Lage, darin sich Ew. Edeln befinden, so schön den Weg finden durfte. Der Weg ist mir freilich bedeutend geebnet worden; ohne Dero liebwertes Töchterlein wäre mir das Stücklein wohl so leicht nicht gelungen."

„Mein Kind hat mir bereits so manches gebeichtet", versetzte Herr von Tarnau mit freundlichem Ernste. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust. In der Tat hatte ihn der Umstand, daß ein Fremder hinter ihr Burggeheimnis gekommen war, im ersten Augenblicke furchtbar erschreckt. Was wäre geworden, wenn statt des Schweden der Kaiserliche den Gang gefunden hätte? Er mochte sich die Folgen nicht ausdenken . . .

„Es war eine Fügung", fuhr er mit schwermütigem Lächeln fort. „Gott sei Dank, daß just Ew. Exzellenz —". Er brach ab und hob das leuchtende Auge zu dem Krieger empor: „Zum zweiten Male kommen Exzellenz mir in schlimmer Lage zu Hilfe. Nochmals, ich heiße den Herrn Grafen dankbar und innig willkommen."

Sie stiegen die Freitreppe hinan. Eine weite Halle nahm sie auf, deren Wände und Pfeiler mit Rüstungen und allerlei altertümlichem Gewaffen bedeckt waren, und durch die der ganzen Länge nach Tafeln und hochlehnige Bänke liefen. Ein paar Stufen führten unter einem offenen bogenförmigen Eingang aufwärts in einen kleineren Raum. Die Einrichtung war ähnlich wie die der Halle, nur zeichnete sich alles durch eine gewisse Zierlichkeit aus; statt der Bänke stand eine Anzahl Sessel mit geschnitzten Lehnen umher. Ein paar Türen zeigten sich, durch deren eine jetzt das Fräulein verschwand; durch eine andere führte der Freiherr seinen Gast. Sie schritten einen kleinen Gang entlang,

stiegen eine Treppe empor und betraten ein Gemach, dessen Fenster die Aussicht auf das Tal und die dahinterragenden waldigen Anhöhen gewährten. Es war das Arbeitszimmer des Burgherrn. Man sah einige mit Folianten gefüllte Büchergestelle; zwischen den Fenstern stand ein altmodischer Schreibtisch, davor ein Sessel aus Eichenholz. An der Wand gegenüber befand sich ein zweiter Tisch, dahinter eine Holzbank mit geschnitzten Seitenlehnen. Ein paar hochlehnige Sessel, deren Sitze Kissen aus grünem Plüsch bedeckten, standen umher. Der Edelmann schob den nächsten zum Tische heran und bat den Gast, Platz zu nehmen. Der Obrist, der seinen Helm abgenommen hatte und aufmerksam spähend durch das geöffnete Fenster sah, folgte der Aufforderung.

Er erwähnte die Ereignisse, die ihn in diese Gegend geführt hatten, und erzählte, welcherweise er zu der Entdeckung des geheimen Ganges gekommen war. Herr von Tarnau hörte aufmerksam zu. Das Gespräch war noch nicht lange im Gange, als eine Magd mit einem Gedeck und einer Platte kaltem Aufschnitt erschien. Sie deckte den Tisch und verschwand wieder. Gleich darauf trat, eine Platte mit geschliffenen Gläsern in der einen, eine Kanne Weins in der andern Hand, auch das Fräulein in das Gemach. Der Edelmann füllte die Gläser, stand auf und entbot mit wohlgesetztem Spruche dem Gaste den Willkommtrunk. Graf Waldstein tat ihm, wie es die Sitte erheischte, in gleicher Weise Bescheid. Er dankte dem Freiherrn für dessen Wohlmeinung, gab seinem Bedauern über die bedrängte Lage der Gastfreunde, zugleich aber auch seiner Befriedigung Ausdruck, daß der Freiherr so tapfer sein Hausrecht verteidigt habe, und versprach ihm dabei solchen Beistand zu tun, daß der kaiserliche Herr, wie er verhoffe, daran genug haben solle für lange Zeit. Das Fräulein hörte mit leuchtenden Augen zu; der Edelmann sah ernst und betrübt aus. Sie stießen miteinander an und nahmen ihre Plätze wieder ein. Auch das Fräulein setzte sich.

Der Graf aß einige Bissen. Schweigend sahen ihm die Gastfreunde zu; dann nahm Herr von Tarnau mit einem Seufzer das Wort:

„Ew. Exzellenz haben da soeben ein Wort gesagt, das mir einen großen Trost in die Seele gießt. Mein Hausrecht, sagt Ihr; ja wahrlich, das Bewußtsein, daß ich notgedrungen nur mein Hausrecht zu wahren suche, kann mich bei dem Gedanken beruhigen, daß ich, ein getreuer Untertan kaiserlicher Majestät, noch in meinen alten Tagen in die Lage geraten mußte, einem kaiserlichen Befehlshaber mit bewaffneter Hand entgegenzutreten. Denn sonst — Gott weiß, wie sehr ich von Anfang an den bewaffneten Widerstand gegen des Kaisers Majestät als des Reiches Oberhaupt verurteilt habe."

Der Obrist horchte auf. Eine Vermutung, die sich ihm schon früher, bei der Unterredung mit dem Fräulein, aufgedrängt hatte, fand durch diese Worte ihre Bestätigung: der Freiherr teilte die Stellung derer, die, so groß auch ihre Mißstimmung über des Kaisers protestantenfeindliche Maßnahmen sein mochte, einem Kriege gegen ihn und einem Bündnisse mit Schweden gleichwohl gründlich abgeneigt waren. Ob er unter diesen Umständen auf eine so rückhaltlose, tatkräftige Mitwirkung des alten Herrn bei seinem Vorhaben rechnen durfte, wie er sich's ausgemalt hatte, erschien fraglich. Entschlossen, sich jedenfalls volle Klarheit darüber zu verschaffen, warf er die Bemerkung hin: „Ew. Edeln teilen demnach den Standpunkt Kursachsens und des Leipziger Konvents?[1]) Hm, hm," — er schob den Teller zurück — „ich bedaure diese Stellung." Ein leiser Verdruß klang aus seiner Stimme.

„Eure Gefühle gegen des Reiches Oberhaupt in allen Ehren," fuhr er, da der Freiherr schwieg, nach einigem Besinnen fort, „aber wie sich unter Kaiser Ferdinand die Verhältnisse gestaltet haben, ist, der Herr verzeihe, solche Stellung ein Unglück. Auch die Stände haben ihre Pflicht als Obrigkeit zu bedenken. Was ist denn, frag' ich, eigentlich der Obrigkeit Hausrecht, wenn nicht dies, ihrer Schutzbefohlenen Leben und Güter, Rechte und Freiheiten — ihre Religionsfreiheit vorab — gegen jede Vergewaltigung, von wem solche auch ausgehen mag, zu schützen und zu verteidigen? Zudem, so sind unsere evangelischen Stände im Augsburger Frieden Anno 1555 auch in ihrer Gesamtheit, als corpus Evangelicorum, zum Schutze ihrer Religionsverwandten, zur Aufrechthaltung des Religionsfriedens sogar von Reiches wegen ermächtigt worden. Wieviel Jammer und Elend, wieviel Blutvergießen und bitteres Herzeleid hätte können verhütet werden, wenn gleich damals, als die furchtbaren Prozeduren in Böhmen und Österreich ihren Anfang nahmen, die protestierenden Stände zur Verteidigung ihrer Religionsverwandten wie Ein Mann sich zusammengetan und den Kaiser mit dem Schwert in der Hand in seine Schranken gewiesen hätten! Das Restitutionsedikt[2]) mit allen den Greueln, die es gezeitigt hat, wäre unmöglich gewesen."

Der Edelmann wiegte bedächtig das Haupt. „Es waren des Kaisers Stammlande", entgegnete er kleinlaut. „Wer konnte wissen und ahnen,

---

[1]) Eröffnet am 20. Februar 1631. Nach langen Beratungen hatte man sich dort nur zur Aufrichtung einer bewaffneten Neutralität vereinigt.

[2]) Ein kaiserliches Mandat vom Jahre 1629, das alle seit 1555 in protestantischen Besitz übergegangenen geistlichen Güter den Katholiken wieder einzuräumen befahl und den künftigen Besitzern ausdrücklich das Recht der Gegenreformation zuerkannte.

daß der Kaiser schon damals sich auch für das Reich mit Plänen trug, die auf die Vertilgung unserer Religion, auf eine Beseitigung der im Augsburger Frieden unseren Ständen gewährleisteten Gewissens- und Religionsfreiheit abzielten? Die Stände, denke ich, hatten sich zu halten an des Kaisers Wort, daß seine Heere nur zur Verteidigung des Reiches und der Reichsinstitutionen wider die Reichsfeinde dienen sollten . . . Zur Treue gegen Kaiser und Reich verbunden, ihr Amt und gut Gewissen, Gottes Ehre und des Reiches und der Untertanen Heil zu bedenken schuldig, was konnten unsere protestierenden Stände bei solcher Lage der Dinge besseres tun als abwarten? Wie auch Doktor Luther seliger Gedächtnis seinerzeit gesagt, daß man des Kaisers Wort festen und getreulichen Sinnes für wahrhaftig zu halten schuldig sei, es sei denn, daß es der Kaiser selbst widerrufe."

„Der Herr vergißt nur eins," wandte der Obrist lebhaft ein, „daß es nämlich dazumal, zu Doktor Lutheri Zeiten, weder Jesuiten noch Beschlüsse concilii Tridentini gab. Den Augsburger Religionsfrieden zu beseitigen, im Reiche wie überall die Beschlüsse des Tridentinischen Konzils durchzusetzen, vermöge dieser Beschlüsse den evangelischen Glauben zu vertilgen und alles, was protestantisch heißt, wieder der Herrschaft des römischen Stuhles zu unterwerfen, das ist, wie jedermann weiß, das Ziel, das die Jesuitenpartei mit eiserner Beharrlichkeit seit mehr denn siebzig Jahren verfolgt — und der Kaiser? Hilf Gott, sieht man denn gar nicht, was es besagen will, daß Kaiserliche Majestät zu Trident öffentlich zum Schirmvogt der römischen Kirche, zum Vollstrecker der Konzilsbeschlüsse erklärt und verordnet worden ist? Als ob zumal Kaiser Ferdinand, dieser Freund und gelehrige Zögling des Jesuitenordens, für das Reich jemals ein anderes hätte im Sinne gehabt, als auch dort ebenso wie in den habsburgischen Stammlanden die alte Religion wieder aufzurichten! Dies Gerede von Reichsfeinden — ei ja, freilich, wer nun etwas dawider will, hat crimen laesae majestatis[1]) begangen! Des Kaisers Wort sonst in gebührenden Ehren, aber in diesem Falle — Pardon — da soll man mir mit dem Vertrauen zu Hause bleiben! Wo man zuviel trauet, sagt ebenfalls Herr Lutherus, da geht's nach dem gemeinen Sprichworte: Trauwohl ritte das Pferd weg, und wer sich den Schafpelz lässet betrügen, den zerreißet und frisset endlich der Wolf."

Der Obrist war warm geworden. Mit blitzenden Augen saß er vor dem Burgherrn, der, einen schmerzlichen Ausdruck im Gesicht, gesenkten Auges vor sich niedersah. Das Fräulein, das mit großer Spannung dem Zwiegespräche gefolgt war, nahm leuchtenden Auges das Wort:

[1]) Das Verbrechen der Majestätsbeleidigung.

„Exzellenz haben ganz recht. Ei doch, Herzensvater, Ew. Liebden sage uns doch einmal, was dieses Zuwarten, dies ganze Spiel mit der bewaffneten Neutralität unsern Ständen genützt habe? Hat der Kaiser auch nur eine Bestimmung des schändlichen Restitutionsedikts widerrufen? Lassen sich" — sie sah mit einem strahlenden Lächeln den Obristen an — „Exzellenz nicht beirren. Was Vater Liebden auch sagen mag, wir sind bei alledem gut schwedisch gesinnt. Ew. Exzellenz sollten nur wissen, mit welcher Teilnahme er die Fortschritte Seiner Majestät König Gustav Adolfs verfolgt. Wie sich für uns selbst nun einmal die Lage gestaltet hat, können wir wirklich für die Hilfe nur dankbar sein, die Ew. Exzellenz gesonnen sind, uns zu bieten. Unsere bedrängte Lage macht uns zu Dero willigen Bundesgenossen. Gelt, Herzensvater?"

Bewundernd ruhten des Grafen Blicke auf dem Antlitze des schönen Mädchens. „Topp, Fräulein," rief er erfreut, „das war ein Wort!" Er streckte dem alten Herrn die Hand entgegen: „Lassen Ew. Edeln gelten, was Dero liebwertes Töchterlein sagt?"

Langsam erhob Herr von Tarnau das Auge. Mit trübem Lächeln bemerkte er:

„Was soll ich sagen? Ew. Exzellenz haben da in meiner Helene einen trefflichen Anwalt gefunden . . . Ach, es ist wirklich schwer," seufzte er, „in solcher Zeit, da von Anfang an so viel andere Triebfedern in die religiösen Fragen hineinspielten, innerlich und äußerlich die rechte Stellung zu finden. Allerdings . . ." Er stockte; wie um einen peinlichen Gedanken zu verscheuchen, fuhr er heftig mit der Hand über die Stirn. In plötzlichem Entschlusse griff er nach der dargebotenen Hand. „Sei es drum! Bei der Lage, in die mich Obrist Szombat versetzt hat, was bleibt mir anderes übrig, als ja zu sagen? Betrachten mich Exzellenz immerhin als Dero Verbündeten."

Graf Waldstein atmete auf.

„Schön, Ew. Edeln; ich danke Euch. Diesem Szombat" — ein Zug grimmer Ironie zuckte durch sein Gesicht — „wollen wir bald das Handwerk legen. Ein rabiater Gesell, wie ich höre — und der Mann ist möglicherweise noch ein Verwandter von mir. Meine Gemahlin war eine Szombat."

Das Fräulein machte große Augen.

„Was Exzellenz sagen!" Aus ihrer Stimme klang eine eigentümliche Erregung.

„Nun ja," versetzte er herbe, „habe darum noch keine Ursach gehabt, mich der Verwandtschaft zu rühmen."

„Darf ich übrigens fragen," — seine Stimme klang wieder ganz

freundlich — „was den gestrengen Herrn wider Euch so sehr in Harnisch gebracht hat? Wie ich bin berichtet worden, hätte er sich ja in greulichem Zorne — wie weiland mein fameuser Vetter, der Friedländer, vor Stralsund — bei Himmel und Hölle verschworen, die Burg und sämtliches Frauenzimmer darin zu gewinnen. Ich gehe wohl nicht in der Vermutung fehl, daß es bei solchem Schwure eigentlich nur auf Euch, mein Fräulein, sei abgesehen?"

Das Antlitz von einer flammenden Röte übergossen, schlug das Fräulein vor seinem forschenden Blicke die Augen nieder.

„So weiß der Herr Graf schon?" gab sie mit unsicherer Stimme zur Antwort. „Doch das müssen Exzellenz sich einmal von meinem Herrn Vater erzählen lassen; Herzensvater, wollt Ihr?"

Herr von Tarnau, der inzwischen, die Hand vor den Augen, trübe vor sich hingestarrt hatte, fuhr wie aus tiefen Gedanken auf.

„Ach so, das Zerwürfnis mit Herrn von Szombat — nun ja, die Geschichte kam so. Es war", erzählte er, „vor einigen Wochen, daß es wieder mal in der Gegend hieß: die Kaiserlichen sind da. Der Obrist — übrigens noch ein alter Bekannter von uns, wir hatten ihn vor etlichen Jahren, als er noch ein blutjunger Hauptmann war, schon einmal im Quartier — ließ uns gleich am ersten Tage durch einen Trompeter vermelden, daß er sehr obligiert sein würde, wenn wir, als getreue Untertanen kaiserlicher Majestät, ihm und einem Teil seiner Leute im Dorf und auf der Burg ein paar Tage Quartier nebst entsprechender Verköstigung wollten gewähren. In meiner Antwort wies ich auf eine Verordnung meines gnädigen Herrn, des Grafen Christoph, hin, wonach derartige Forderungen nur in dem Falle Berücksichtigung finden sollten, daß die Fordernden Ihrer Durchlaucht ausdrückliche Ermächtigung dazu durch Brief und Siegel oder durch dero begleitende Kommissarien aufweisen könnten, und lehnte, da der Kaiserliche offenbar dergleichen nicht vorweisen konnte, das Ansinnen ab. Zur Beruhigung seines Obristen fügte ich übrigens die Erklärung hinzu, daß des ungeachtet der Herr Obrist für seine eigene Person jederzeit eine offene Tür und freundnachbarlichen Empfang solle zu gewärtigen haben. Wie der Herr die ablehnende Antwort hat aufgenommen, konnte ich vorerst nicht erfahren, denn er war auf einmal wieder verschwunden. Eine Zeitlang hörten wir nichts von ihm, und alles blieb ruhig. Da auf einmal war er wieder da. Es war in der Zeit, da der Fugger, wie man hörte, seinen Rachezug gegen den hessischen Landgrafen vorbereitete. Das Hauptkorps war bereits, ohne unsere Gegend berührt zu haben, vorübergezogen; schon glaubte man die Gefahr beseitigt, da tauchte auf einmal die Nachhut

in unserer Gegend auf, und der sie führte, war unser Obrist. Uns selbst ließ er zuerst merkwürdigerweise unbehelligt; er hatte die Mannschaften in die Dörfer und Gehöfte der Umgegend verteilt und ließ sich fürs erste nicht blicken. Eines Tages aber kam er mit zwei Begleitern vor das verschlossene Tor geritten und bat ganz höflich mit Berufung auf die frühere Einladung um Erlaubnis, mir seine Aufwartung machen zu dürfen. Ich gewährte ihm das, ließ das Tor öffnen und ihn hereinführen. Sein Benehmen war, wie auch früher, da er bei uns im Quartier lag, das eines kortesischen[1]) Mannes. Er brachte die Rede auf meine damalige Weigerung, Mannschaften in die Burg aufzunehmen, bemerkte, daß ich durch solch Verhalten den umwohnenden Edelleuten ein merklich Beispiel des Ungehorsams gegeben habe, und ließ durchblicken, daß mir daraus leicht üble Folgen hätten erwachsen können. Ich ließ mich jedoch nicht einschüchtern, berief mich auf die landesherrliche Verordnung und fragte, wer den Herren Kaiserlichen überhaupt das Recht gebe, in einer Landschaft, die, wie der ganze obersächsische Kreis, immer Frieden gehalten habe mit kaiserlicher Majestät, mit ihren Truppen wie die Feinde zu hausen? Zwar wolle ich damit nichts Nachteiliges über seine Person geredet haben, denn von ihm selbst hätte ich noch nichts der Art vernommen; aber wie es bei den andern Befehlshabern und auch bei vielen seiner eigenen Untergebenen stünde, das möge er sich selber fragen. Schon auf das bloße Gerücht seiner Annäherung seien viele Bewohner hiesiger Gegend geflüchtet; eine große Zahl von Bauern habe auf der Burg Zuflucht gesucht, die, infolge des fast übervölkert, schon deshalb eine längere Einquartierung gar nicht vertragen würde. Ob das könne der Wille kaiserlicher Majestät sein, daß friedliche Untertanen von dero Kriegsvölkern bis aufs Blut tribuliert werden sollten? Wie ich das so sage, da hat der Herr zuerst ein Gesicht gemacht, als ob er mich mit seinen dunkeln Augen durchbohren wollte; erwidert aber hat er nicht eine Silbe, sondern gleich darauf die Rede auf andere Dinge gebracht und endlich sich ganz höflich verabschiedet. Hat auch nachher von jener Sache nichts mehr verlauten lassen, trotzdem er noch manchmal ist unser Gast gewesen. Benahm sich überhaupt so liebenswürdig, daß wir uns je länger desto mehr darüber verwunderten. Das dauerte so etliche Tage; da ward uns auf einmal ein seltsam Licht über solch Benehmen aufgesteckt. Wieder einmal war er bei uns zu Besuch, da rückte er endlich mit einem unerwarteten Begehren heraus: er bat um die Hand meiner Tochter. Er habe schon vor Jahren, da er auf der Burg sein Quartier gehabt, sie beobachtet; sie habe, behauptete der Schelm, schon damals auf sein Herz einen solchen

[1]) höfischen, gebildeten.

Eindruck gemacht, daß er ihrer nicht wieder habe vergessen können; es würde ihn unglücklich machen, wenn ich auch diese Bitte ihm abschlüge. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Ich versuchte mit höflichen Worten die Sache ihm auszureden, kam auf die Verschiedenheit der Religion zu sprechen — vergebens. Es war gar nichts anzufangen mit dem Brausekopf. Schließlich gerieten wir, weiß selbst nicht, wie es kam, aneinander; es gab einen heftigen Wortwechsel, und das Ende war, daß er wutverzerrten, bleichen Gesichts aufsprang und, ohne noch ein Wort zu sagen, hinausstürzte. Im Hof angekommen, schwang er sich auf sein Pferd, befahl dem Torwächter mit barscher Stimme zu öffnen, und weg war er."

Mit zuckendem Munde hielt der Erzählende inne. Man sah, wie heftig ihn die Erinnerung aufregte. Das Fräulein war blaß geworden.

„Von jener Stunde an", fuhr Herr von Tarnau fort, „war es mit unserer Ruhe vorbei. Noch denselben Abend ließ Herr von Szombat durch einen Brief, den ein Trompeter überbrachte, vermelden, daß er gesonnen sei, die erlittene Schmach und Unbill also zu rächen, daß man in der Gegend noch nach Menschenaltern solle davon zu erzählen wissen. Das hieß ja einem in aller Form kurz und bündig den Fehdehandschuh hingeworfen. Und, traun, seine Maßregeln beweisen es, daß es ihm Ernst mit seinem rachsüchtigen Vorsatze ist. Droht uns auch vorläufig keine unmittelbare Gefahr, da die Burg ohne Geschütze — und die fehlen annoch dem Feinde — schwer zu erstürmen sein wird, so ist die Lage doch ernstlich genug. Wir sind regelrecht belagert. Alle Zugänge zur Burg — bis auf jenen einen, von dem er glücklicherweise noch keine Ahnung hat — sind durch feindliche Wachen gesperrt. Tag und Nacht müssen wir in der Wehre stehen, einem unversehenen Überfalle zu begegnen. Wenn ein solcher gelänge, dann genade uns Gott!"

Graf Waldstein machte ein ernstes Gesicht In Gedanken versunken, trommelte er mit den Fingern auf dem Tische. Jetzt erhob er das Auge. Sein Blick streifte das Fräulein und richtete sich dann forschend auf das bekümmerte Antlitz des alten Herrn.

„Sonderbar," sagte er, „was soll man von der Geschichte denken? Offen gestanden, ich hatte eigentlich eine weit schlimmere Meinung von dem Herrn. Die Mäßigung, die er bei jener Quartierverweigerung an den Tag gelegt hat — hm, ich weiß nicht, ob sie ein anderer Offizier des kaiserlichen Heeres geübt haben würde. Ich glaube, ich habe ihn gesehen — vorhin vom Kirchenfenster aus; ich muß gestehen, auch sein Äußeres macht durchaus keinen übeln Eindruck."

„Es ist wahr," bestätigte Herr von Tarnau, „sein ganzes Wesen hat etwas Bestechendes. Wenn er will, könnte er, glaube ich, durch sein liebenswürdiges Wesen die Leute bezaubern, wie ich denn selbst eine Zeitlang ganz für ihn eingenommen war. Ob es daher kommt, daß er, wie er selbst eines Tages erwähnte, mehrere Jahre am Kaiserhofe zugebracht und dort kortesische Manieren gelernt hat? Aber ich will nicht ungerecht sein; ich halte ihn wirklich für eine großartig angelegte Natur, der leider die römische Erziehung ihren Stempel aufgedrückt hat und die nachgehends der Krieg mehr und mehr mag verwildert haben. Großmütig und wieder gewalttätig, je nachdem ihm die Laune steht, vereinigt er die seltsamsten Widersprüche in seinem Wesen. In seiner unmittelbaren Umgebung hält er, wie man hört, strenge Mannszucht. Auch die Freundin meiner Tochter, ein Mädchen aus Magdeburg, so nach Einnahme der Stadt eines Tages flüchtig in Begleitung eines Verwandten hier eintraf, hat öfters die Großmut gerühmt, die er ihr und andern erwiesen. Von rohen Söldnern gefangen genommen und fortgeschleppt, hatte sie das Übelste zu befahren, da war der Obrist von Szombat dazugekommen; er war es, dem sie die Rettung ihres Lebens und ihrer jungfräulichen Ehre verdankte. Wäre er bei den adeligen, ritterlichen Tugenden, die ihm eigen sind, zugleich unseres Glaubens, so wollt' ich gar nichts gegen ihn als Schwiegersohn sagen; im Gegenteil, er sollte mir als solcher willkommen —"

„Aber Vater, Liebden," fiel das Fräulein dem Sprechenden leidenschaftlich ins Wort, „wie mögt Ihr doch also reden? Mir ist der abscheuliche Mensch unausstehlich . . . Hätte er doch nie seinen Fuß über unsere Schwelle gesetzt!"

Laut aufschluchzend schlug sie die Hände vor das erglühende Gesicht. Gedankenvoll beobachtete sie der Obrist. Der Freiherr lächelte schwermütig. Er suchte sie zu beruhigen: „Nun, Helene, so weine doch nicht! Deshalb, liebes Kind, hast du doch nicht nötig, dich aufzuregen . . . Wer sagt denn, daß du ihn haben sollst?" Er schwieg und sah, das Gesicht nach dem offenen Fenster gewandt, eine ganze Weile wie traumverloren zu der untergehenden Sonne und den wunderlichen Gebilden empor, die das Abendrot an dem wolkenbedeckten Horizont malte.

„Ein wirkliches Glück," wandte er sich wieder an den Gast, „daß der Sausewind keine Geschütze bei sich führt. So durften wir doch wenigstens hoffen, uns so lange zu halten, bis entweder höherer Befehl ihn abrufen oder sonst ein Glückszufall uns zu Hilfe kommen und Rettung bringen würde. Noch haben wir ja vorläufig zu leben; solange uns die Möglichkeit blieb, durch den geheimen Gang aus Vorwerken und heimlichen Wald-

verstecken den nötigen Proviant hereinzuschmuggeln, wäre es dem Herrn wohl schwierig geworden, uns auszuhungern, und schlimmstenfalls gab es noch einen Ausweg, wenigstens unser Leben zu retten — die Flucht durch besagten Gang. Freilich, wenn der Feind trotz der Wasserabsperrung — sie rührt von meinem Urahn aus den Zeiten des Schmalkaldischen Krieges her — den Zugang zu diesem Ausschlupf entdeckt hätte — und daß das nicht, wie ich bis dato geglaubt, gar unmöglich gewesen wäre, beweist Ew. Exzellenz Abenteuer —, dann wäre längst alles, alles aus."

Helene hatte ihre Fassung wiedergewonnen.

„Gott sei gedankt," bemerkte sie leise, „daß er den Herrn Obristen just dieses Weges geführt hat. Jetzt wird es mit der Drohung des kaiserlichen Herrn nicht mehr Not haben."

„Ja, Gott sei Dank, sage ich auch," bestätigte der Edelmann, „und daß ihr beide just mußtet einander begegnen. Es war", wandte er sich an den Grafen, „überhaupt seltsam, wie das Kind dazu kam, den Weg zu machen. Kuno, unser alter Diener, sollte Mehl, Hülsenfrüchte und Fleisch, daran es hier oben zu fehlen begann, aus der Försterei heraufschaffen — das Haus liegt glücklicherweise so versteckt, daß es den kaiserlichen Spürnasen bis jetzt entgangen ist und wir noch jedes Jahr einen Teil unserer Erntevorräte dorthin schaffen konnten —; aber der abergläubische Mensch fürchtete sich, allein den Gang zu tun — die Gegend soll nämlich Gespenster beherbergen —, was tut das Mädchen? Ich wollte mich schon nach einem passenden Begleiter für Kuno umsehen, aber nein, sie kommt mir zuvor; ‚ich selbst will mitgehen, Vater', sagt sie; sie hätte so wie so schon den ganzen Tag so ein heftig Verlangen gehabt, ihre Freundin einmal wiederzusehen. Die Magdeburgerin hat es ihr einmal angetan."

Schon wieder die Magdeburgerin! Der Obrist ward aufmerksam. Sein Gespräch mit dem Doktor kam ihm wieder in den Sinn. Wie, wenn er selbst hier unerwartet die Spur der Verschollenen finden sollte? Mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit fragte er nach den Verhältnissen des jungen Mädchens.

„Sie heißt Jutta Wilkin", berichtete Helene. „Sie war meiner Schulfreundinnen eine in Magdeburg, als ich bei Herrn Magister Thodenius dort in die Schule ging. Seitdem hatten wir nichts mehr voneinander gehört; da führte der Unglückstag von Magdeburg uns wieder zusammen. Todmüde, krank und traurig kam sie eines Tages mit einem Oheim namens Körbel bei unserm Förster Heinzig an, so ihres Oheims Schwager ist. Wie habe ich mich des Wiedersehens mit dem lieben, einst so fröhlichen Mädchen gefreut! Sie hatte viel Trübsal erfahren.

Vater und Mutter sind tot, ihr Verlobter, ein Arzt, und dessen Vater abhanden gekommen. Wir wollten sie zu uns nehmen in die Burg; aber sie zog es vor, in dem Forsthause zu bleiben, wo sie ja auch gut aufgehoben ist. Die Stille des Waldes hat ihr wohlgetan; sie ist wieder gesund geworden, die Rosen blühen wieder auf ihren Wangen, und die Hoffnung hat wieder Besitz genommen von ihrem Herzen. Obwohl sie bis heute nicht weiß, was aus ihrem Verlobten und dessen Vater geworden ist, hält sie dennoch mit wunderbarer Zähigkeit an der Hoffnung fest, daß sie leben, daß sie beide seinerzeit werde wiedersehen. Ihr Anblick, ihre Rede sind mir heute sehr tröstlich gewesen."

In stiller Verwunderung hatte der Graf der Erzählung gelauscht. Wundersame Gedanken bewegten sein Gemüt. Was sollte er zu dieser merkwürdigen Führung sagen, daß er aller Berechnung und Voraussicht entgegen seine Schritte nach diesem weltentlegenen Hohlenfels lenken, wie ein Meteor am nachtdunkeln Himmel auf diesem verwunschenen Schlosse auftauchen mußte? Ein seltsam weiches Gefühl, halb Freude, halb Wehmut, beschlich seine Brust: ein einsamer Mann, dessen Lebensschifflein längst gestrandet war in den wildtosenden Stürmen der Zeit, sollte gerade er berufen sein, das von feindlichen Wogen umbrauste Schifflein anderer wieder flott zu machen — die Klippen hinwegzuräumen, die seine Bahn gefährdeten? . . .

Mit einem wundersamen Leuchten im Antlitz sah er auf. „Eure Erzählung, mein Fräulein," sagte er, „hat mir das Herz bewegt. Wisset, hier hat sich ein Knoten geschürzt, dessen Lösung sich schon in kurzem vollziehen dürfte. Die Hoffnung, die Eure Freundin im Herzen trägt, wird mit Erfüllung gekrönt werden. Die Verschollenen leben. Bei dem nächsten Besuche, den Ew. Liebden der Jungfer Wilkin abstatten werden, mag Doktor Ansorge selbst Euer Begleiter sein."

In maßlosem Erstaunen starrte Helene den Sprechenden an. Auch Herr von Tarnau machte große Augen. „Ist's möglich," rief das Fräulein — die Worte überstürzten sich förmlich —, „Exzellenz wußten um die Verhältnisse — Sie kennen den jungen Mann?"

Der Obrist nickte. „Jawohl, und Ew. Liebden haben ihn schon gesehen." In wenig Worten gab er die nötige Aufklärung. „Ich bedaure jetzt," schloß er, „daß ich, eilig wie ich war, nicht bei der Vorstellung seinen Namen genannt habe. Aber wer hätte das alles auch ahnen können?"

„O Herr Graf," — Helene faltete in stillem Entzücken die Hände — „diese Kunde wird Lebensbalsam für meine Jutta sein! . . . Daß ihre Hoffnungen sich solchermaßen erfüllen würden, daran hätte freilich mein Herz nicht gedacht."

„Wunderbar, wunderbar", sprach der Freiherr leise vor sich hin. „O Kinder, ist das eine seltsame Zeit!" Eine stille Freude lag auf seinem Antlitz.

Graf Waldstein stand auf. Er sprach seinen Dank für die genossene Erquickung aus und setzte dem Freiherrn den Plan auseinander, den er mit dem Kaiserlichen im Auge hatte.

„Solchermaßen soll Euch, denk' ich, Genugtuung werden", schloß er, „für all das Herzeleid und den Bedrang, so der tolle Mensch Euch hat angetan. Ich hoffe, Ew. Edeln billigen den Plan. Nur für kurze Zeit, höchstens für einen Tag, bitte ich, meinen Kriegern die Einlosierung[1]) gewähren zu wollen. Ew. Edeln wissen doch, daß ich meine Leibwache, einen Leutnant mit achtzehn Mann, schon mitgebracht habe?"

Der Freiherr blickte verwundert auf. „O sieh doch," sagte er und drohte dem Fräulein, das lächelnd zur Seite stand, mit dem Finger, „davon hat mir mein Töchterlein allerdings noch gar nichts gesagt. So wären Exzellenz am Ende gar in der Lage, meine Bewilligung zu erzwingen? Und mein eigen Kind steckt mit in dem Komplott — ei, ei! . . . Nun wohl," — er reichte dem Freiherrn die Hand — „ich bewillige die Forderung. Tue der Herr Graf, wie ihm beliebt."

Der Obrist war sichtlich erfreut. „Ich danke Ew. Edeln", bemerkte er mit festem Händedruck; „Ihr werdet Euren Entschluß nicht zu bereuen haben. Übrigens" — er lächelte schalkhaft — „müßte sogar der Kaiser Eure unter dem Drucke sotaner Umstände erzwungene Handlungsweise entschuldigen. Aber was ich noch sagen wollte: die Anwesenheit der Truppe soll unter allen Umständen vorläufig Geheimnis bleiben. Kein Kaiserlicher darf ahnen, was hier oben gebraut wird."

„Ich verstehe." Der Freiherr nickte. „Apropos: der Herr Graf sprach davon, mit einem Teile der Truppen durch die Wasserschlucht dem Feind in den Rücken zu fallen. Davon kann des Dammes wegen keine Rede sein. Nur über die Berge gäb' es da einen Weg. Ist zwar für die Pferde auch halsbrecherisch genug, zumal in der Dunkelheit, doch wissen meine Leute Bescheid; so wird es schon gehen. Da Ew. Exzellenz eine Abteilung durch den Gang in die Burg zu führen gedenken, so muß für die einstweilige Unterbringung der Pferde gesorgt werden; ich werde Euern Führern darüber Bescheid geben."

Der Obrist verbeugte sich dankend. Er sprach die Absicht aus, sich in den Festungswerken ein wenig umzusehen, und bat, um in der Rüstung feindlichen Späheraugen nicht aufzufallen, um einen Mantel.

---

[1]) Einquartierung (Einlogierung).

„Ich werde Ew. Exzellenz einen Bauernmantel besorgen", bemerkte Helene. Sie eilte hinweg.

Herr von Tarnau füllte noch einmal die Becher. „Auf ein glücklich Gelingen!"

„Gott walt's! Auf ein glücklich Gelingen!" Beide stießen miteinander an.

Sie traten ihren Rundgang an. Das Fräulein begleitete sie. Sie lächelte, als sie den Obristen in den Bauernmantel schlüpfen sah. In dem Vermummten hätte in der Tat kein Uneingeweihter, am wenigsten die feindlichen Wachen unten am Berge, einen schwedischen Offizier vermutet.

Die Besichtigung der Burg mit ihren Mauern, Toren und Türmen nahm einige Zeit in Anspruch. Eine Anzahl Fässer, die, mit Stroh, Reisig, Pech, Harz und andern brennbaren Stoffen angefüllt, hier und da längs der Mauer in den Boden gelassen waren, erregte des Obristen Aufmerksamkeit.

„Nachtlichter," erklärte der Freiherr, „für den Fall, daß nächtiger Weile ein Lärmen vorfiele."

„Ich dachte es mir", nickte der Graf.

Es dunkelte bereits, als unsere Freunde ihre Schritte dem letzten Punkte, der noch zu besichtigen war, der Gegend am Bergfried zuwandten. Sie schritten die Mauer entlang. Mit flüchtigem Blicke streifte Graf Waldstein den Abhang, auf dessen oberstem Absatze die Linde wurzelte, die er in der Kapelle bemerkt hatte. Jäh fiel der Abhang in die Tiefe hinab. Es schien unmöglich, daß ein Menschenfuß den Berg hier erklimmen könne. Ohne eine Bemerkung schritt er weiter.

Sie erreichten die Ecke am Bergfried. Der Oberst machte ein bedenkliches Gesicht, als er von der ziemlich niedrigen Mauer den flachen Bergabhang dort übersah: man befand sich an der schwächsten Stelle der Burg. Zwar dehnte sich vor dem Zwinger, dem Raume vor der Mauer, bis zu den steilen Seitenabhängen ein alter von Rondelen flankierter Wall mit einer Bastei, einem spitz auslaufenden Bollwerk, hin, aber der Wall, ohnehin nicht sehr hoch, zeigte schon deutliche Spuren des Verfalls. Sie verließen die Mauer, durchschritten den Zwinger und gelangten durch ein mit einer Wendeltreppe verbundenes Schlupfpförtlein, eine sogenannte Poterne, auf die Bastei. Graf Waldstein ließ seine Blicke in die Runde schweifen. Auf einem Anger am Fuße des Berges waren eine Anzahl mit Planen bedeckter Leiterwagen aufgefahren. Bauern führten die Gespanne; Soldaten standen, die bloßen Wehren in der Faust, daneben. Es sah wie eine Furagierkolonne aus.

Der Graf wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Bollwerke zu. Er besah sich die Geschütze, deren Mündungen drohend durch die Schießscharten der Bastei und der kleinen Rondele ragten, untersuchte die Verhaue, mit denen die schadhaften Stellen des Walles gebessert waren, und nickte beifällig, als sein Blick auf die verschiedenen Gegenstände fiel, die, einen feindlichen Anlauf zu erschweren, den Boden des Zwingers, die Böschung außerhalb und den Grund des trockenen Grabens davor bedeckten. Bretter, Pfähle, Karren- und Wagenräder starrten, zum Teil mit Nägeln bespickt, überall dem Beschauer entgegen. Eines der Geschütze erregte seine besondere Aufmerksamkeit. „Ei, sieh da," sagte er, „habt Ihr hier sogar ein Orgelgeschütz[1])? Überhaupt find' ich, daß an Geschützen gerade kein Mangel ist. Die Falkonetts, Kartaunen und Feldschlangen auf Mauern und Türmen — allen Respekt! Doch wie steht's" — er machte ein zweifelndes Gesicht — „mit der Hauptsache, mit der Bedienung und Munition?"

„Mit der Geschützmunition", gab Herr von Tarnau etwas kleinlaut zur Antwort, „sieht's allerdings ziemlich mißlich aus. Nur für die Handwaffen haben wir noch genügenden Vorrat. Wer konnte auch" — er seufzte — „einen solchen Zufall voraussehen? Sonst, was die Bedienung der Geschütze anlangt, so habe seit einiger Zeit einen Mann auf der Burg, der sich sehr wohl darauf versteht und sich die Zeit her redliche Mühe gegeben hat, auch die Knechte in den Handgriffen zu unterweisen — einen ehemaligen Geschützmeister von der Arkeley[2])."

„Vater Liebden meint unsern Flüchtling aus Magdeburg," ergänzte das Fräulein, „den Verwandten meiner Freundin Jutta, den Konstabel Körbel."

„Sieh, sieh," äußerte der Obrist und lächelte, „einen Geschützmeister! Einen solchen Gesellen würde allerdings mancher Edelmann jetziger Zeit mit Gold aufwiegen. Aber freilich, was können Geschütz und Geschützmeister nützen, fehlt es an Kraut und Lot?"

---

[1]) Die Mitrailleuse der älteren Zeit, eine Anzahl kleinerer Rohre, die, in einem großen Rohre miteinander verbunden, sich beim Abfeuern nacheinander entluden und ihren Inhalt nach allen Seiten umherstreuten.

[2]) Artillerie.

Neuntes Kapitel.

Verdächtige Gäste.

Der Tag hatte mittlerweile Abschied genommen. Tiefer und tiefer senkten sich die Schatten der Dämmerung über Berg und Tal. Mit einem Blick auf den dunkelnden Himmel wandte sich der Krieger an den Edelmann:

„Der Tag entweicht; ich muß gehen. Meine Dragoner dürften in kurzem zur Stelle sein. Ew. Edeln wollten mir Führer mitgeben; darf ich jetzt bitten, die Leute zu holen?"

Sie verließen den Wall und gingen auf den Hof zurück. Ein Auflauf vor der Tür des Herrenhauses veranlaßte sie, ihre Schritte zu beschleunigen. Scherze und lautes Gelächter erschollen. Herankommend erblickten sie ein mißgestaltetes Menschenkind, das, von der weiblichen Dienerschaft des Schlosses umringt, für diese offenbar ein Gegenstand belustigender Kurzweil war. Mit blödsinnigem Ausdruck ins Weite schielend, zuweilen aber mit einer gewissen ängstlichen Hast die Gegenstände umher fixierend, ließ sich das Männlein geduldig die derben Scherzreden der Mägde gefallen; nur einmal öffnete es zu einer Entgegnung den Mund, aber da brach vollends der Jubel los. Gerade in diesem Augenblicke ertönte die Stimme des Burgherrn:

„Nun, was gibt's hier? Was habt ihr mit dem armen Kerl? Fort an den Brunnen mit euch, flugs! Hier ist keine Zeit, zu lungern und zu schwatzen!"

Kichernd stob die Schar auseinander.

Graf Waldstein, der den Mantel abgeworfen hatte und an seiner Rüstung nestelte, hatte dem Vorfalle wenig Beachtung geschenkt. Mit gleichgültigem Blicke wollte er soeben vorübergehen; da hemmte er, bei dem Anblick des buckeligen, schielenden Männleins von einer plötzlichen Erinnerung durchzuckt, auf einmal den Schritt.

„Ei, sieh da," rief er lachend und trat vor den Buckligen hin, „ist das nicht das Bäuerlein, das bei unserem Anblick heute so spornstreichs Reißaus nahm?"

Mit offenem Munde starrte der seltsame Mensch den Fragenden an, ohne eine Antwort zu geben. Kopfschüttelnd wandte sich der Obrist ab.

„Der arme Schelm!“ bemerkte Herr von Tarnau im Weitergehen. „Er erschien kurz vor Eurer Ankunft, Einlaß heischend, vor dem Tor. Ein Bauer von Haus aus, bei Andreasberg gebürtig, ist er durch das Unglück desperat geworden. Zuerst sind die Tillyschen gekommen; die haben ihn, sein Weib und seine Tochter dermaßen mißhandelt, daß sein Weib darüber verstorben, die Tochter krank geworden ist, er selbst aber einen Denkzettel bekommen hat, daran er wird zeitlebens genug haben. Als die Tochter genesen war, da ist eines Tages eine Streifpartie Dänen gekommen, welche, da zum Plündern nichts mehr vorhanden gewesen, dem Ärmsten das Haus über dem Kopfe angezündet, die Tochter aber entführt haben. Seitdem steht es in seinem Kopfe nicht mehr richtig. Als Bettler durchstreift er das Land. Von Zeit zu Zeit erscheint er auf der Burg und ist froh, wenn er sich einmal recht gründlich satt essen kann. Sonst ist er ein harmlos Menschenkind. Nur gegen Kriegsleute, welches Volks sie auch sein mögen, hegt er, wie leider begreiflich, einen grimmigen Haß. Sähe am liebsten, wenn der Teufel allen Soldaten der Welt miteinander den Hals bräche.“

„Hm,“ meinte der Obrist — ein seltsamer Verdacht schoß ihm durch den Kopf —; „dann könnte halt unsereiner sich doch vor ihm ein wenig in acht nehmen.“

Der Freiherr winkte einige Diener herbei, die, über die Anwesenheit eines fremden Kriegers verwundert, auf dem Hofe miteinander wisperten. Sie entfernten sich, kehrten jedoch gleich darauf mit Laternen zurück. Herr von Tarnau gab ihnen die nötigen Anweisungen; sie nickten und folgten dem Grafen, der sie in der Kapelle erwartete. Dort hatten sich's indessen die Soldaten bequem gemacht; eine Anzahl lag auf dem Boden ausgestreckt und schlief; andere hatten, des langen Wartens müde, ihre Tonpfeifen entzündet und schmauchten; der Leutnant saß, in Sinnen verloren, in einem Sessel. Sowie die Rauchenden den Schritt ihres Obristen vernahmen, verschwanden die Pfeifen; bei seinem Eintritt sprangen alle, auch die Schläfer, auf. —

Graf Waldstein trat seine unterirdische Wanderung an.

* * *

Die Nacht war längst hereingebrochen und der Graf noch nicht zurück. Der Edelmann hatte den Kriegern ein Abendbrot reichen lassen. Ein Licht in der Hand, sprach er mit dem Leutnant, der wie er selbst über das Ausbleiben des Obristen beunruhigt war, da knirschte das Türlein in der Altarwand, und der Graf stand vor ihnen. Nur ein Diener war bei ihm.

Verwundert, doch im übrigen arglos, fragte der Freiherr: „Nun, Exzellenz kommen allein?"

„Ich bin allein", erwiderte Graf Waldstein dumpf. Erst jetzt fiel dem Edelmanne der finstere Ausdruck seiner Züge auf. „Von meinen Reitern nichts zu hören, nichts zu sehen; was mag es bedeuten? Zwei von Ew. Edeln Knechten habe ich am Wasser zurückgelassen und ihnen Auftrag gegeben, die Soldaten zu führen, falls sie mittlerweile noch kommen sollten; ich selbst bin umgekehrt, Ew. Edeln zu bitten, daß Sie auf der Stelle einige zuverlässige, wegkundige Leute an den Lagerplatz der Meinigen entsenden wollen. Die Truppen sollen sofort aufbrechen und in die befohlenen Stellungen einrücken. Ew. Edeln sind über den Plan unterrichtet; wollen Sie die Anordnungen den Boten genau einschärfen. Behüte Gott," — er seufzte — „wenn dem Doktor ein Unglück zugestoßen wäre, es wäre mir furchtbar."

Herr von Tarnau schüttelte bedauernd den Kopf. „Die Boten sollen natürlich geschickt werden", sagte er. „Aus dem Plane jedoch, den Feind zu umzingeln und gefangen zu nehmen, dürfte für diesmal leider nichts werden, da, wie ich soeben zu meiner Verwunderung höre, Herr von Szombat bereits im Aufbruche begriffen ist und seine Absicht auf Hohlenfels aufgegeben hat."

Der Graf machte große Augen: „Nicht möglich!" Ungläubig sah er den Freiherrn an. „Woher haben Ew. Edeln die Kunde?"

„Von einem seiner Offiziere. Kaum hatten Exzellenz uns verlassen, als drei Reiter, ein Offizier mit zwei Reitknechten, Einlaß und Nachtherberge heischend vor dem Tore erschienen. Der Offizier behauptet, mit Herrn von Szombat einen Streit gehabt und sich deshalb von ihm getrennt zu haben. Erst vermutete ich eine List und scheute mich, der Bitte zu willfahren; aber er flehte, ihn einzulassen, da er, der Wege unkundig, Furcht habe, sich bei Nacht durch das Gebirge zu wagen; so tat ich ihm, zumal er in der Tat einen ganz respektabeln Eindruck macht, — mit Beobachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln natürlich — zuletzt den Willen. Ihr werdet ihn in der Halle finden."

„Ei, ei, wie konnte der Herr das tun?" versetzte der Obrist mit gerunzelter Stirn. „Ich an Eurer Statt hätte ihm nicht sobald Glauben geschenkt. Apropos, was habt Ihr mit dem buckligen Bauer gemacht?"

„Der" gab Herr von Tarnau über die Miene des Grafen betroffen, mit unsicherer Stimme zur Antwort, „ist rätselhafterweise verschwunden. Keiner weiß, wo er geblieben. Er muß hinausgeschlüpft sein, als die Zugbrücken fielen, die Fremden hereinzulassen. Wenigstens weiß ich keine andere Erklärung."

Mit einem äußerst unbehaglichen Gefühle schüttelte Graf Waldstein den Kopf. „Also verschwunden!“ Seine Stimme bebte vor verhaltener Erregung. „Ein Spion hinaus, der andere herein . . . Der Kaiserliche seine Absicht aufgegeben haben? Haha,“ — er lachte bitter — „das glaub' ein anderer! Ist er im Aufbruche begriffen, so wird er erst recht auf Mittel und Wege sinnen, Hohlenfels zuvor in seine Gewalt zu bringen. O, hätte ich doch meine Leute zur Stelle!“ Er schlug sich vor den Kopf. „O der Kurzsichtigkeit! Durch meine eigenen Befehle zu müßigem Warten verurteilt!“

Erschrocken sah der Edelmann den Erregten an. „Gott behüt' uns!“ flüsterte er. „Wenn Eure Befürchtung — es wäre ja schrecklich! Item, noch ist es ja nicht zu spät, Herr Graf. Ich werde den Boten die größte Eile einschärfen.“ Er ließ sich noch einmal genau den Platz beschreiben, nickte und verließ mit dem Obristen die Kapelle.

„Bitte einstweilen einzutreten“, sagte er draußen. „In der Halle findet Ihr meine Tochter; ich werde sogleich zurück sein.“ Er eilte hinweg.

Der Graf kämpfte seine Unruhe nieder. In tiefen Gedanken stieg er die Freitreppe hinan und betrat die erleuchtete Halle. An einer Anzahl von Mägden vorüber, die mit dem Abräumen von Speiseresten beschäftigt waren und ihm verwundert nachstarrten, schritt er durch den vorderen Raum. Er erblickte Helene, die in leisem Gespräche mit einer älteren Frau, der Wirtschafterin, häusliche Angelegenheiten beriet. Ihr Auge leuchtete auf, als sie den Nahenden erkannte. Über das Antlitz der Wirtschafterin zuckte ein heimlicher Schreck — oder war es Freude? — bei seinem Anblick.

An einer Tafel der hinteren Halle, wo sonst die Familie oder etwaige Gäste speisten, saß der fremde Offizier, ein noch junger Mann, der mit offenbarem Behagen den würzigen Alantwein[1]) schlürfte, den ihm der Hausherr als Schlaftrunk gespendet hatte. Mit einer gewissen Hast setzte er jedoch augenblicklich den Becher nieder, als er, nach dem Nahenden schielend, die schwedischen Abzeichen erkannte. Mit blitzendem Auge musterte er die unerwartete Erscheinung. Die helle Verwunderung malte sich auf seinem Gesicht, als er die Herzlichkeit gewahrte, mit der das Fräulein den Fremden begrüßte. Sie kannte ihn also, hatte ihn sogar, wie es schien, erwartet. Abenteuerliche Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirn. Wie kam der Schwede hierher? Hatten etwa die Wachen nicht aufgepaßt? Verstanden diese Schweden vielleicht die Kunst, sich wie

---

[1]) Ein aus Wein, Honig und sonstigem Gewürz bereiteter, mit Alantwurzeln angesetzter damals sehr beliebter Trank.

die Gnomen und Zwerge des Gebirgs durch Hehlekäpplein unsichtbar zu machen? Mit einer fast abergläubischen Scheu starrte er den Obristen an; doch hielt er, als dieser jetzt, von dem Fräulein begleitet, die Stufen heraufstieg, seinem forschenden Blicke tapfer stand. Er vermochte sogar, den aufklärenden Worten, mit denen das Fräulein ihn vorstellte, mit großer Zungengeläufigkeit in scherzendem Hinweis auf seine Lage hinzuzufügen:

„Mit einem Wort ein Flüchtling, der gegenwärtig — wie soll ich sagen? — sich weder als Fisch noch als Fleisch oder vielmehr wie ein Fisch vorkommt, der aufs Trockene gesetzt ist, und doch bei alledem sein Mißgeschick preisen muß: sofern nämlich solches die Veranlassung war, daß ich in der Mitte so liebenswürdiger Menschen" — sein Auge zwinkerte nach dem Fräulein — „Aufnahme finden durfte."

„Weder Fisch noch Fleisch," erwiderte der Graf mit scharfer Betonung, „also, wenn ich recht verstehe, weder Feind noch Freund? Ich hoffe, der Herr wird die Gastfreundschaft dieser lieben Menschen halt dadurch vergelten, daß er sich als ihr Freund erweist."

Der Leutnant biß sich auf die Lippen. Mit etwas erzwungenem Lächeln gab er unter tiefer Verbeugung zur Antwort:

„Dem Herrn aufzuwarten; wie könnte es anders sein? Mein Vergleich zielte auf das Verhältnis ab, in das ich mich durch meine Entzweiung mit Herrn von Szombat den Herren Schweden gegenüber versetzt sehe, sintemal selbige mich nötigt, mich bei dem Herrn des Schutzes der Neutralität zu versichern."

„Des Schutzes der Neutralität", wiederholte Graf Waldstein gedehnt, mit einem Blick auf den jungen Mann, als versuche er auf dem Grunde seiner Seele zu lesen, „als kaiserlicher Offizier?"

„Warum nicht?" versetzte der Kaiserliche leichthin und zog die Schultern hoch — dem Obristen war jedoch der funkelnde Blick nicht entgangen, der dabei schnell wie der Blitz aus seinen Augen schoß —; „warum wollte der Herr mich partout als Feind behandeln, nachdem ich meine Beziehungen zu Herrn von Szombat, dem ich als Volontär unterstellt war, gelöst, mich also gewissermaßen selbst außer Aktion gesetzt habe?"

Das Fräulein war peinlich berührt. Bemüht, der Sache eine harmlose Wendung zu geben, sagte sie und sah den Obristen freundlich an:

„Ich denke, auf dem neutralen Boden unseres Hauses werden die Herren einander als Freunde behandeln und die kriegsrechtlichen Erörterungen auf später versparen. Wollen die Herren Platz nehmen? Dem Herrn Grafen wird sogleich ein Abendbrot aufgetragen werden.

Mein gütiger Herr wird entschuldigen, daß wir selbst, die Ordnung des Hauses nicht zu stören, schon abgespeist haben."

Sie rief den Mägden einen Befehl zu, und die Offiziere setzten sich. Sie hatten kaum Platz genommen, als Herr von Tarnau eintrat. Im Vorbeigehen teilte er der Tochter flüsternd die veränderte Sachlage mit. Das Gespräch wandte sich andern Dingen zu.

Graf Waldstein hatte seinen Hunger gestillt. In der Absicht, den Kaiserlichen auszuforschen, warf er jetzt die Bemerkung hin:

„Herr von Szombat hat es gut vor, wie ich höre, mit diesem Hause. Die Rechnung hätte er jedoch diesfalls ohne den Wirt, will sagen, ohne den Schweden gemacht."

Wieder schoß, nur von dem Obristen bemerkt, jener eigentümliche Blick aus den Augen des Leutnants. Scheinbar unbefangen entgegnete er und lachte:

„Auf Parole, da hat der Herr freilich recht. Übrigens ist Herr von Szombat von der Annäherung eines schwedischen Korps bereits unterrichtet, und nicht gewillt, sich mit so gefürchteten Gegnern wie den Herren Schweden" — der Sprechende verbeugte sich — „in einen ungleichen Kampf einzulassen, hat er alsbald sich entschlossen, noch im Laufe der Nacht seinen Aufbruch ins Werk zu setzen."

Graf Waldstein war überrascht. „Der Herr unterrichtet von unserer Ankunft?" fragte er. „Wie sollte das möglich sein?"

Der Leutnant zuckte die Achseln.

„Was weiß ich?" gab er gleichgültigen Tones zurück. „Herr von Szombat hat ja überall seine Spione. Ha, ich sehe noch das furchtbare Gesicht, das Ihre Herrlichkeit machten, als die Sache unter den Offizieren erörtert ward. Haben geflucht und gewettert und sich gebärdet wie rasend, daß ihr solchermaßen ein Strich sollte durch die Rechnung gemacht werden. Aber was half's? Zu schwach, um einen Kampf zu riskieren, hat sich der Herr schon wohl oder übel entschließen müssen, sich aus dem Staube zu machen. Zu schnellerer Fortschaffung des Trosses und Fußvolkes befahl er, in möglichster Eile Wagen zu requirieren. Wie gesagt, hat jetzt mit sich selber genug zu tun, als daß er noch an eine feindliche Unternehmung gegen Haus Hohlenfels denken könnte. Die Vorbereitungen zum Abmarsche beschäftigen ihn so, daß es für seine eigenen Offiziere eine Aufgabe ist, mit ihm auszukommen. Jeden Augenblick befürchtet er einen Überfall; mehrere Pikets Dragoner sind abgeschickt worden, die das schwedische Korps beobachten und jede verdächtige Bewegung ihm melden sollen. Haha," — der Sprechende schlug eine höhnische Lache auf — „was würde der Herr sagen, wüßte er, wie geschickt ihm die Herren Schweden

zuvorgekommen — daß Hohlenfels bereits von ihnen besetzt ist! Wie haben es nur" — er sah den Obristen lauernd an — „Ew. Herrlichkeit fertiggebracht, ihm dieses Schnippchen zu schlagen?"

Graf Waldstein war starr. Flunkerte der Kaiserliche, oder sprach er die Wahrheit? Wie dem auch sein mochte, so viel lag auf der Hand — das Ausbleiben der Truppen bewies es —, er war auf seinem Ritte beobachtet worden, der Doktor das Opfer eines Verrats geworden — jedenfalls einem kaiserlichen Trupp in die Hände gefallen. Aber wer war der Verräter? Der bucklige Bauer? Natürlich — wer sonst sollte es sein? Wie ärgerlich, daß er dem mißgestalteten Menschenkinde nicht mehr Beachtung geschenkt hatte! Auch der Zigeuner war ihm verdächtig. Er verwünschte das Vertrauen, das der Doktor, das er selbst dem braunen Gesellen entgegengebracht hatte. Wie auch das einzelne zusammenhing: irgendwie, glaubte er, mußte der Zigeuner an der bösen Geschichte beteiligt sein . . . An der Sache war übrigens vorläufig nichts mehr zu ändern. Gewiß, das Unglück des Doktors konnte für die Burg, für ihn selbst und sein ganzes Unternehmen verhängnisvoll werden, wenn die verräterische Absicht gelang, die — davon war er überzeugt — dieser Leutnant im Schilde führte; aber immerhin — noch hatte man glücklicherweise keine Ursache, sich allzu schlimmen Befürchtungen in der Hinsicht hinzugeben; in der Hauptsache konnte sogar alles noch gut werden, wenn — darauf kam für jetzt alles an — die ausgesandten Boten ihr Ziel erreichten. So galt es denn wohl oder übel zu warten, und zudem — vor dem Kaiserlichen, dessen Blicke beobachtend, mit einem Ausdrucke heimlicher Neugier, wenn nicht Schadenfreude, unausgesetzt auf ihm ruhten, durfte er sich auf keinen Fall etwas merken lassen.

Er hatte seine Ruhe wiedergewonnen. Ohne sich auf nähere Erklärungen einzulassen, gab er mit ironischem Lächeln trocken zur Antwort: „Der muß halt früher aufstehen, der dem alten Waldstein zuvorkommen oder ihn überlisten will. Diesfalls hätte der kluge Herr sich also tüchtig verrechnet."

„Ah, Exzellenz, der schwarze Graf?" entfuhr es den Lippen des Leutnants. Zum erstenmal ging ihm ein Licht über die Persönlichkeit dieses schwedischen Herrn auf, mit dem ihn ein so sonderbarer Zufall zusammengeführt hatte. Ein leises Erschrecken malte sich auf seinem Gesicht. Mit großen Augen sah er den in der Umgebung des Szombat so sehr gefürchteten Obristen an ...

Die alte Wanduhr, die auf einer seltsam geschweiften Konsole an der Wand gegenüber ihren Platz hatte, hob zum Schlage aus. Es war zehn Uhr. Gleich darauf öffneten sich die Flügeltüren der Halle, und in

langem Zuge strömte die Dienerschaft und was sonst auf der Burg, die Wachen ausgenommen, an Bewohnern vorhanden war, unter ihnen auch die Begleiter des Leutnants, herein. Des Leutnants Blicke überflogen die Schar. Es war kein Schwede darunter, der Obrist also allein. Wo waren seine Begleiter? Die Sache erschien ihm je länger je rätselhafter.

Helene erhob sich, teilte Gesangbücher aus, nahm die alte Familienbibel, die unter der Uhr auf der Konsole lag, zur Hand und reichte sie dem Vater dar. Die Abendandacht nahm ihren Anfang. Ein Lied ward gesungen, dann las jener ein Kapitel. Es folgte ein kurzes Katechismusexamen, daran alt und jung sich beteiligte, und mit Luthers Abendsegen und dem Gebete des Herrn schloß die häusliche Feier. Zuletzt wurden alle mit freundlichem Gutenachtgruße von dem Herrn und dem Fräulein entlassen. Einige Diener blieben jedoch, weiterer Befehle gewärtig, mit Lichtern in der Hand zurück. Einer erhielt den Auftrag, den Leutnant in das für ihn bestimmte Zimmer zu führen. Mit höflichen Worten verabschiedete sich der Kaiserliche von seinen Wirten, mit einer stummen Verbeugung von dem Obristen; war es die Folge der empfangenen Eindrücke oder was sonst: auf seinem Gesichte lag ein eigentümlicher Ernst.

Auch Helene zog sich in ihr Gemach zurück. Auch sie sah überaus ernst aus. Die Nachricht, die der Vater, wenngleich in vorsichtig schonender Weise, ihr zugeflüstert hatte, die Worte des Leutnants, endlich ein Ausdruck in dem Gesichte des Grafen, den sie zuvor nicht darin wahrgenommen, hatten ihr Herz mit einer eigentümlich beklemmenden Sorge erfüllt, das Gespenst einer Gefahr ihr vor Augen geführt, von deren Beschaffenheit und Umfang sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Ihr Gesicht war bleich, und ihre Stimme zitterte, als sie sich von den beiden Herren verabschiedete. Die Wirtschafterin hatte schon zuvor das Zimmer verlassen.

Als das Fräulein gegangen war, sahen der Hausherr und sein Gast einander mit einem fragenden Blick in die Augen. Jetzt nahm Herr von Tarnau leise das Wort:

„Was denken Ew. Exzellenz?"

Ebenso leise erfolgte die Gegenfrage: „Sind Ew. Edeln sicher, daß Eure Burschen den Lagerplatz der Truppe erreichen werden?"

„Gewiß", erwiderte der Freiherr. „Zur Burg hinaus sind sie natürlich durch den geheimen Gang; dann aber habe ich, um ganz sicher zu gehen, sie angewiesen, verschiedene Wege einzuschlagen. Sie wissen im Gebirge Bescheid und kennen keine Furcht."

Der Obrist atmete auf. „Das ist gut", sagte er. „So wollen Ew. Edeln denn vor allen Dingen jetzt sorgen, daß die sauberen Vögel unschädlich gemacht werden, die sich da bei Euch eingenistet haben."

„Ihr traut dem Leutnant nicht?"

„Nicht über den Weg! Ich hab' ihn genau beobachtet und kann den Verdacht nicht loswerden, daß irgendeine Schurkerei, sei es mit Öffnen der Pforten oder womit auch immer, im Werke sei. Was der Leutnant da von einem geplanten Aufbruche und Abzuge des Feindes sagt, mag wahr sein; der Umstand, daß so viel Wagen im Dörflein stehen, würde dadurch erklärlich; aber eben deshalb glaube ich auch ganz bestimmt, daß er zuvor noch alles versuchen wird, seine Absichten auf Hohlenfels durchzusetzen, daß sich somit noch im Laufe der Nacht alles entscheiden wird. Ich rate, hört, dringend, das ganze Kleeblatt dingfest zu machen."

„Wohl, Euer Rat, Herr Graf, soll befolgt werden."

Herr von Tarnau trat in die vordere Halle und gab den Dienern einige Befehle. Die Diener entfernten sich, und jener kehrte zu seinem Gaste zurück.

„Und nun noch eins," sagte der Obrist, „vergeßt nicht, besonders auf die Außenbefestigung hinter dem Bergfried gehörig Obacht zu geben. Seid Ihr der Wachsamkeit Eurer Leute sicher?"

Der Freiherr bejahte.

„Nun gut, ich würde raten, alles, was auf der Burg außer den diensttuenden Wachen an Mannschaft verfügbar, sogleich bei entstehendem Lärmen dorthin zu werfen. Leutnant Kleinhans und einige Dragoner mögen den dortigen Posten verstärken. An den Toren reicht vorläufig schon eine kleinere Besatzung aus. Den Rest meiner Mannschaft behalte ich zu eigener Verfügung; die Leute mögen einstweilen in der Halle Aufenthalt nehmen. Wie steht's mit der Runde?"

„Konstabel Körbel und ich haben seither immer abwechselnd, er in der ersten Hälfte der Nacht, ich in der zweiten, die Runde gemacht. In dieser Nacht werde ich die umgekehrte Ordnung beobachten."

„Schön, und ich werde Ew. Edeln mit Eurer Erlaubnis begleiten."

„Wie Exzellenz wünschen," — der Edelmann lächelte trüb — „ich stehe zu Dero Befehl." Beide verließen das Haus.

Zehntes Kapitel.

Der Überfall.

Es ging auf Mitternacht. In dem hochgelegenen Erkerzimmer eines Wirtschaftsgebäudes saß an einem altmodischen Eichentische ein altes Mütterlein. Der Schein einer mattbrennenden Ampel übergoß ihr runzliges Angesicht. Ihre gefalteten Hände ruhten auf dem aufgeschlagenen Bibelbuche; gleich einer, die ihre Hände aufhebt zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, sah sie zu dem kleinen Fenster empor, dessen Scheiben von den Stößen des Nachtwindes bewegt, laut in ihrer bleiernen Einfassung rasselten. Es war die Wirtschafterin, Helenens treue Stütze, die alte Elsbeth.

Hinter ihr knarrte eine Tür. Bei dem Geräusche wandte sich die Greisin um. Ein blasser junger Mann von untersetzter Gestalt stand, das Auge mit geisterhaftem Ausdrucke weit geöffnet, auf der Schwelle.

„Gottfried," fragte sie, „warum schläfst du nicht?"

„Ja, Mutter, dasselbe frag' ich just Euch. Es ist so kühl hier — ich meine, solch Wachen sei nicht wohlgetan in Euren alten Tagen."

„Laß dich's nicht kümmern, liebes Kind", versetzte das Mütterlein. „Wie lange wird's dauern, da mein müder Leib sich für immer zur Ruhe wird niederlegen — in das stille Kämmerlein, darin einer ohne Aufhören schlummern und ruhen mag bis zum Jüngsten Tag . . . Aber du," — sie sah dem Jünglinge besorgt ins Auge — „warum schläfst du nicht? Hast kaum die schwere Krankheit überstanden — der Herr selbst will nicht, daß du nächtens mit den andern —"

„Hab' einen schrecklichen Traum gehabt, Mutter," unterbrach sie der junge Mann. „Es litt mich nicht länger im Bett. Ich muß hinaus."

„Träume — Schäume, Gottfried. Christenleute sollen sich durch Träume nicht schrecken und ängstigen lassen."

Der Jüngling kraute sich hinter dem Ohr.

„Je nun, Mutting, 's kommt so drauf an. Denkt Euch, ich sah im Traume die Burg brennen lichterloh; Teufel tanzten in den Flammen herum, stiegen in der Lohe auf und nieder, und einer hatte das Fräulein

gefaßt und hob sich mit ihr durch die Lüfte davon. Bei dem Anblicke packte mich ein solch Entsetzen, daß ich mitten im Schlafe laut aufschrie und erwachte. Konnt's gar nicht fassen, daß es nur ein Traum gewesen, ich schwitzte am ganzen Leib. Könnt's glauben, Mutting, daß einer nach solchem Traume nimmer im Bett bleiben mag. Gott behüt' unsern Herrn und ach, unser goldiges Fräulein!"

Gedankenvoll wiegte die Greisin das graue Haupt. Bemüht, sich selbst wie dem Sohne, dessen Traum sie seltsam bewegte, Trost einzusprechen, bemerkte sie:

„'s ist ein Traum, Gottfried. Wie sagt der gottselige Mann, Jesus Sirach? ‚Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken.' ‚Träume betrügen viel Leute.' So nimm dir's nicht weiter zu Herzen. Hör' aber, was ich vorhin gelesen hab' im heiligen Bibelbuch." Sie schlug einige Blätter um und las dem Sohne den köstlichen Trostpsalm vor, an dem schon so mancher in schlimmer Lage sich aufgerichtet hat, den einundneunzigsten. Mit gefalteten Händen hörte Gottfried zu.

„Sieh, mein Kind," sagte sie, „solch ein Wort gibt Trost ins Herz. Wie's auch kommen mag, der allmächtige Gott will unsere Zuflucht sein, unsre Zuversicht und feste Burg. Er wird seinen Engeln Befehl tun —"

Sie stockte und faltete von neuem die Hände. Wie ein Leuchten flog es über ihr Antlitz. „Was sage ich?" murmelte sie. „O mein Gott, du hast es getan! Mein Graf Waldstein — sollt' es möglich sein? So manch Jahr schier vergebens geseufzt, vergebens gebetet, daß ich schon gedacht, ich werde ihn niemals wiedersehen, und es müsse auf ewig unausgerichtet bleiben, was sie, die Selige, mir einst ihret- und seinetwegen hat anbefohlen — und nun — und nun? O mein Gott, wie soll ich dir danken?"

In stiller Verwunderung sah Gottfried auf die Betende nieder. Er verstand sie nicht. Langsam wandte er sich ab, langte die Pelzmütze vom Nagel, nahm eine an der Wand hinten im Zimmer lehnende Pike zur Hand und schickte sich an, das Haus zu verlassen. Unter der Tür sah er noch einmal zurück.

„Behüt' Gott, Mutting!"

Seine Stimme weckte die alte Frau aus ihren Gedanken. Der weltentrückte Zug auf ihrem Antlitz verschwand. Sie hob das Auge zum Sohne empor: „Willst dennoch fort, Gottfried?"

„Hab' keine Ruh', Mutting; muß einmal sehen, wie es draußen steht."

Er schloß die Tür.

Draußen war es dunkle Nacht. Der ganze Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt. Weder Mond- noch Sternenschein erhellte die

Finsternis. Der Wind wehte stärker; heulend fuhr er zwischen den Gebäuden hin, daß die Dachziegel auf den Türmen, die Läden vor den Fenstern klapperten und die alte Wetterfahne auf dem Bergfried kreischte. Eulengeschrei, der schrille Ruf zweier Käuzchen ließ sich hören. Dazwischen tönte, halb vom Gebrause des Sturmes verschlungen, von den Mauern her der Zuruf der Wachen. Der Jüngling drückte sich die Pelzmütze in die Stirn und eilte über den Hof. Vor sich sah er die Umrisse der Kapelle ragen. Von einem dunkeln Drange geleitet, stieg er die Treppe hinan, die hinter dem Kirchlein zur Mauer emporführte. An dem Posten vorbei, der, ohne ihn zu beachten, die Büchse im Arm, in nachlässiger Haltung an der Brustwehr lehnte, schritt er langsam den Wehrgang entlang. Seine Blicke suchten die Dunkelheit zu durchdringen. Unter ihm gähnte der Abgrund. Einige Lichter schimmerten wie winzig kleine Pünktchen in der Tiefe, und ein Gewirr gedämpfter Stimmen scholl, vom Winde getragen, zu ihm herauf. Nachdenklich ging er weiter. Jetzt hat er den schmalen Durchgang unter dem Eckturme des Schlosses erreicht; in gespenstigen Umrissen taucht, vom Winde bewegt, der blätterreiche Wipfel der Linde vor ihm auf. Da — horch, welch ein Ton! . . . Sein Ohr vernimmt ein Summen, ein Flüstern; ist es der Nachtwind, der in den Zweigen rauscht und dort leise sein Schlummerlied singt? Er hemmt lauschend den Schritt, geht behutsam weiter, da — äfft ihn ein teuflischer Spuk? vollführen Kobolde dort ihren nächtlichen Reigen? — Gestalten gleiten geräuschlos von der Linde zur Mauer nieder; Lichter tauchen auf und verschwinden; Schatten gleich huscht es dort den schmalen Gang zwischen Mauer und Schloß entlang . . . Und wieder schwebt es flimmernd, wie eine ganze Kette leuchtender Glühwürmchen, aus dem Abgrund empor . . . Starr und stumm, an Gliedern und Sinnen wie gelähmt, blickt Gottfried auf das gespenstige Treiben nieder. Ein leiser Kommandoruf ertönt — da erst kommt wieder Leben in die regungslose Gestalt.

„Mein Traum, o, mein Traum!“ entrang es sich seinen bebenden Lippen. Er schüttelt sich wie im Fieberfrost; im Bewußtsein der furchtbaren Gefahr, die über der Burg und deren Bewohnern schwebt, rafft er sich auf.

„Mordio! Mordio! Zu Hilfe! Der Feind, der Feind!“

Überlaut schrie er's hinaus in die Nacht. In todverachtendem Mute warf er sich mit seiner Pike den unheimlichen Gestalten entgegen.

* * *

Den Leser über den im vorstehenden berichteten Vorgang aufzuklären, bitten wir ihn, uns zu dem kleinen Gemach im Oberstocke des Schlosses zu folgen, in dem man den kaiserlichen Leutnant einquartiert

hatte. Wir bemerken ein hohes Gardinenbett, einen Stuhl und einen Tisch, darauf in massivem Messingleuchter eine brennende Kerze. Das Bett war unberührt. An dem einzigen Fenster, das bei Tage die Aussicht in das Tal und auf die zerrissenen Strohdächer des Dörfleins gewährte, stand der Leutnant und starrte mit gerunzelter Stirn in die Nacht hinaus.

„Also eingeschlossen," murmelte er, „walt's die Sucht![1]) Eingesperrt wie ein Raubtier im Käfig . . . Dieser Höllenhund von einem Schweden! Wette darauf, das ist sein Werk — das fromme, leichtgläubige Schaf, der Tarnau, wäre schwerlich darauf verfallen. Was nun? Wenn man nur wüßte, wo der Schwede seine Kanaglia hat gelassen! Das könnte gut werden für uns, wenn die — item, kommt jetzt alles darauf an, was die beiden Schelme, der Schnalzer und der Grantener, zustande bringen. Hm, wenn den beiden — 's sind zwar die geriebensten Gauner im ganzen Regiment — ihre Sach' nicht besser gelingt als mir —"

„Zum Henker!" zischte er und stampfte leise mit dem Fuße auf; „was ist zu tun? Hinaus muß ich, und bräche ich bei der Geschichte den Hals ... Ha!"

Ein abenteuerlicher Gedanke blitzte durch sein Gehirn. Sein Blick fiel auf das Gardinenbett. Ein Zug finsterer Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht. Mit einem Ruck riß er den schweren Vorhang herunter, zerschnitt ihn mit dem Dolche in Streifen und knotete deren Enden zusammen. Das so entstandene Seil befestigte er am Fensterkreuze. Sodann schnitt er auch die Linnenbezüge des Bettes entzwei, verband, ohne der umherwirbelnden Daunen und der bei dem Luftzuge drohenden Feuersgefahr zu achten, Stück für Stück mit dem zerschnittenen Vorhange, knüpfte die Degenkoppel mit dem Degen unten daran und ließ das Ganze langsam zwischen seinen Händen hinabgleiten. Leise klirrte der Degen unten auf dem Boden auf. Zufrieden mit dem Ergebnisse zog er Seil und Degen wieder zur Fensternische empor — da schrak er plötzlich zusammen. Stimmengemurmel drang vom Hofe herauf. Im Nu zog er leise den Flügel vor, löschte das Licht und lauschte. Um die Ecke unten näherten sich sporenklirrende Tritte. Auf ihrer Runde begriffen, gingen Graf Waldstein und Herr von Tarnau vorüber. „Aha," murmelte er, „das fehlte gerade, daß mir der Schwede d e n Braten röche!" Ahnungslos gingen die Herren vorüber; ihre Tritte verhallten in der Ferne. „Viel Glück, ihr Herren!" kicherte der Leutnant, „werdet einem wohl jetzt nicht wieder so bald in die Quer' kommen!" Ohne zu säumen, schlug er von

[1]) Alter Fluch. (Sucht = Seuche, vgl. fallende Sucht, Schwindsucht usw.) Etwa soviel wie das heutige: „da sollt' einer die Kränke kriegen!"

neuem Licht, wartete noch ein wenig, nahm dann den Leuchter und hielt ihn hinter den Scheiben empor. Wie einer, der sich um jeden Preis bemerkbar zu machen wünscht, schwenkte er das Licht eine Weile bald nach links und rechts, bald nach oben und unten, hielt inne, öffnete das Fenster, beugte lauschend den Oberkörper vor und begann dann aufs neue sein Spiel mit der Kerze.

Wieder hatte er das Fenster geöffnet. Der scharfe Luftzug machte das Licht hoch aufflackern; er beachtete es nicht, sah auch die glimmenden Flämmchen nicht, die hie und da über den Boden huschten. Jetzt hörte man unten ein Geräusch. Der Leutnant hielt lauschend den Atem an. Sein Ohr vernahm einen leisen Pfiff . . . Ein Lächeln grimmer Genugtuung auf den Lippen, rief er mit gedämpfter Stimme in den Hof hinab:

„Schnalzer, Grantener, seid ihr da?"

Leise kam es von unten zurück:

„Sind's. Alles in Ordnung."

„Heiliger Florian," schmunzelte der Leutnant vergnügt, „das heiß' ich bei allem noch Glück haben! Aber Zeit war's, na! Nun denn — drauf und dran ins Henkers Namen!"

Noch einmal prüfte er die Stärke des Seils, die Festigkeit seiner Knoten, dann schwang er sich auf das Fensterbrett und ließ sich behutsam am Seile hinab. Ohne Unfall erreichte er den Boden.

„Nun, ihr Schelme," flüsterte er und lachte, „da wären wir — den Knollfinken glücklich entwischt. Wie war's mit euch? Auch eingesperrt gewesen, he?"

„Ha," lautete die leise Antwort, „wie die Maus in der Falle! Dieser höllenrieglerische Gauch von einem Edelmann — ehrliche Leut' und Landsknecht' hinter Schloß und Riegel zu bringen! Aber Donner und Doria!" — er kicherte — „hätten's doch schlauer anfangen müssen. Wozu hatten wir Feilen und Dietriche bei uns? Hätten nur hernach fast noch ein Unglück gehabt — wären um ein Haar dem schnüffelnden Schweden in die Arme gelaufen! Sind ihm noch gerad' so entschlüpft. Sowie er außer Sicht, haben wir auf die Weis', wie uns befohlen worden, die Posten hier auf der Mauer unschädlich gemacht. Ging merkwürdig rasch, sag ich Euch; die Kerl' taten kaum einen Mucks, als wir ihnen das Tuch mit dem stinkenden Zeug überwarfen, so schnell waren's weg. Na, und hier sind wir."

„Verteufelte Burschen!" Der Leutnant lachte. Im Nu hatte er die Degenkoppel vom Seile gelöst. „Will jetzt nur hoffen," fuhr er fort und schnallte den Degen um, „daß der Bucklige Fuß gehalten und die

Sach' ausgerichtet hat, wozu ihn der Obrist mit so viel List und Mühe beschwätzte."

„Hat er, Leutnant von Glimmerberg."

Fast erschrocken fuhr der Offizier herum.

„Ha, der Herr Obrist?"

In den Zweigen der Linde knackte und rauschte es; zur Mauer nieder schwang sich eine dunkle Gestalt — der „tolle Hans" stand vor ihm.

„Wie Ihr seht", lachte der Obrist; „habe schon eine ganze Weile dort harrend im Baum gesessen. Die Strickleiter, von dem buckligen Narren gut am Baume befestigt, langte gerade. — Ihr kennt Eure Instruktionen?"

„Dem Herrn Obristen aufzuwarten, wir kennen sie. Möchte nur eins gehorsamst vermelden: der Führer des Schwedenkorps, der schwarze Graf, ist im Schlosse."

Der Obrist erschrak. „Nicht möglich! Leutnant, seid Ihr verrückt?"

Aber Leutnant von Glimmerberg beharrte auf seiner Aussage.

„Der schwarze Graf!" flüsterte der Obrist. „Traun, da steckt entweder Hexerei dahinter, oder die Burg muß einen geheimen Ausgang haben. Hat er seine Kanaglia bei sich?"

„Nein, habe wenigstens sonst keinen Schweden gesehen. Oder" — der Leutnant wandte sich an die beiden Soldaten — „habt ihr etwa?"

Beide verneinten. „Sind keine Schweden weiter da," grinste der eine, „so ein grober Buchstab' wär' unserm Aug' halt nit entgangen."

Herr von Szombat atmete erleichtert auf. „Na, so brauchen wir auch vorläufig noch nicht zu erschrecken", sagte er. „Da unsere Piketts nichts gefunden haben, wird der Zigeunerhauptmann schon recht haben: sind halt auf einem andern Weg zu dem Hauptkorps zurück. Übrigens" — er lachte übermütig — „fameuse Idee: machen auf die Weise noch einen extra guten Fang. Ein feines Kleeblatt: der Freiherr, das Fräulein und — ah, mein Graf von Waldstein — was er für Augen machen wird? . . . Aber Eile gilt's — parbleu, damit uns nicht doch zuletzt diese Schweden einen Streich spielen. En avant denn! Ihr, Herr Leutnant, folgt mir mit den Leuten, die ich dazu bestimmt habe, ins Schloß, die andern werden mittlerweile sich der Wachmannschaft an den Toren versichern und die Zugbrücke niederlassen. Aber noch einmal: es ist mein strenger Befehl: keine Plünderung, keine sonstige Gewalttat, Gebrauch der Waffe nur im äußersten Notfall; Ihr wißt Bescheid."

Der unheimliche Schrei eines Käuzchens tönte dreimal hintereinander. Von drei Seiten ward je in kurzen Zwischenräumen der Ruf

beantwortet. Noch war der erste Schrei nicht verhallt, so begann es abermals sich in der Linde zu regen. Lichter flammten auf; Gestalten glitten von der Mauer in den Hof hinab, andere klommen, über dem Abgrund schwebend, jenseits der Mauer zur Linde empor. Jetzt folgten sie den ersten, die bereits auf dem Hofe verschwunden waren. Und wieder tauchte mehr als ein Dutzend kletternder waghalsiger Gesellen aus der Tiefe auf ...

Gleich darauf erschien Gottfried auf dem Platze. Sein Warnungsruf gellte durch die Nacht. Augenblicklich gab es dort vorn einen Stillstand. Ein Gewirr unterdrückter Flüche ließ sich hören. Ein Schatten huschte an ihm vorüber. Im nächsten Augenblicke lag er, von kräftigen Fäusten gepackt, wehrlos am Boden. Im Handumdrehen war er geknebelt, gebunden.

Jemand leuchtete mit der Fackel über sein Antlitz hin.

„Was, so ein Milchgesicht!" flüsterte eine Stimme.

„So'n Lausbub, uns solche Alfanzereien zu machen!" knurrte eine andere. „Wart, Büble, die Störung wollen wir dir halt einträuken. Auf, angefaßt! Über die Brustwehr mit ihm!"

Und schon faßten ihrer mehrere zu — Gottfried glaubte sein letztes Stündlein gekommen — da wurden sie abgerufen. Eine zornige Stimme klang gedämpft von unten herauf:

„Vorwärts, ihr Mausköpfe! Wo bleibt ihr?"

Der Ruf brachte Gottfried die Rettung. Augenblicklich ließen seine Peiniger von ihm ab. Wie Schatten glitten sie die Mauer hinab und eilten ihren Kameraden nach.

Doch schon war es auf dem Burghofe lebendig geworden. Von den Türmen schmettern als Antwort auf Gottfrieds Alarmruf Lärmsignale durch die Nacht. Trüpplein bewaffneter Burgknechte strömen, gar unsanft aus Morpheus' Armen aufgeschreckt — die Leute hatten erst nach Mitternacht zur Ablösung antreten sollen —, halb schlaftrunken aus den Häusern. Hundegebell, Kinder- und Weibergekreisch, Waffengeklirr und dröhnende Kommandorufe gellen, eine mißtönende Musik, durcheinander. Schüsse krachen in der Gegend des Bergfrieds. Lichterschein flammt hinter den Fenstern auf. Ohne von der eigentlichen Beschaffenheit der Gefahr eine Ahnung zu haben, stürzen, Windlichter in den Händen, Männer, Frauen und Kinder über den Hof.

In den Tumult hinein schallt eine mächtige Stimme: „Zündet die Leuchten an!"

Einen Helm auf dem Haupte, ein Schwert in der erhobenen Rechten, war Herr von Tarnau auf die Rampe getreten. Graf Waldstein stand,

eine Fackel in der Linken, bereits auf dem Hofe. Die bloßen Wehren in der Faust, umgaben ihn seine Krieger.

So war das Befürchtete denn eingetroffen. Die Stunde der Entscheidung war da — und seine Reiter fehlten. Wie furchtbar hatte sich binnen kurzem die Lage geändert! Nach längerem Aufenthalt auf dem Walle waren die Herren erst soeben von ihrem Rundgange zurückgekehrt. Nichts Verdächtiges war ihren Blicken begegnet, nichts, das auf die Absicht eines so baldigen Einbruchs gedeutet hätte. Daß gerade dort, wo man sich am wenigsten einer Gefahr besorgte, verderbenschwangeres Unheil brütete, hatte keiner von beiden geahnt. Die Versicherung des Freiherrn, daß man jetzt jeden Augenblick die Ankunft der Truppen erwarten dürfe, hatte dem Obristen seinen ganzen Gleichmut wiedergegeben. Desto größer war nun das Erschrecken. Seinen Plan, dem Kaiserlichen eine Falle zu legen, konnte der Graf endgültig als gescheitert betrachten; jetzt saß er womöglich selbst in der Falle. Er durfte von Glück sagen, wenn die Hilfe überhaupt noch rechtzeitig eintraf, wenn er überhaupt, ohne eine Einbuße an seiner Kriegsehre erlitten zu haben, mit blankem Schild aus der Affäre davonkam ...

Zu trüben Erwägungen war jedoch keine Zeit. Jetzt, da das Unwetter sich so unerwartet mit Donner und Blitz über seinem Haupte entlud, hatte er keine andere Wahl, als ihm mit kalter Entschlossenheit die Stirn zu bieten. Den Punkt zu erspähen, wo die Hauptgefahr drohte, suchte sein flammendes Auge die Dunkelheit zu durchdringen. Alle seine Sinne sind wach, jeder Nerv seines Geistes und Körpers gespannt. —

Graf Waldstein war jedoch nicht der einzige, der so unverhofft einen wohlangelegten Plan scheitern sah. Auch der kaiserliche Obrist sah sich in seinen Erwartungen betrogen. Der Plan einer unblutigen Entführung, den er — im merkwürdigen Gegensatze zu seiner eigentlich ja viel furchtbareren Drohung — ersonnen hatte, war durch die Wachsamkeit Gottfrieds vereitelt worden. Doch wegen unerwarteter Hindernisse ein Ziel aufzugeben, das er sich einmal gesetzt hatte, lag nicht in seiner heißblütigen Natur. Die unerwartete Störung reizte seinen Zorn. Jetzt, nachdem es so weit gekommen war, mochte das Verhängnis immerhin seinen Gang nehmen. Blitzschnell hatte er die durch die veränderte Lage gebotenen Maßregeln ergriffen. Die Absicht, in das Herrenhaus einzudringen, mußte er seiner eigenen Sicherheit wegen vorläufig aufgeben. Jetzt galt es, vor allem den Truppenteilen, die, zum Einbruche bereit, am Bergabhang hinter dem Bergfried und vor dem Außentor hielten, die Tore zu öffnen und sich durch schleunige Einnahme der Burg zum Herrn der Lage zu machen. Er rief Leutnant von Glimmerberg seine

Befehle zu und eilte, während dieser mit einem Teile der Krieger in einer andern Richtung davonstürmte, mit dem andern hinter der Kapelle hinweg die Mauer entlang nach dem Tore.

Hinten am Bergfried tobte bereits der Kampf. Die Gefahr abzuwenden, die Gottfrieds Alarmruf über ihren Führer heraufbeschwor, war die feindliche Abteilung, die am Bergabhang, hinter Felsblöcken wohl versteckt, im Dunkeln auf der Lauer lag, zum Angriff übergegangen. Der Versuch, durch eine schnelle Erstürmung des Walles sich von dort her der Burg zu bemächtigen, schlug jedoch gründlich fehl. Die Besatzung, durch ein Häuflein schwedischer Krieger verstärkt, tat ihre Schuldigkeit. Schon war der Feind in sprungweis erfolgendem Anlaufe fast bis zum Walle vorgedrungen, da blitzte es oben auf. Eine mörderische Salve aus Geschützen und Handrohren empfing die Stürmenden. Der Feind stutzt — aber nur einen Augenblick; mit wütendem Kampfgeschrei stürmen die Überlebenden weiter. Ehe die Verteidiger Zeit gefunden haben, aufs neue zu laden, haben die Stürmenden trotz der entgegenstarrenden Hindernisse den Graben durchschritten; behend wie die Katzen klettern die Vordersten bereits den Wall hinan. Wohl kämpfen die Angegriffenen mit Löwenmut, aber neue feindliche Kolonnen drängen nach; die Verstärkung, die Leutnant Kleinhans erwartet, bleibt aus, dagegen sieht sich die Schar plötzlich auch im Rücken bedrängt.

Gerade jetzt zeigte sich's, wie trefflich jene beiden Spione, die Begleiter des kaiserlichen Leutnants, ihre Zeit ausgenutzt hatten. An der Burgmannschaft vorbei, die, von Konstabel Körbel befehligt, den Angegriffenen soeben zu Hilfe eilt, huscht eine unheimliche Schar. Es ist die Truppe des Leutnants von Glimmerberg. In der herrschenden Aufregung von den Tarnauschen für Freunde gehalten, erreichen die kaiserlichen Söldner unbehelligt die Mauerpforte; im Handumdrehen haben sie, was ihnen draußen den Weg versperrt, hinweggeräumt und die zur Bastei führende Poterne[1]) besetzt. Und jetzt machen sie mit einem Male gegen die nachdrängende Burgmannschaft kehrt. Eine plötzliche Salve donnert den Ahnungslosen entgegen — da erst merken diese, wen sie eigentlich vor sich haben. Die Entdeckung hat etwas furchtbar Verblüffendes. Durch den unerwarteten Angriff wie betäubt, weicht die ungeübte Schar zurück. Um das Häuflein auf dem Walle und der Bastei scheint es geschehen — doch siehe da, im Augenblicke der höchsten Gefahr naht Hilfe. Mit einer eilig zusammengerafften Schar eilt der Freiherr herbei. Mit dem Rufe: „Kinder, haltet euch wacker!" stürzt er sich in das Kampfgewühl. Sein Beispiel zündet; die Zurückweichenden er-

[1]) s. S. 94.

mannen sich; mit Äxten, Kolben und Radspeichen dringen sie auf die Feinde ein; ein wuchtiger Axthieb zerschmettert dem kaiserlichen Leutnant den Kopf; tot sinkt er am Eingange der Poterne nieder. Seine Leute flüchten den Gang hinauf; hinter ihnen her stürmt die Burgmannschaft. Heiße Arbeit wartet ihrer da oben — aber das Bollwerk ist gerettet. Der Angriff wird vorläufig abgeschlagen. Doch ist dafür die Gefahr anderwärts desto dringender geworden.

Eine Gestalt wie aus Erz gegossen, unbeirrt durch die ringsum herrschende Verwirrung, stand Graf Waldstein auf seinem Posten. Weiber und Mädchen eilen, brennende Unschlittkerzen in den Händen, mit fliegenden Gewändern vorüber; geschäftig, den Befehl des Freiherrn zu vollziehen, zerstreuen sie sich über den Hof. Eine plötzliche Helligkeit tritt an die Stelle der nächtigen Finsternis; aus Tonnen und Kübeln flammt es leuchtend auf; unheimlich glänzt der Widerschein der im Nachtwinde flackernden, zuckenden Flammen in den Fenstern des Herrenhauses. Hin und wieder zuckt ein Blitz; Donnerrollen grollt in der Ferne.

Noch ist der Obrist zu keinem Entschlusse gekommen. Nach allen Seiten hin fliegt der Blick seines Falkenauges — da schrickt er förmlich zusammen. Aus dem Chaos von Stimmen ringt sich ein Ton hervor, der aller Ungewißheit der Lage mit einem Male ein Ende macht. Ein dumpfes Rasseln dringt an sein Ohr — —

Unbemerkt hatte der kaiserliche Obrist den gewölbten Torweg unter dem Turme erreicht. In zwei Abteilungen waren seine Krieger, die einen rechts, die andern links, durch die kleinen Seitenpforten die Stiegen zur Plattform des Turmes hinangestürmt. Die kleine Besatzung, die in ihnen Freunde vermutete und an nichts weniger als an einen vom Hofe her erfolgenden Angriff dachte, leistete, vollständig überrascht, keinen Widerstand. Im Handumdrehen waren die Männer entwaffnet. Rasselnd sinkt die Zugbrücke nieder — der Weg über den Graben ist frei. Die Stürmenden setzen zum andern Ufer hinüber.

Die Dinge beginnen eine bedrohliche Wendung zu nehmen — —

Im Nu hat Graf Waldstein jedoch die Lage begriffen. Nicht von außen her — von innen drohte die eigentliche Gefahr . . . Sein erster Gedanke war der gefangene Leutnant. Zornig wallte es in ihm auf. „Also doch entschlüpft!“ murmelte er heiser. Doch zum Nachdenken blieb keine Zeit. Hier galt es zu handeln.

Ein schnelles Kommandowort an die Krieger — und mit geschwungenem Degen, die Fackel in der Linken, stürzt er im Laufschritte mit den Seinen von dannen. Burgknechte eilen, die Kämpferschar

auf dem Walle zu verstärken, an ihm vorüber. Er schreit sie an und deutet mit dem Degen auf das Tor:

„Dorthin, ihr Leute! Dort ist die Gefahr. Vorwärts, zum Tor, zum Tor!“

Mächtig dröhnt seine Stimme über den Platz. Die Burgknechte folgen ihm; andere schließen sich an; ihnen voran stürmt er, die verräterische Absicht des Kaiserlichen zu vereiteln, den Torweg entlang.

Aber was ist das? Noch hat er das äußere Tor nicht erreicht, als er den Weg bereits durch eine feindliche Truppe versperrt sieht. Kam er vielleicht schon zu spät? Aber nein — das Tor ist geschlossen. Ein neues Rätsel: wie kam dieser Haufe hierher? . . .

Schreckensrufe tönen von der Plattform des Turmes. Jeder Augenblick ist kostbar. Die feindliche Kette zu sprengen, dringt der Obrist mit Ungestüm vor. Die Haufen prallen aufeinander. Kampfgeschrei, Waffengeklirr, krachende Schüsse erschüttern, das Echo in den Bergen weckend und mit dem Heulen des Sturmes zu einem unheimlichen Konzert verschmolzen, die gewitterschwangere Luft. Ein erbittertes Handgemenge hat seinen Anfang genommen. Aber ach, schon war es nun doch zu spät. Ein triumphierend Geschrei aus der Höhe: „Viktoria!“ — und schon sinkt — ein Zeichen, daß auch der äußere Turm in des Feindes Gewalt — auch hier rasselnd die Zugbrücke nieder . . . Die starke Dragonerabteilung, die jenseits des Grabens hielt, hatte gleich bei Beginn des Lärms die Rosse zurückgeschickt und rückte soeben zum Entsatze ihres Obristen mit Sturmleitern an; bei dem Anblick der fallenden Brücke erhob der Haufe ein Freudengeschrei. Im Sturmlaufe flutet's über die Brücke durch den dunkeln Torweg heran. Von Schrecken ergriffen, weichen die Knechte des Freiherrn zurück.

„Her zu mir, wer seine Herrschaft lieb hat!“

Der Obrist rief es mit Stentorstimme. Wieder und wieder saust seine Klinge durch die Luft. Eine lebendige Schutzmauer stehen, an Tapferkeit von ihrem Führer kaum übertroffen, ihm seine Krieger zur Seite. Noch einmal raffen sich die Leute des Schloßherrn auf. Mit verzweifeltem Mute wirft sich die vereinigte Schar von neuem dem Feinde entgegen. Einen Augenblick lächelt dem kühnen Ansturm Gelingen; die Feinde vor ihnen weichen, der Angriff staut — aber, ach, die Übermacht ist zu groß. „Vorwärts, ihr Feiglinge, vorwärts!“ gellt schmetternd die Stimme des feindlichen Führers in den weichenden Haufen hinein — mit Ungestüm drängen, die Zaudernden mit fortreißend, die hinteren Reihen nach vorn — und wie ein eherner Keil schiebt sich mit wuchtigem

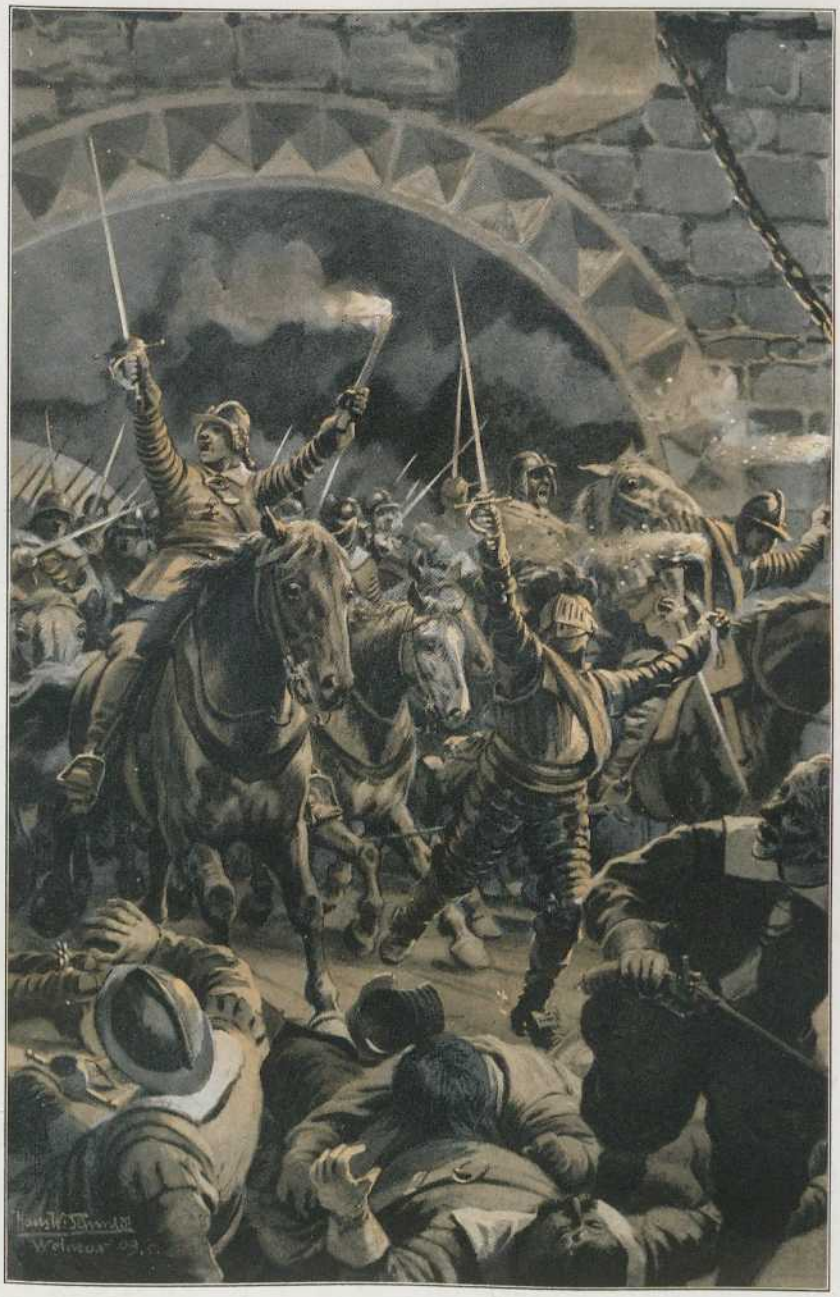
Anpralle die feindliche Masse von neuem vorwärts. Langsam werden die Verteidiger nach der Höhe zurückgedrängt.

Vor dem Torwege oben wogt der schreckliche Kampf. Noch wenige Augenblicke, und das Schicksal der Burg ist entschieden. Dem Grafen kommt ein verzweifelter Gedanke. Die Burg zu retten, das Hereinfluten des Feindes in den inneren Hof zu verhindern, gab es jetzt nur noch eine Möglichkeit: die Kämpfenden ihrem Schicksal zu überlassen und die Zugbrücke aufzuziehen ...

„Achtung, Korporal!“ schreit er seinem Nebenmanne, einem stämmigen Krieger, ins Ohr, „übernehmt das Kommando! Haltet die Brücke, die Einfahrt frei — um jeden Preis! Nur über eure Leiber gehe der Weg! Vivat Gustavus Adolphus!“

„Vivat Gustavus Adolphus!“ schallt es aus einem Dutzend wackerer Männerkehlen gleichsam als Echo zurück. Todesmutig werfen sich die Braven noch einmal der Übermacht entgegen ...

In ein paar Sätzen hat der Obrist den Raum zwischen den Kämpfenden und dem Torgewölbe durchflogen. Das Licht der Fackel zeigt ihm den Weg. Durch eines der Seitenpförtlein eilt er den Turm hinan. Im Augenblick ist er oben. Er stößt die Fackel in einen Mauerring; seine Hand faßt die Kurbel der Maschinerie; mit gewaltiger Anstrengung versucht er die Umdrehung — die Winde versagt. Keuchend beugt er sich über die Brustwehr vor, die Ursache zu ergründen — entsetzt prallt er zurück. Über einen Wall von Menschenleibern in wuchtigem Anstoße vordrängend, hatte der Feind sich bereits der Brücke bemächtigt. Ein Ringen Mann gegen Mann, tobt bereits vor und unter dem Torgewölbe der Kampf. Wie angewurzelt, schier gelähmt vor Schreck, starrt der alte Krieger auf das wogende Getümmel nieder. Angstvoll irren seine Blicke in die Ferne hinaus; was säumen doch seine Truppen solange? Er lauscht — von den Erwarteten keine Spur — von nahenden Reitern nichts zu hören, nichts zu sehen. Wieder und wieder taucht der Blick in das kampfdurchtoste Dunkel hinab; er gleitet hinüber nach dem taghell erleuchteten Hofe, da — großer Gott, sollen denn alle Schrecken über ihn hereinbrechen in dieser Nacht? — welch ein furchtbares Schauspiel: die Burg steht in Flammen! Aus dem Dache des Herrenhauses steigt es lodernd empor; eine wabernde, zuckende Flammengarbe umhüllt Giebel und Turm; ein feuriger Sprühregen zischender knisternder Funken ergießt sich über den Hof; brennende Holzteile fliegen, wie von Dämonen geschleudert, durch die Luft und entzünden die Strohdächer der Nachbargebäude, Flammen brechen aus den Fenstern; gierig züngeln sie die steinernen Wände entlang ... In vollster Ratlosigkeit rennen Greise,



„Die Schweden sind da ... Gott mit uns! Drauf und dran!“

schreiende Frauen und Kinder durcheinander; Szenen der Verzweiflung spielen sich ab vor seinem Blick — und unter ihm und dort hinten am Bergfried tobt der Kampf ...

Ein Gefühl der Mutlosigkeit, wie er es nie gekannt, hat sich des alten Kriegers bemächtigt. Seine Hände falten sich; seine Blicke suchen den Himmelsdom zu durchdringen: „Herr Gott im Himmel, erbarme dich unser!" Wie ein Aufschrei der Verzweiflung entrang es sich der gequälten Brust ...

Da — horch! war das nicht ein Trompetensignal, das, vom Nachtwinde getragen, über den Wald herüberklang? Er lauscht mit angehaltenem Atem. Ein dumpfes Geräusch, Hufschlag galoppierender Rosse, Waffengeklirr erreicht sein Ohr — näher und näher dröhnt's das Tal entlang, den Grund am Fuße des Burgberges, endlich die Schlucht zwischen den Bergen, den Weg vor dem Außentor herauf, und jetzt — —

Wie von einer schweren Last befreit atmet der Lauschende auf: „Gott sei Dank!" In zwei, drei Sätzen ist er den Turm hinab. Vor seinen Augen wogte der Kampf — in das Getümmel hinein dröhnt schmetternd, gellend von seinen Lippen der Ruf:

„Die Schweden sind da ... Gott mit uns! Drauf und dran!"

„Die Schweden sind da!" tönt es jauchzend aus dem Getümmel zurück. Wie schauerlich der Ruf in der Wölbung des Torweges widerhallt! Von Munde zu Mund weitergetragen, pflanzt er sich bis zu den äußersten Winkeln der Bergfeste fort. Neue Kämpfer strömen zur Verteidigung des Tores herbei; zu flammendem Mut entfacht, beginnen selbst Frauen und halbwüchsige Knaben sich am Kampfe zu beteiligen. Der Feind steht verdutzt; die feindliche Woge staut ... Wütend schreit der kaiserliche Obrist seine Befehle den Weichenden zu; rückwärts wendet er den sprühenden Blick; mit schmetternder Stimme ertönt sein Kommando: „Achtung! die Zugbrücke dort hinten hoch!" Einige seiner Krieger stürzen in der Richtung des Außentores hinweg — aber da sausen bereits die Gefürchteten heran. In donnerndem Galopp, mit Geschrei und Fanfarengeschmetter sprengen sie daher, den gewölbten Gang des Außentores entlang — und gleichsam als höhnende Antwort schallt's dröhnend von unten herauf:

„Haut die ganze Kanaglia in die Pfanne!"

Im Handumdrehen hat sich das Blättlein gewendet. Ein vielstimmiger Schrei der Wut, des Entsetzens gellt durch die Luft. Eine Panik ohnegleichen hat sich der soeben noch siegtrunkenen Feinde bemächtigt. Ohne noch eines Befehls seines Führers zu achten, stiebt der ganze Haufe in kopfloser Verwirrung auseinander; flüchtend vor der

andrängenden Reiterschar schließt er sich ebenso kopflos wieder zusammen. Mit Gewalt verschafft sich der energische feindliche Obrist wieder Gehör und Gehorsam. Mit dem verzweifelten Vorsatze, nach dem Burghofe durchzubrechen, um auf demselben Wege, auf dem der Einbruch erfolgt war, sich vor den Mordschwertern dieser furchtbaren Gegner zu retten, führt er die Seinen von neuem gegen das obere Tor. Die Verzweiflung verdoppelt ihre Kraft; in wuchtigem Anstoße drängen sie die Verteidiger wieder in das Gewölbe zurück.

Schneller als sie unsere Feder zu schildern vermag, waren die verschiedenen Vorgänge aufeinander gefolgt. Der letzte Akt dieses nächtigen Dramas hat seinen Anfang genommen. Mit Löwenmut haben sich die Leute des Burgherrn noch einmal dem heranflutenden Strome entgegengestemmt. Die Fackel hoch in der Linken, anzuschauen wie ein Engel des Todes, der Rache, schwingt Graf Waldstein seinen mächtigen Flamberg; wie das Schwert des Cherubs blitzt die breite Klinge wieder und wieder durch die Luft. Da — was ist das? Er sieht, wie die feindlichen Massen sich plötzlich lichten. Alles drängt wie ein Keil nach der Seite hin. Sein spähender Blick bemerkt das offene Pförtlein des Turmes; mit Verwunderung sieht er, wie einer der Feinde nach dem andern durch die Öffnung verschwindet. Oben vom Turme aber gellt eine schmetternde Stimme:

„En avant, Kinder, hierher!"

Es ist der kaiserliche Obrist. In verzweifelter Hast drängen seine Krieger zum Turme hin.

Verdutzt blickt Graf Waldstein in die Szene. Was hatte sein Gegner vor? Gedachte er etwa — verzweifelter Gedanke! — sich der Geschütze dort oben zu bemächtigen, sich auf dem Turme als einem letzten Bollwerke der Verteidigung zu behaupten?

Der Obrist hat seinen Entschluß gefaßt. Seine Fackel war ausgebrannt; aber in dem dämmernden Zwielicht, das, durch den Feuerschein auf dem Hofe erzeugt, durch das Gewölbe nach außen dringt, hat sein Auge blitzende Helme, wallende Federbüsche bemerkt. Über einem wogenden Chaos ringender, kämpfender Menschenleiber tauchen dort Pferdeköpfe, die Gestalten von Reitern auf. Er erkennt den Obristwachtmeister seines Regiments, den reckenhaften von Gylfa, neben ihm den stämmigen Dornburg. Mit einer wahren Berserkerwut räumen sie unter den kaiserlichen Söldnern auf.

Der Obrist erhebt sein Schwert. Weithin hallend dröhnt seine markige Stimme: „Achtung! Die Waffen nieder! Wer sich ergibt, erhält Pardon; ich will es!"

Der Kampflärm schweigt. Im Augenblicke streckt alles, was von Feinden hierorts noch übrig ist, die Waffen ...

Die Reiter — Offiziere und etwa ein Dutzend Gemeiner — haben sich durch den Menschenknäuel hindurchgedrängt. Jauchzend begrüßen sie ihren Obristen. Doch abermals erschallt sein Kommando:

„Achtung!" Die Rufe verstummten. „Sorgt mir für die Gefangenen, ihr Herren!" Er winkte den Gemeinen: „Abgesessen, ihr da! Dort" — er wies auf den Turm — „gibt's noch Arbeit für euch. Mir nach, vorwärts!"

Wie der Blitz sind die Leute aus den Sätteln; mit lautem Kampfrufe folgen sie ihrem voranstürmenden Führer nach ...

Elftes Kapitel.

Ein schwerer Schlag.

Wenn Graf Waldstein glaubte, auf dem Turme noch einen Strauß ausfechten zu müssen, so hatte er sich gründlich verrechnet. Der Turm war leer, nirgends ein Feind zu sehen.

Was sollte er von der ganzen Sache denken? Seine Blicke glitten über den Hof; welch ein Schauspiel, das sich dort dem Auge bot!

Die chaotische Verwirrung, die der Ausbruch des Brandes erzeugt hatte, war schnell einer besonnenen Ordnung gewichen. Auf dem Walle war es still geworden. Gerade als der letzte Angriff der Kaiserlichen abgeschlagen war, hatte den Freiherrn die Kunde von dem neuen Unglück erreicht. Er war auf den Hof geeilt. Mit großer Umsicht hatte er alsbald die zur Löschung erforderlichen Maßregeln getroffen. Schnell haben sich auf sein Geheiß Männer, Frauen, Kinder zu einer Kette geordnet. In fliegender Eile wandern die Feuereimer von Hand zu Hand. Vom Bergfried herab, von den Türmen und aus den Erkerfenstern des noch unversehrten Flügels des Schlosses sieht man Frauen und Mädchen ganze Wassergüsse auf den brennenden Giebel und die vom Brande ergriffenen Nachbargebäude schleudern. Bald hier, bald dort taucht die Gestalt des Freiherrn auf; schier überall scheint er gegenwärtig zu sein; hier ordnend und anfeuernd, dort mit eigener Hand eingreifend, spornt er die Löschenden zu angestrengtester Tätigkeit. Doch ach, was vermögen Menschenhände gegen die elementare Naturgewalt, wenn sie, vom Winde entfesselt, auf Speichern und Böden fort und fort neue Nahrung findet? Wie gierige Ungetüme fressen die Flammen um sich. Mit schier entsetzten Blicken starrt der Graf, starren seine Krieger in die heulende Glut...

Aber was ist aus dem feindlichen Führer geworden, dem tollen Hans? Der alte Krieger wendet spähend den Kopf — und ein langgedehntes „Ah!" entfährt seinem Munde. Gestalten huschen, von dem zuckenden Scheine der Flammen gespenstisch beleuchtet, die Brustwehr der Mauer

entlang; sie verschwinden hinter der noch unversehrten Kapelle. Mit hervorquellenden Augen, mit einem Gefühle, als würde vor seinem Gesicht ein Schleier hinweggezogen, starrt der Graf den Entschwindenden nach; die Linde hinter dem Herrenhause fällt ihm ein, und wie ein Blitz schlägt die Erkenntnis des Zusammenhanges der Ereignisse durch seine Seele . . .

„Die Linde, die Linde!" schrie er überlaut. Bebend vor Aufregung donnerte er seine Begleiter an: „Schnell auf die Mauer hinab! Vorwärts, vorwärts!" Die Krieger flogen förmlich die Stiegen zum Mauerpförtlein hinab. Dröhnend klang seine mächtige Stimme über den Hofraum hin: „Zur Linde, zur Linde, ihr Leute! Laßt sie nicht entschlüpfen — schneidet ihnen den Rückweg ab!"

Und schon hob er selbst den Fuß, dem flüchtigen Feinde zu folgen, da prallte er, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zurück. Ein furchtbares Getöse vom Hofe her, ein Geprassel, ein schmetternder Schlag, von einem vielstimmigen Schrei des Entsetzens begleitet, schlug an sein Ohr. Er wandte den Kopf — ein einziger Blick belehrte ihn, was geschehen war. Der brennende Dachstuhl war eingestürzt — unter Sparrenwerk und brennendem Gebälke lag der Freiherr begraben . . . Mehr als ein Dutzend Hände sind beschäftigt, den Verunglückten unter den Trümmern hervorzuziehen. Eine weibliche Gestalt eilt mit fliegendem Gewande der Unglücksstelle zu. Es war Helene...

Als der Graf eine Minute später den Ort erreichte, wo der Einbruch erfolgt war, war nichts mehr von dem Feinde zu sehen. Aus einem Winkel unterhalb der Mauer hörte man ein lautes Gelächter. Enttäuscht, voll Unmuts über den neuen Mißerfolg, ging er den Tönen nach — da traf er auf seine Leute. Ein zappelnder Gegenstand lag zu ihren Füßen. Er beugte sich nieder und gewahrte einen Menschen, der, geknebelt und an Händen und Füßen gebunden, verzerrten Gesichts vergebens versuchte, sich verständlich zu machen. Es war Gottfried. Schmerz, Wut und Ingrimm im Herzen, hatte er während des Kampflärms so lange an seinen Banden gezerrt, bis er durch seine verzweifelten Anstrengungen unvermerkt dem Mauerrande nahe gekommen und plötzlich wie ein Sack herunter gestürzt war.

„Dumme Kerls," donnerte der Obrist die Leute an, „warum nehmt ihr dem Manne den Knebel nicht aus dem Munde?"

Gleich darauf sprang, seiner Fesseln entledigt, Gottfried heil und ganz auf seine Füße. Kopfschüttelnd vernahm der Graf seinen Bericht. Er ließ Fackeln holen, leuchtete über die Mauer den Abhang hinab, untersuchte die Linde und deren Umgebung — die Reste des verkohlten Seils,

die Strickleiter wurden bald entdeckt, aber der „tolle Hans" blieb verschwunden ...

Eine starke Dragonerabteilung nahm sofort die Verfolgung auf ...

* * *

Das Gewitter, das stundenlang am Himmel gestanden hatte, war mittlerweile zum Ausbruche gekommen. Gleich züngelnden Schlangen zuckten die Blitze aus der schwarzen Wolkenwand; schauerlich rollte, von den hohlen Felswänden im Echo zurückgeworfen, der Donner zwischen den Bergen hin; zugleich aber goß — eine willkommene Hilfe für die Braven, die mit der Löschung des Brandes beschäftigt waren — ein wolkenbruchartiger Regen hernieder. Schneller als Menschenhände vermocht hätten, brachte er den Brand zum Erlöschen.

Wir treten in die von Fackeln erleuchtete Kapelle. Auf einem weichen Lager von Tüchern und Kissen ruhte, das Antlitz dem Bilde des Gekreuzigten auf dem Altare zugekehrt, der verunglückte Edelmann. Er lebte noch; röchelnd ging der Atem aus und ein; aber noch war das Bewußtsein nicht wiedergekehrt. An seiner Seite kniet tränenüberströmten Angesichts das Burgfräulein. Mit traurigen Gesichtern stehen Krieger, Offiziere, Diener des Hauses umher, unter ihnen mit gefalteten Händen der schwarze Graf. Ein tiefes Mitgefühl prägt sich in seinen Zügen aus. — Ein Luftzug strich durch den Raum. Deutlicher ließ sich das Geplätscher des Regens von draußen vernehmen — die alte Wirtschafterin stand in der geöffneten Tür. Auf einen Stab gestützt, wankte sie langsam herein; Tränen überströmten das gute, runzlige Angesicht; zur Seite Helenens sank sie am Lager ihres unglücklichen Herrn in die Knie. Ihre welke Hand berührte seine Stirn; mit Blicken schmerzlicher Wehmut sah sie ihm lange, lange in das von Brandwunden entstellte, leiddurchfurchte Angesicht.

Plötzlich schlug der Todwunde die Augen auf. Ein Freudenschein flog über die leidenden Züge. Er hatte die Tochter erkannt.

„Helene," flüsterte er, „mein liebes, liebes Kind!"

Mit einem Freudenrufe schnellte die Weinende empor.

„Mein Vater, mein herziger Vater, Ihr lebt? O, gelobt sei Gott!"

Sie beugte sich nieder und bedeckte die Hände des Teuern mit Küssen. Seine zitternde Rechte umspannte die ihrige mit sanftem Drucke. Er hatte die Augen wieder geschlossen. Eine Träne stahl sich langsam zwischen seinen Lidern hindurch ...

„O mein Gott," entrang es sich seiner keuchenden Brust, „ich danke dir! ... Gelt, mein Kind, das war Hilfe in der alleräußersten Not?"

Er öffnete von neuem das Auge: „Ist Graf Waldstein hier, der wackere Obrist?"

Das Antlitz von schmerzlicher Bewegung durchzuckt, trat der Graf näher.

„Er ist hier, Ew. Edeln! Erkennt Ihr mich noch?"

Mit einem strahlenden Blicke sah der Freiherr empor.

„Mein lieber Graf," sagte er, „wie soll ich Euch danken? Zum zweiten Male habt Ihr Euer Leben für uns in die Schanze geschlagen. Was wäre geworden, wenn —"

Er brach stöhnend ab. Ein heftiger Schmerzanfall schloß seinen Mund. Ein Zittern lief durch seine Gestalt. Mit großer Anstrengung hob er nach einer Pause abermals an:

„Darf ich dem Herrn Grafen noch eine Bitte, eine letzte Bitte aussprechen für mein armes Kind?"

„Sprecht sie aus, Ew. Edeln", versetzte der Obrist weich. „Steht es irgend in meiner Macht, sie zu erfüllen, so sei sie Euch gern gewährt."

Ein glückliches Lächeln flog über des Leidenden Angesicht. „Ich danke Ew. Exzellenz, danke Euch von Herzen für dieses Wort! Es ist zwar eine große Bitte, das weiß ich fürwahr. Doch was tut ein Vater nicht für sein Kind? . . . Die Sorge um die Zukunft Helenens bewegt mein Herz. Da mit mir der Mannesstamm der Familie erlischt, so fällt Hohlenfels als Mannlehen nach meinem Ableben an seine ursprünglichen Besitzer zurück."

Mit zuckender Lippe, öfters von Schmerzanfällen unterbrochen, fuhr er fort: „Item, mag es so sein. Könnt' ich doch nicht einmal wünschen, daß das vereinsamte Mägdlein in diesen geschwinden, gefährlichen Zeitläuften länger auf Hohlenfels zu leben gezwungen wäre! Nun hört: es war kurz vor dem Tode meiner seligen Gemahlin, daß ich eines Tages ein Brieflein erhielt von dem Paten Helenens, einem Herrn, der, dem hochgräflichen Hause von Stolberg versippt und verwandt, auch Ew. Exzellenz nicht dürfte ganz unbekannt sein — dem durchlauchtigen Grafen Heinrich Vollrath, so dermalen nach Verlust seiner wetterauischen Herrschaft Königstein in dem nahegelegenen Frankfurt lebt. Es sei, so schrieb der Herr, sein Wunsch, Helene als Hofdame seiner Gemahlin sowie als eine Stütze und Gesellschafterin seiner kleinen Töchter Anna Elisabeth und Henrica an seinen Hof zu ziehen, und er bitte dringend, ihm diesen Wunsch zu gewähren. Gern hätte ich schon damals der Bitte willfahrt, doch der gleich darauf erfolgte Heimgang meiner Gemahlin hat die Absicht vereitelt. Selbst einer Stütze bedürftig, mußte ich, obwohl schweren Herzens (denn der Herr hatte es wohlgemeint), die Bitte versagen.

Der Grund, warum es geschah, ist jetzt hinfällig geworden. Ich sterbe, lasse mein Kind als Waise zurück und —"

Ein leises Schluchzen unterbrach seine Rede.

„O, mein Herzensvater," rief Helene, „Ihr wollet sterben?" Sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

Mit einem Ausdrucke unendlicher Liebe ruhte des Vaters Blick auf ihrem Angesicht. „Weine nicht, mein Kind!" tröstete er. „Warum doch weinen, da ich jetzt dahin gelangen werde, wo es kein Leid mehr gibt, keine Tränen und kein Geschrei? . . . Sei getrost, auch du, mein Kind, wirst ja nimmer verlassen sein."

Sein Auge suchte wieder den Blick des Grafen.

„Ich weiß es," fuhr er fort, „bei ihrem Paten fände sie ein erwünschtes Asyl. Dort, als Glied einer reichsgräflichen Familie, würde sie wenigstens vor persönlichen Insulten der Kriegsvölker sicher sein. Graf Heinrich Vollrath, so ein gar frommer Herr, wird sich, des bin ich gewiß, meines Kindes annehmen mit Rat und Tat. Aber wie sie soll hingelangen nach Frankfurt, da im Thüringischen jetzt allenthalben die Wege unsicher sind und alles Land weit und breit mit Kriegsvölkern überschwemmt, des hab' ich Sorge. Nun haben Ew. Exzellenz bei unserm Rundgange heute verlauten lassen, daß das Ziel Eurer Expedition sei das Hessen-Kasselische Land. Ach, wenn ich mein Töchterchen vorläufig in einer der hessischen Städte, zum Exempel in Kassel, geborgen wüßte, so würde ich beruhigt sein. Von dort nach Frankfurt, das hätte dann nicht mehr viel Not. Wie ist's nun, mein lieber Graf? Dürfte ich an Eure Güte das Ansinnen stellen, die Waise unter den Schutz Eures starken Armes zu nehmen und sie Eures Geleites genießen zu lassen? Dürfte ich auch bitten, ihr Schutz und Geleitsbriefe auswirken zu wollen von dem Landgrafen Wilhelm, daß sie unbelästigt hernach ihr Ziel, Frankfurt, erreiche?"

Voll Spannung sah er zu dem Obristen empor. Weichen Tones gab dieser nach kurzem Besinnen Antwort.

„Ew. Edeln haben mein Wort. Soweit Menschenmacht reicht, soll sie, walt's Gott, in mir einen treuen Beschützer haben . . . Aber gelt, mein Freund," — sein Auge ward feucht — „ist das nicht eine wundersame Fügung mit uns beiden? Verstehe doch einer, warum Gott, da doch die Hilfe so nahe war, nicht halt diesen betrübenden Ausgang verhindert hat..."

Einen Ausdruck rührender Ergebung im Antlitz richtete der Schmerzgequälte den Blick nach oben. „Sein Wille geschehe", flüsterte er. „Ich sterbe in Frieden . . . Habt Dank, mein lieber Graf! Die Hilfe, die Ihr meinem verwaisten Kinde zu erweisen gedenkt," — er erhob die Stimme — „in Zeit und Ewigkeit lohne sie Euch der barmherzige Gott!"

Aus der Sakristei näherten sich sporenklirrende Tritte. Die Tür öffnete sich. Leutnant von Bergheim betrat die Kapelle. Bei dem Anblick des Sterbenden hemmte er in ehrfurchtvoller Scheu den Schritt. Mit einer fragenden Gebärde trat ihm der Obrist entgegen.

„Ich darf vermelden," sagte der Leutnant und dämpfte die Stimme, „daß das Feuer gelöscht ist. Der rechte Flügel des Herrenhauses ist gerettet."

Er entfernte sich grüßend. Graf Waldstein trat ans Lager zurück.

„Ich habe es gehört", sagte Herr von Tarnau mit ersterbender Stimme. „Es ist der Flügel, darin die Stube mit den Dokumenten und Wertpapieren liegt. So wäre abermals eine Sorge mir abgenommen. Gelobt sei Gott!"

Seine Kräfte schwanden sichtlich dahin. „Helene, mein Kind," bat er, „komm und küsse mich noch einmal zum Abschied."

Unter rinnenden Tränen beugte sich das Fräulein zu dem Sterbenden nieder. Segnend ruhte seine Rechte auf ihrem Scheitel. „O Gott," rief er betend mit einem letzten Aufflackern der schwindenden Lebenskraft, „lieber himmlischer Vater, der du verheißen hast, der Waisen Vater zu sein, dir befehle ich mein Kind. Um Jesu Christi, deines lieben Sohnes willen, behüte sie; segne sie an Seel' und Leib!"

Seine Hand sank zurück; langsam schloß er die Augen. Aber noch einmal öffneten sich die müden Lider; ein suchender Blick glitt über die Umgebung hin. Ein Lächeln stiller Befriedigung huschte über sein Antlitz, als er Elsbeth erkannte.

„Auch du hier, du gute Seele?" flüsterte er. „Gott segne dich, Elsbeth, für die treuen Dienste, die du meinem Hause in diesen Jahren der Not und Bedrängnis geleistet hast. Und sage, hör', deinem Gottfried, sag' allen meinen Dienern — und auch du, mein Kind, laß alle meine Untertanen und Hintersassen es wissen —, daß ich sie segne . . . Gott wolle nach meinem Ableben ihnen wieder eine gute, barmherzige Herrschaft und Obrigkeit bescheren. — Und nicht wahr, Elsbeth, du verlässest meine arme Tochter nicht?"

„O, mein lieber, guter Herr," rief die treue Alte und schluchzte laut, „wie könnt' ich das Kindchen, unser Fräulein, verlassen?"

„Ich wußte es. Hab' Dank, du Gute."

Ein Geräusch in der Nähe erregte seine Aufmerksamkeit. Sein Auge folgte dem Obristen, der, seine Bewegung zu verbergen, zur Seite getreten war. Auf dem schmerzverzogenen Antlitz malte sich ein sinnender Zug. Mit dem Ausdruck einer gewissen Spannung richtete er den Blick wieder auf die alte Dienerin: „Elsbeth!"

Wie ein Hauch drang der Ton an der Weinenden Ohr. Mit liebevollem Blick beugte sie sich über ihren Herrn: „Ja, mein lieber Herr! Hier ist sie, die alte Elsbeth; wünschen Ew. Gnaden noch etwas von ihr?"

„Gedenkst du", flüsterte er todesmatt — er sprach so leise, daß ihn die Lauschende nur mit Mühe, von den übrigen niemand mehr, auch nicht die Tochter verstand — „des Abends noch — nach der Reise, Elsbeth, dazumal, da wir — der großen Gefahr — entgangen, mein Kind und ich? Du — tatest so närrisch vor — Freude und wieder vor — Traurigkeit, als auf — dein forschend Fragen, wer — unser Retter gewesen, dir Antwort ward; wareſt — nicht davon abzubringen, er — sei es, den du seinerzeit — vergeblich gesucht. Derselbe — Mann, dort — steht er, sieh — ihn dir an — kannst du — —"

Er schwieg erschöpft.

„O ja doch, Ew. Gnaden!" rief die Alte mit zuckender Lippe. „Er ist's — ist's wirklich, Ew. Gnaden. Auf den ersten Blick" — ein heimlicher Jubel zitterte durch ihre Stimme — „hat ihn mein Auge erkannt."

„Also doch! O Herr, wie sind deine — Wege so wunderbar! . . . Ach, meine — Vergeßlichkeit, daß ich nicht — hab' früher daran — gedacht! Du wirst mit ihm sprechen, Elsbeth, wenn — alles zu Ende. — Ich kann es nicht mehr." —

Ein Zucken lief durch seine Gestalt. Mit leisem Flügelschlage umschwebte der Todesengel das Lager. Mit ernsten, bewegten Gesichtern verfolgten die Umstehenden die Fortschritte der Auflösung. Die Diener weinten. Noch einmal öffnete der Sterbende den Mund: „Elsbeth, gib mir — eins deiner — Trostsprüchlein auf den Weg! Es — wird so — dunkel vor — meinen Augen."

Die Greisin raffte sich auf. Sie drängte gewaltsam das Schluchzen zurück, das krampfhaft ihrer Brust entquoll, trocknete mit der Schürze die tränenden Augen und begann mit zitternder Stimme seinen Wunsch zu erfüllen. Wie ein goldener Strom flossen die tröstenden Gotteworte von ihren Lippen. Bei den Worten Simeons: „Herr, nun läſſest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen" leuchtete des Sterbenden Auge noch einmal in dem Glanze freudigen Einverständnisses auf — im nächsten Augenblicke war alles vorüber. Ein letzter Atemzug hob seine Brust; dann ward es still, ganz still. Stumm drückte Elsbeth dem Verblichenen die Augen zu. Weinend, wie gebrochen vor Schmerz, sank Helene über das Antlitz des Toten. Draußen vor der Kapelle aber, wo inzwischen mit bekümmerten Gesichtern ein großer Teil der Burgbewohner sich eingefunden hatte, erhob sich ein lautes Klagegeschrei.

Zwölftes Kapitel.

Allerlei Pläne, Auskünfte und Aussichten.

Die ersten Stunden des Vormittags waren verstrichen, als Graf Waldstein aus kurzem Schlummer erwachte. Nach seinen Verwundeten und Gefangenen zu sehen und deren Wegschaffung anzuordnen, schritt er soeben die Steintreppe vor dem Palas hinab, als sein Blick auf einige Gestalten fiel, die des Weges von der Schloßkapelle sich langsam näherten. Die eine war das Fräulein; die beiden andern — eine hochgewachsene Frauengestalt, die Arm in Arm mit dem Fräulein daherschritt, und ein älterer Mann in Forstkleidung — waren ihm unbekannt. Nachdenkend beobachtete er die beiden Mädchen; die Spuren vergossener Tränen im Angesicht, sprachen sie leise miteinander. Die Freundin, von der Helene gestern erzählt hatte, kam ihm in den Sinn.

Jetzt erhob die schlanke Jungfrau ihr Auge; bei dem Anblicke des alten Kriegers stieß sie heimlich ihre Begleiterin an. Diese sah auf. Ein Schimmer der Freude glitt über ihr Antlitz, als sie den Obristen erkannte. Sie beschleunigte ihren Schritt und reichte ihm mit zuckenden Lippen die Hand; das Wort der Begrüßung, das ihr auf der Zunge schwebte, erstarb in einem Tränenstrome.

Mitleidig ruhten des Grafen Blicke auf der Weinenden. In schmerzbewegtem Tone nahm er das Wort:

„Armes Kind, in solcher Jugend schon so viel bittere Kümmernis, solch herbes Leid zu erfahren! Doch stärket Eure Seele in Gott! Wie sagt doch die Schrift? ‚Wir preisen selig, die erduldet haben'.[1])"

„Selig, die erduldet haben", wiederholte das Fräulein leise. „O freilich, ihm, dem Teuern, ist wohl; nur wir, die wir noch dieses Elend bauen, tragen Leide und weinen."

---

[1]) Jakobi 5, 11. Der Sinn ist: Wir preisen selig, die im Glauben standhaft Christi Joch getragen, sein Wort bekannt und darüber Widerwärtigkeit erduldet haben; allem Leid durch einen seligen Tod entrückt, genießen sie jetzt der ewigen Herrlichkeit.

„Aber auf die Tränensaat", tröstete der Graf, „folgt einst die Freudenernte. Nur Geduld! Der barmherzige Gott wird auch Eure Tränen trocknen zu seiner Zeit. Ein Vater der Waisen, wird er Euch führen auf rechter Straße um seines Namens willen. Und seid versichert, auch ich, der ich nach dem Wunsche des Vollendeten ja auch ein wenig Vaterrecht darf an der Verwaisten in Anspruch nehmen, werde, solange unsere Wege zusammengehen, in Treue Euch allen Beistand gewähren, den Eure Lage erheischt. Wollet diesfalls getrost auf den alten Waldstein zählen."

Vertrauensvoll hob die Weinende das schöne Auge zu dem Krieger empor. Wie Sonnenschein flog es über das traurige Angesicht. „Dank, innigen Dank, Herr Graf," hauchte sie, „für dieses Euer tröstliches Wort! So darf ich wirklich nicht befürchten, daß ich am Ende Ew. Exzellenz nur möchte ein Hemmschuh sein? Noch ist ja so manches zu ordnen hier; drei, auch vier Tage können vergehen, bis alles geregelt ist, und früher kann ich doch Hohlenfels nicht verlassen. Wenn ich nun denken müßte, daß Ihr meinethalb solltet genötigt sein, Eure Operationen zu unterbrechen, durch den Aufschub vielleicht gar deren Erfolg zu gefährden, so —"

„Nein, mein Fräulein", fiel ihr der Graf beruhigend ins Wort. „Ich habe den Fall vorausgesehen und treffe meine Maßregeln danach. Für heute halten mich zunächst die Verhältnisse in Hohlenfels fest; nachdem mir die Gefangennahme des feindlichen Führers mißglückt ist, bleibt mir nichts übrig, als vor allen Dingen das Ergebnis der angeordneten Verfolgung abzuwarten. Sodann aber liegt mir eine Aufgabe ob, die mich noch einige weitere Tage im Gebirge festhalten dürfte: die Aufhebung der kaiserlichen Haufen, die noch, wie ich berichtet bin, in den westlichen Bergstädten lagern. Darf ich doch in meinem Rücken keine feindlichen Besatzungen lassen! So hättet Ihr denn mittlerweile genügend Zeit, unter dem Schutze einer Salva Guardia, die ich Euch zurücklassen werde, das Nötige zu ordnen. Um nicht, wenn meine Angelegenheit im Gebirge erledigt sein wird, unnötigerweise Zeit zu versäumen mit einer Rückkehr nach Hohlenfels, habe ich mit meinem Obristwachtmeister noch in der Nacht einen Plan verabredet, dem Fräulein gewiß zustimmen werden; wir gedachten uns mit Euch über einen bequem und sicher gelegenen Ort weiter im Süden zu verständigen, an dem wir miteinander zusammentreffen könnten. So wäre beiden Teilen aufs beste geholfen. Einer Begegnung mit feindlichen Streifern, überhaupt jeder Gefahr vorzubeugen, werde ich dem Führer der Salva Guardia den einzuschlagenden Weg auf das genaueste vorschreiben. Nun sagt, sind Ew. Liebden mit solchem Plane zufrieden?"

Helene, die mit gesenkten Lidern zugehört hatte, erhob das Haupt.

Ein Zug rührender Ergebung lag auf ihrem Antlitz. Sie reichte dem Obristen die Hand und sagte:

„Ich nehme den Vorschlag, der so ganz den Verhältnissen entspricht, dankbar an, Herr Graf . . . Was für mich", fuhr sie mit tränenerstickter Stimme fort, „dabei Schweres sein wird, ist nur das eine: der Abschied von meinen Getreuen, von meinem geliebten Hohlenfels. Doch auch das muß überwunden werden . . ." Sie wandte sich nach ihrer Begleiterin um, die mit dem Forstmanne bescheiden zur Seite stand, und ergriff ihre Hand. „Darf ich" — sie sah den Grafen an — „Ew. Exzellenz meine Freundin vorstellen, die Jungfrau Jutta Wilkin aus Magdeburg? Ich hatte der Guten von den traurigen Vorgängen dieser Nacht Kunde gesandt, und so ist sie mit ihrem Oheim, unserm getreuen Förster Heinzig," — sie nickte dem Forstmanne freundlich zu — „erschienen, mir in meiner großen Trübsal tröstlichen Beistand zu tun. Ach ja, das ist auch ein Freudenschimmer, der mir in der Dunkelheit dieser Tage geblieben: die treue Freundschaft dieses lieben Mädchens. Gleich meiner alten gebrechlichen Elsbeth entschlossen, Freud' und Leid in der Fremde mit mir zu teilen, äußerte sie soeben den Wunsch, mich als eine Art Ehrendame und Gesellschafterin zu begleiten."

Wie ein Sonnenblitz huschte es über das ernste Antlitz des Kriegers. Seine Blicke flogen über die beiden hin. Der Förster machte eine soldatische Reverenz, während Jutta sich mit dem Anstande einer Königin in tiefer Ehrfurcht vor ihm verneigte. Mit Bewunderung betrachtete der Graf die stattliche Erscheinung. Er reichte ihr und dem Förster die Hand.

„Die Jungfer Wilkin," sagte er; „sieh da, wie freut es mich, ihre Bekanntschaft zu machen! Sie ist mir zwar nicht ganz eine Fremde mehr. Wenn das gestern ihr Verlobter, der königliche Leibmedikus Doktor Ansorge, geahnt hätte —"

„Wer, mein Erno, mein Verlobter?" fiel die Jungfrau in freudigem Erschrecken ein. Die Farbe kam und ging auf ihrem Angesicht. Das stürmische Klopfen ihres Herzens zu beschwichtigen, preßte sie beide Hände auf die wogende Brust. „Mein Gott," jubelte sie und sah fragend zu dem Obristen auf, „mein Erno lebt, und ich darf ihn wiedersehen?"

Graf Waldstein biß sich auf die Lippen. Was sollte er sagen?

Helene kam ihm zuvor.

„O verzeih, Jutta," nahm sie das Wort; „in meinem Schmerze — ach, der Schmerz macht so selbstsüchtig! — hatte ich ja völlig vergessen, dir's mitzuteilen: die du liebst, sie leben! Königlicher Leibmedikus, Feldarzt in des Herrn Grafen Regimente, hat Doktor Ansorge die ganze

Zeit seines verschwundenen Bräutleins in Treuen und liebender Sehnsucht gedacht."

In Juttas Augen lag ein wunderbarer Glanz. Schwankend zwischen Lachen und Weinen wiederholte sie ihre Frage: „So soll ich ihn wirklich wiedersehen?"

In qualvoller Spannung beobachtete sie des Obristen Züge. Warum antwortete er nicht? Auch das Fräulein sah befremdet zu ihm auf.

Endlich öffnete er den Mund. „Gott geb's, mein Kind!" erwiderte er leise. Seine Stimme klang merkwürdig gepreßt. „Item, warum solltet Ihr ihn nicht wiedersehen? . . . Ja, Jungfer," — entschlossen erhob er das Auge und streckte die mächtige Gestalt — „ich hoffe es — hoffe es, wenngleich — nun, die Jungfer erschrecke nicht! — über seinem augenblicklichen Verbleib ein seltsam Dunkel schwebt."

Jutta erblaßte. Die erste Kunde, die, ihr Ohr umschmeichelnd wie eine liebliche Melodie, ihr seit der Trennung von dem Geliebten geworden, sollte sie, ach, in einem so schrillen, schreienden Mißklange enden, die vermeintliche Freudenmär sich schließlich nur als eine Trauer- und Todesbotschaft erweisen? . . . Das flimmernde Sternlein, das glückverheißend so plötzlich ihr aufgegangen, war es am Ende doch nur ein Irrlicht gewesen, ein täuschendes Meteor, das, kaum aufgeflammt am nächtlichen Himmel, schon wieder erlischt und den Wanderer, der in qualvoller Ungewißheit seines Weges hoffnungsvoll zu ihm aufgeschaut, vollends der Pein sinnbetörenden Zweifels, beklemmender Sorge überliefert? . . . Ihr Herz drohte stille zu stehen. Tränen stürzten aus ihren Augen; mit einem unbeschreiblichen Blicke sah sie den Obristen an.

„O mein Herr," stieß sie schluchzend hervor, „ach, bitte, täuscht ein trauerndes Herze nicht! O seht, ich will stark sein: warum getrauen sich Ew. Herrlichkeit nicht, mir die Wahrheit zu sagen — zu gestehen, daß er tot — im nächtigen Kampfe gefallen —"

„Nein, Jungfer," — der Obrist schüttelte lebhaft den Kopf — „das — nein, das ist glücklicherweise nicht der Fall." Er erklärte schonend den Sachverhalt. „Unsere Annäherung", schloß er, „war dem kaiserlichen Obristen bekannt geworden; so hat wahrscheinlich ein Überfall stattgefunden. Gewißheit zu erlangen, habe ich schon in aller Frühe den Grund durchsuchen lassen. Die Soldaten, die den Doktor begleiteten, sie allerdings hat man tot aufgefunden, von ihm selbst aber keine Spur, ein Beweis, daß er halt mit dem Leben davongekommen ist. Man hat ihn offenbar gefangen genommen und in der Hoffnung eines reichlichen Lösegeldes als gute Prise hinweggeschleppt. Das ist das Ganze. Ob

früher oder später — ich hoffe, daß wir seinerzeit von ihm hören werden. Nur getrost, Jungfer," — er nickte Jutta ermunternd zu — „sie wird, Gott walt's! ihren Liebsten wiedersehen."

Er sprach da freilich eine Hoffnung aus, die er selbst kaum teilte. Der Platz, auf dem man die Leichname aufgefunden hatte, wies, völlig zerstampft und zertreten, Spuren eines ernstlichen Kampfes auf; so war es höchst zweifelhaft, ob der Doktor, wenn überhaupt, ohne schwere, vielleicht tödliche Verwundung davongekommen war. So erfolgreich sich auch der alte Krieger bemühte, seinen Blicken und Worten Juttas wegen einen zuversichtlichen Ausdruck zu geben — in seinem eigenen Herzen sah es wenig nach rosiger Hoffnung aus.

Bei der Trauernden erreichte er jedoch seinen Zweck. Besänftigend wie der ferne Ton des Abendglöckleins hinter den Bergen schmeichelten sich die Worte in ihr Herz. Sie lauschte ihnen wie einer Engelmusik. Die Hoffnung glomm wieder empor in ihrer Brust und leuchtete aus ihrem Angesicht.

„O, gnädiger Herr," flüsterte sie bebend, „wenn das — o, Sie machen mich glücklich mit diesem Wort! ... Ich danke, o, ich danke Ihnen!" In warm aufwallendem Gefühle beugte sie sich nieder, ergriff des Grafen Hand und bedeckte sie tränenden Auges mit Küssen.

Was war doch dem alten Herrn? In den Linien seines verwitterten Gesichts zuckte es sonderbar. Eine Träne zitterte in seinem Auge. Er zerdrückte sie hastig und wandte sich an das Burgfräulein: „Die Dame verzeihe," — seine Stimme hatte einen schier rauhen Klang — „ein wichtig Geschäft ruft mich einstweilen hinweg. Auf die Frage wegen der Reise werden wir, wenn Ew. Liebden gestatten, später zurückkommen."

Er verneigte sich kurz und eilte hinweg. Das Fräulein sah ihm mit großen Augen nach . . .

Als der Obrist eine Weile später nach dem Hofe zurückkehrte, kam ihm der Gedanke, noch einmal die Stelle zu besehen, wo der Einbruch erfolgt war. Er stieg die Stufen der Mauer hinan und wandelte die Brustwehr entlang. Mit den Augen maß er die Höhe des Abhanges. Heut im Tageslichte deuchte die Böschung ihm weniger steil, als sie ihm in der Dämmerung des Abends erschienen war. Er schüttelte den Kopf. Betrübt zieh er sich selbst der Nachlässigkeit, daß er nicht besser beobachtet habe.

Ein Geschrei hinten vom Torwege her erregte seine Aufmerksamkeit. Er eilte dorthin. Von einem Haufen schreiender Soldaten umringt, stand sein Obristwachtmeister unter dem Tore; der alte Haudegen hielt jemand an der Schulter gepackt, auf den er in großer Erregung heftig

einredete. Der Obrist sah hin und erkannte zu seiner maßlosen Verwunderung — den Zigeuner.

Der Anblick erfüllte ihn mit einer grimmigen Genugtuung. Der einzige, der über das spurlose Verschwinden des Doktors Aufschluß geben konnte, war Nix. Ein bitteres Gefühl stieg in dem Obristen auf. Von Anfang an war ihm der Zigeuner als Mitschuldiger verdächtig gewesen; sein Anblick rief den Verdacht in voller Stärke wieder wach. In flammendem Zorne trat er näher. Ehrerbietig gaben ihm die Krieger Raum; das Geschrei verstummte.

Herr von Gylfa wandte sich um. Sein Gesicht glühte vor Zorn. Mit sprühenden Augen rief er dem Obristen entgegen:

„Hier, Ew. Exzellenz," — er zerrte den Zitternden am Arm — „hier ist der verräterische Schuft, dem Dero vertrauende Güte neulich das Leben geschenkt hat! Der neunhäutige Schurke will Unglück gehabt haben; ich behaupte, er ist ein Verräter, der nicht einmal, sondern hundertmal für seine Schufterei den Galgen verdient hat."

„So wahr mir Gott helfe," schrie der arme Schelm, und ein halb trauriger, halb trotziger Ausdruck malte sich auf seinem Gesicht, „das hat er nimmermehr!" Mit einer blitzschnellen Bewegung entwand er sich dem Arme des Offiziers und hob flehend die Hände zu dem Grafen empor. „Nein, Ew. Herrlichkeit," keuchte er, „Nix ist kein Verräter, nur unglücklich und traurig zum Sterben. Ich sollte Verrat geübt haben an meinem gütigen Herrn? O Ew. Herrlichkeit, hätt' ich das getan, wo hätt' ich mich doch je unterstanden, mich selbst Ew. Herrlichkeit auszuliefern?"

So einleuchtend der Grund war — auf die beiden Herren machte er zunächst wenig Eindruck. „So?" rief der Obristwachtmeister hitzig, „aus dem Grund allein sollen wir dir glauben, du Schelm? Wer weiß," wandte er sich an den Obristen, „wie oft es diese Otternbrut schon verstanden hat, mit der Leichtgläubigkeit ehrlicher Christenmenschen solcherweise ihr Spiel zu treiben!"

Der Zigeuner entfärbte sich. Ein Zucken lief über sein Antlitz. War es Furcht oder Zorn, was aus seinen Worten klang — mit bebender Lippe stieß er hervor:

„Nun wohl, ich bin in eurer Gewalt. Machen die Herren mit mir, wie ihnen beliebt. Nur gestatten mir Ew. Herrlichkeit, zuvor die traurige Geschicht' zu erzählen."

„So erzähle, Junge!" rief der Obrist finster.

Der Jüngling holte ein paarmal tief Atem. Mit zuckendem Munde begann er seinen Bericht.

„Weiß nit, wie lange mocht's her sein, seitdem wir Ew. Herrlichkeit

hatten verlassen — so zehn, fünfzehn Minuten ungefähr —, daß ich auf einmal ein Rascheln hört' im Gebüsche. In demselben Augenblicke geht's auch schon piff, paff — Kugeln pfeifen mir um die Ohren; ich höre ein Stöhnen, ein Röcheln — wie ich mich umsehe, liegen sämtliche Dragoner neben ihren Rossen im Grase. Zum Tod erschrocken, seh' ich auf meinen Herrn; er hatte den Degen gezogen und sah wie erstarrt in den Busch. Auf einmal scheut sein Pferd; kerzengerad steigt das Roß in die Höh'; ich höre ein Schwirren, und eh' einer nur Amen sagen kann, sinkt mein armer Herr mit einem Gurgellaute zu Boden. Ein Armbrustbolzen hatte ihn just in den Hals getroffen. Ich schreie laut auf, werfe mich über den Gefallenen hin, werde jedoch emporgerissen und höre eine zischende Stimme: ‚Willst schweigen, du Hundesohn?' Ich blicke auf und seh' in das funkelnde Auge des Bergehans . . . Ein paar andere Taterleut', der Branderwilm und der Zundelfritz — 's waren just dieselben, so mit dem Bergehans und mir auf der Malstätte unter den drei Linden gewesen waren —, stehen hohnlachend daneben; außer ihnen aber tauchen auf einmal noch drei schwerbewaffnete Kerle auf; kaiserliche Fußknechte sind's, die einzigen, die, wie ich nachher hört', den Abend zuvor aus dem Gefecht entronnen waren; die alle lachen mich an, begaffen mich, als wär' ich ein Wundertier und fragen, wo der andere Geharnischte — sie meinten Ew. Herrlichkeit — wäre geblieben. Ich gab jedoch keine Antwort, sondern hub an zu schreien Zeter und Mordio, daß es gellend im Wald widerhallte. Aber ich macht's nimmer lange. Sie werfen mich zu Boden, drücken mir einen Knebel in den Mund und binden mir die Hände zusammen, daß ich denk', sie schneiden mir die Gelenke durch. Das Ende des Strickes nimmt der Branderwilm in die Hand und hält mich daran fest; einer der Kriegsknechte macht sich an meinen gefallenen Herrn und plündert ihn aus; derweil fangen die andern die Pferde ein; das Roß meines Herrn, so ruhig stehen geblieben war und mit gesenkten Nüstern den Gefallenen beschnuppert, besieht sich der Bergehans und flüstert dabei mit dem Branderwilm. Auf einmal stößt der Bergehans einen leisen Warnruf aus. Hühott und Peitschenknall läßt sich hören, ich sehe aber niemand. Der Bergehans nimmt das Pferd am Zügel und verschwindet damit im Gebüsche; ich selbst werde von dem Branderwilm fortgezerrt; eilig folgen die andern mit den übrigen Gäulen nach. Im Walde ging's eine enge und steile Schlucht hinan, die seitwärts auf die Felsklippen führte; endlich waren wir oben. Die Kerl' führten die Gäule rückwärts in ein Gehölz, schlangen die Zügel um ein paar Äste und legten sich dann am Rande der Klippe auf die Lauer. Ich war stehen geblieben. Jetzt beug' ich mich vor, denke, daß die da unten mich sehen

sollen, aber der Branderwilm drückt mich mit einem Fluche zu Boden und knirscht: ‚Keine Bewegung, du Hund, oder‘ — und er faßt' nach dem Messer im Gürtel mit einer Miene, als wollt' er mich auf der Stelle erstechen. Er war mir nie hold gewesen; ich hatte keine andere Wahl, ich mußte gehorchen. Gleich den andern lugt' ich über den Klippenrand, zu erspähen, was in der Tiefe los war. Vor einer Biegung, die das Tal weiter oben macht, war ein Menschentrupp aufgetaucht, wildes Volk mit struppigen Bärten, mit Büchsen und Spießen bewaffnet, an ihrer Spitze ein Reiter in Helm und Harnisch, ein paar Planwagen in der Mitte. Gemächlich stapfte der Haufe das Tal herab; plötzlich stutzte der Reiter. ‚Bei allen Heiligen,‘ rief er laut, ‚da liegen welche. Wer mag es sein?‘ Alle eilten nach vorn; der Reiter saß ab. Gleich darauf hört' ich ihn rufen: ‚Bei Gott, es sind Soldaten, aber keine von unserer Partei, müssen schwedisch oder weimarisch sein, und Himmel, der eine sieht gar aus wie ein Offizier. Wie kommt das Volk hierher?‘ Ein Murmeln entstund und eine Bewegung; der Geharnischte macht sich um meinen Herrn zu tun; er hat das Geschoß aus der Wunde gezogen und hält es empor. ‚Mach' sich einer 'nen Vers darauf,‘ sagt er und macht ein verwundert Gesicht, ‚möcht' wissen, wie das Ding zusammenhängt — mit einem Bolzen aus der Armbrust erschossen!‘ ‚Ja, aber nit tot wie die andern,‘ gibt jemand zur Antwort, ‚seht nur, er regt sich und sieht uns an.‘ ‚Wahrhaftig, es ist so,‘ ruft der Reiter, ‚schnell Verbandzeug her, eh' er verblutet.‘ Dem Befehl ward Folge gegeben. Sie haben meinen Herrn verbunden und fein säuberlich auf einen Wagen gehoben. Der Reiter saß auf und rief: ‚Und nun vorwärts, daß wir nicht seinen Kameraden am End' in den Weg laufen! Werden wohl, rechne ich, nicht allzu fern sein. Aber haha,‘ und er lachte, ‚ein guter Fang noch nach einem gesegneten Tage! Was Vetter Hochwürden zu solchem Funde wohl sagen wird?‘ So sprach er, spornt sein Pferd und setzt über den Bach. Der ganze Haufe und die Wagen folgen; in wenig Minuten sind alle in einem kleinen Seitental drüben verschwunden.

„Mit einem Fluche springt der Bergehans auf. ‚Dumme Geschicht',‘ murmelt er, ‚der Schwed' lebt noch, und ich dacht', die Kerl' wären alle mausetot. Teufel, den Gewinn hätten auch wir machen können; nun stecken ihn diese Spitzbuben in die Tasche.‘ ‚Ist sich halt nix zu ändern,‘ erwidert der Branderwilm, ‚haben doch glücklicherweis den schönen Gaul.‘ Die beiden flüstern ein Weilchen miteinander; dann steigt der Bergehans auf des Doktors Pferd, der Zundelfrieder auf ein anderes, und er und der Branderwilm ziehen mich mit sich fort; der Bergehans winkt den Kriegern, zwei nehmen die beiden übrigen Gäul' am Zügel, und alle

drei gehen mit dem Bergehans in einer andern Richtung von dannen. Mich aber zerrt der Branderwilm weiter und weiter über Stock und Stein so lange, bis wir eine Lichtung erreichten, auf der Feuer brannten, Pferde weideten und Wagen aufgefahren waren. Da machte er Halt. Wir waren im Lager der Unsern.

„Da gab's ein lautes Hallo, als wir ankamen. Alle, Junge und Alte, auch die Libuschka, kamen herbei und begehrten zu wissen, wie es uns die Tag' her ergangen. Ich ließ den Branderwilm reden, soviel er wollt', und schwieg. Nach einigen Stunden — es war schon tief in der Nacht — kam auch der Bergehans. Er war bei den Kaiserlichen gewesen und hatte viel Geld im Sack, war drum fröhlich und guter Dinge. Nach einer Weil' kam er zu mir, ließ mir die Fesseln abnehmen und nahm mich ins Gebet. Ich antwortet', wie mir's ums Herz war. ‚Mit Euch tu' ich nit mehr', sagt' ich. ‚Warum habt ihr meinen Wohltäter so meuchlings niedergeschossen? Ich hätt' als Spion baumeln müssen, hätt' er durch seine Fürsprach' mir nit das Leben gerettet. Geht — ehe ich euertwegen wieder den Spion spielen sollt', lieber wollt' ich mich in Fetzen zerreißen lassen.' Er lacht' aber, sagte: ‚Du wirst dir das noch überlegen, mein Söhnchen', und ging davon.

„Mir aber", fuhr der Jüngling fort, „war zum Sterben elend. Konnt' einmal das Bild nit loswerden, wie ich meinen Herrn sah liegen in seinem Blut, und ebensowenig den Gedanken, wie es nun werden sollt' in Hohlenfels. O Herr," — die hellen Tränen standen in seinen Augen — „hätt' ich das ahnen können, was ich erst jetzt im Lager erfuhr, daß schon von den drei Linden her der Bergehans Ew. Herrlichkeit Truppen auf der Fährte war! Wahre Folterqualen hab' ich erlitten, als in der Nacht das Schießen auf Hohlenfels losging. Hätt' ich gekonnt, wie ich wollt', ich hätte mich sogleich nach unsrer Ankunft im Lager wieder aus dem Staube gemacht, Ew. Herrlichkeit Truppen das Geschehene kund zu tun; aber ich konnt' nit entfliehen. Der Branderwilm hielt sich beständig in meiner Nähe und beobachtete mich mit boshaften, tückischen Blicken.

„Die Nacht schlich hin. Das Schießen hatte aufgehört; ein Gewitter war losgebrochen mit Donner und Blitz und heftigem Regen. Einer nach dem andern kroch in die Wagen. Auch der Branderwilm sprang auf, packt' mich am Schopf und stieß mich vor sich hin in den Wagen hinein. Endlich ließ das Unwetter nach. Die Leut' schwatzten noch eine Weil' und sanken dann allmählich in Schlaf. Nur der Branderwilm wachte noch; er hatte mit einer Unschlittkerze Licht gemacht und blinzelte von Zeit zu Zeit nach mir her wie ein Luchs; ich konnt' und konnt' nit entschlüpfen.

Da auf einmal gibt's einen Lärm. Ich höre des Bergehans Stimme: ‚Alle Teufel, die Geschicht' ist futsch? Das walt' die Sucht!' Der Branderwilm war aus dem Wagen gekrochen, ich in aller Eil' ihm nach. Es war dunkel draußen, nur gerade noch so viel Licht, daß ich ein paar Reiter erkennen konnt', die zwischen den Wagen auf der Lichtung hielten. Jemand sprach mit ihnen; es war der Hauptmann, der Bergehans. Ein paarmal hört' ich das Wort Andreasberg aussprechen; sonst war bei dem Lärme ringsum nichts zu verstehen. Männer, Weiber, Kinder schrien durcheinander; Pferde wurden eingetrieben und angeschirrt; das ganze Lager war in Bewegung. Keiner hatte mehr auf mich acht; da ersah ich mir die Gelegenheit und entschlüpfte.

„Ich suchte die Burg zu erreichen, aber in der Dunkelheit verfehlt' ich den Weg. Dicke Nebelschwaden wogten im Walde; ich konnt' mich nit zurechtfinden. Mehr als eine Stunde schon war ich umhergeirrt; es war allmählich heller geworden, da stand ich auf einmal wieder dort, wo ich angefangen hatte — am Rande der Lichtung. Ich war im Kreise gelaufen. Na, dieser Schreck, als ich die Gegend erkannte! Verwundert aber sah ich mich um; kein Mensch war mehr auf der Lichtung zu sehen, Pferde, Wagen, Menschen, alles war fort. Neugierig folgt' ich der Spur, die die Wagen gelassen hatten, bis der Tag anbrach; sie führte im Zickzack zwischen den Bergen hin bis zu der Heerstraße, die drüben" — der Zigeuner deutete mit der Hand nach Westen — „das Gebirge durchläuft, da verlor sie sich unter den andern, und ich eilt' hierher, Ew. Herrlichkeit Nachricht zu geben, mich hier ein wenig zu verschnaufen und mich alsdann aufzumachen auf die Suche nach meinem verwundeten Herrn. Zweifeln Ew. Herrlichkeit nun noch an meiner Redlichkeit?"

Finstern Angesichts hatten die beiden Offiziere dem Berichte gelauscht. Der Graf nahm den Obristwachtmeister zur Seite.

„Was nun?" fragte er leise. „Was sagt der Herr Kamerad zu dieser Geschichte? Sie klingt allerdings glaublich genug."

„Daß dich!" grollte, einen Fluch unterdrückend, Herr von Gylfa. „O dies Pußtavolk, diese schuftigen Zigeuner! Daß auch kein Mensch mehr an die braunen Kerle gedacht hat! ... Ja ja, sind halt des Szombat Landsleute — eine saubere Gefolgschaft, hahaha!" Er lachte zornig auf. „Ja, was nun? frag' ich mich auch. Jetzt sind sie, wofern der Bursche die Wahrheit spricht — und fast glaub' ich's selber — mit ihrem Herrn auf und davon. Und während der Dornburg ihn südwärts verfolgt, ist der Patron westwärts entwichen."

„Und zieht", ergänzte Graf Waldstein finster und nickte, „die Besatzungen der Bergstädte an sich, kneift aus zu dem Fugger, und wir haben

das Nachsehen . . . Und der arme Mann, unser Doktor," — er seufzte — „was wird aus dem? Verwundet — möglicherweise auf den Tod verwundet — Aufenthalt völlig unbekannt — ich fürchte, daß wir ihn jetzt müssen gänzlich verloren geben." Er senkte traurig den Kopf.

„Müssen's abwarten", meinte der Obristwachtmeister. „Meiner Seel', sollte mir leid tun um den braven Mann. Indessen," — er zuckte die Achseln — „ich möchte die Hoffnung, daß er wieder davonkommen werde, so bald doch noch nicht aufgeben. Und was das Auskneifen des Szombat belangt, so" — er zögerte — „hm, 's ist zwar nur so ein Gedanke, aber vielleicht glückt's doch, daß wir ihn noch erwischen. Wie wär' es, wenn ich, derweil Ew. Exzellenz hier die Rückkehr des Dornburg abwarten, mit sämtlichen verfügbaren Truppen mich sofort auf den Weg machte nach Andreasberg? Gelingt's nicht, den Kaiserlichen in einer der Bergstädte zu überraschen und aufzuheben, hätt' ich doch wenigstens Aussicht, ihm den Weg zu verlegen, daß er nicht südwärts zum Fugger entschlüpfen kann. Geben Exzellenz mir die Erlaubnis?"

Der Obrist dachte nach. „Bon," sagte er dann, „sei es so, Herr Kamerad! Wenn Ihr scharf zureitet, könnt Ihr Andreasberg ganz wohl noch bis Abend erreichen. Morgen in aller Frühe werde ich selbst mit dem Reste der Mannschaft nachfolgen. Ich werde die Richtung auf Walkenried nehmen, mir die dortige Besatzung aufs Korn nehmen und von da aus über Andreasberg mit Euch Fühlung suchen. Laßt mir, wenn Ihr von Andreasberg gegen die nördlicher gelegenen Orte aufbrecht, eine Patrouille mit Nachrichten zurück. Der Bergheim mag hier bleiben mit seinen Leuten, als Salva Guardia, und später das Fräulein begleiten."

„Gut, und was wird mit dem Zigeuner?"

„Denke, lassen ihn laufen. Mag der Spur des Doktors nachgehen, wie er sagt! Doch ich will selbst mit ihm reden."

Der Graf wandte sich an den Jüngling, der mittlerweile, auf einem Steine niedergekauert, mit scheuem, halb furchtsamem, halb trotzigem Blicke den Ausdruck ihrer Gesichter beobachtete: „Höre, Gesell!"

Der Zigeuner schnellte empor. „Ob und wieweit dir zu trauen," redete ihn der alte Krieger ernst, doch nicht unfreundlich an „mag einstweilen dahingestellt bleiben. Mag sein, daß du die Wahrheit sagst. Den Beweis dafür wirst du uns noch erbringen, verstanden?"

Der Bursche nickte. Erwartungsvoll sah er den Obristen an.

„Eine Patrouille", fuhr dieser fort, „wird den Platz, wo deiner Aussage zufolge die Eurigen lagerten, genau untersuchen. Du wirst sie führen. Stellt sich's heraus, daß du uns ein Märlein hast aufbinden wollen, wohlan, so weißt du, was dich erwartet. Ich fackele nicht. Schweig,"

donnerte er, als der Zigeuner Miene zu einer Erwiderung machte, „ich bin noch nicht fertig. Hat sich in diesem Punkte dein Bericht als Wahrheit erwiesen, so magst du frei ausgehen und versuchen, den Aufenthalt deines Herrn zu erkunden. Hast du" — er sah dem Zigeuner scharf ins Auge — „eine Ahnung, was für Leut' es gewesen sind, die ihn hinweggeschleppt haben? Waren es nicht doch am Ende von den Szombatschen welche?"

Nix schüttelte traurig den Kopf. „Nein, Herr, von den Szombatschen waren sie nit. Die Kerl' sahen überhaupt nit wie Soldaten, eher wie Harzschützen aus. Hab' aber keine Ahnung, vorläufig nit, was es für welche waren. Wüßt' ich nur, wen der Geharnischte mit dem Vetter Hochwürden meint! Wenn ich das erst heraushätt', wollt' ich die Spur bald gefunden haben."

Der Obrist überlegte. „Jedenfalls — wenn deine Erzählung richtig ist — Katholische. Dann müßte der Hochwürdige ein Abt oder Bischof sein. Aber Harzschützen — katholische" — er schüttelte den Kopf und sah zweifelnd den Obristwachtmeister an — „wie reimt sich das?"

„Doch, ganz gut, Exzellenz," bemerkte dieser; „ist's richtig, was der braune Kerl sagt, hätten wir möglicherweise den Doktor gar nicht so weit zu suchen." Er flüsterte einen Namen.

„Ha — richtig! Ich danke dem Herrn Kameraden für den Fingerzeig. Der Tausend, wenn sich diese Vermutung bestätigte! . . . Nun gut, Gesell," wandte sich Graf Waldstein wieder an den Zigeuner, „versuche dein Heil! Auch ich werde forschen. Wo, wirst du nachher erfahren. Möglich, daß unsere Vermutungen irrig, daß meine Nachforschungen nicht zum Ziele führen; um so eifriger wirst du halt in den deinigen sein, verstanden?"

Der Zigeuner nickte. „Können Ew. Herrlichkeit zweifeln? O Herr, nit ruhen und rasten werd' ich, bis ich meinen gütigen Herrn gefunden. Was Nix versprochen, das hält er auch."

„Nun wohl. Vermagst du, sei's früher oder später, mir oder einem andern unserer Heerführer, deren Aufenthalt du schon erkunden wirst, über deinen Herrn sichere Botschaft zu bringen, so wirst du, wie billig, ehrlich belohnt, dein Herr aber, wenn er anders noch lebt, schnell genug frei werden, ja, fürwahr!"

Er winkte einem der Schloßleute, die mittlerweile, durch das Geschrei angezogen, sich unter dem Tore gesammelt hatten, erteilte ihm flüsternd einen Befehl und bedeutete dem Zigeuner, dem Manne zu folgen. „Man wird dir", sagte er, „drinnen zu essen geben. Hernach meldest du dich noch einmal bei mir."

Der Zigeuner entfernte sich. Der Obrist reichte Herrn von Ghlfa die Hand. „Auf Wiedersehen, Herr Kamerad! Laßt sogleich aufsatteln und die Mannschaften einigen Proviant zu sich nehmen! Das Fräulein wird auf meine Bitte das Nötige anordnen. Wie gesagt, den Bergheim laßt mir zurückbleiben. Reitet mit Gott!"

Sie gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Dreizehntes Kapitel.

Die alte Elsbeth.

Die gefallenen Krieger waren, Feind und Freund still und friedlich nebeneinander, mit militärischen Ehren bestattet worden. Ein Massengrab, von Waldsteins Kriegern auf einer Waldblöße bereitet, hatte ihre Gebeine aufgenommen. In der Ahnengruft hinter dem Altare des Dorfkirchleins, an der Seite seiner seligen Gemahlin, sollten die Überreste des Schloßherrn, auf dem Friedhofe, der rings um die hochgelegene Kirche sich den Berghang hinanzog, seine gefallenen Dienstleute eingesenkt werden. Da die Dorfpfarre seit dem Tode ihres an der Pest verblichenen letzten Inhabers noch unbesetzt war, so war der Prediger eines benachbarten Städtleins gebeten worden, den Hingeschiedenen die letzten kirchlichen Ehren zu erweisen. Seine Ankunft wurde stündlich erwartet.

Auf dem Hofe, den Burgbewohner und Soldaten von Schutt und Trümmern gesäubert hatten, sah man eine Reihe höchst einfacher Särge aufgebahrt. Einzeln zuvorderst stand, in seiner Form nur wenig von den andern unterschieden, der Totenschrein, der die entseelte Hülle des Edelmannes barg. Noch war die Lade nicht geschlossen; auf einer Bank daneben sah man den Sargdeckel, oben darauf den Helm und das Wappenschild des Verstorbenen, umschlungen von Fichtenzweigen und grünen Laubgewinden, mit denen die Liebe der Untergebenen den Schrein geschmückt hatte. Vor dem Sarge erblicken wir den Obristen. Die Hände auf den Knauf seines Schwertes gestützt, schaut er ernsten Angesichts auf das stille Totenantlitz nieder.

Wehmütige Erinnerungen zogen durch seine Seele. Wie manches blühende Menschenleben hatte dieser frevelhafte Überfall gekostet, der Tod in einer einzigen kurzen Stunde hinweggerafft! Der alte Krieger, der dem Tode so oft ins Auge gesehen, den Tod in tausend Gestalten kennen gelernt hatte, seufzte tief auf, als er der Szenen gedachte, die nach Beendigung des Kampfes sich innerhalb der Ringmauer der Burg abgespielt hatten. Er gedachte des Fräuleins. Er hatte Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten. Die Seelenstärke, die das verwaiste Mädchen, nachdem der

erste gewaltsame Ausbruch des Schmerzes überwunden war, in ihrem Leide bewies; die Umsicht und Tatkraft, die sie bei den Vorbereitungen zur Leichenfeier, bei Erledigung der mancherlei Geschäfte an den Tag legte, die der bevorstehende Abschied, der gänzliche Wechsel aller gewohnten Verhältnisse erheischte; die Ruhe, mit der sie ihrer eigenen, so ungewissen Zukunft ins Auge sah; ihre demutvolle Ergebung, bei der sie, unter die gewaltige Hand Gottes sich beugend, noch Worte des Trostes für andere Leidtragende fand — sie erfüllten ihn mit Bewunderung. Wie manchen Mann mochte dieses Mädchen mit seiner Seelenstärke beschämen! Das Bild seiner eigenen Schmerzensjahre stieg vor ihm auf. Wunderbar, wie oft überhaupt gerade in der letzten Zeit seine Gedanken zurückkehrten in die Vergangenheit. So manches Jahr auch seit jener schicksalsschwangeren Sturmnacht verflossen war, in der, wie ein Schiff auf wogender See, das Glück seines Lebens versank — wieder und wieder zog, gleichsam als letztes leises Nachwehen jenes verheerenden Sturmes, in stillen Stunden der Schmerz wehmutvoller Erinnerung durch seine Brust. Und wieder sah er sie vor sich, die Teuern, denen sein Herz einst gehörte, sah er seiner lieblichen Gattin, seiner rotwangigen blühenden Knäblein Angesicht, strahlend in Glück und Freude, auf sich gerichtet; wieder ertönte der Kinder silberhelles Lachen, das ihn einst so entzückte, in sein Ohr . . .

„Mein Gott, mein Gott," drang es halblaut über seine Lippen, „wieviel Schrecknis ein Menschenherz doch ertragen kann, ohne zu brechen."

Schritte näherten sich. Gewaltsam schüttelte er die schmerzvolle Erinnerung ab und raffte sich auf. Sein Auge erblickte die Wirtschafterin. Auf ihren Stab gestützt, wankte sie langsam daher; tränenden Auges sah sie jetzt auf den toten Herrn nieder.

„Kann man das Fräulein sprechen?" fragte er.

„Wenn der Herr Obrist", erwiderte die Alte demütig, „noch ein Weilchen verziehen wollten — sie hat sich in ihr Gemach zurückgezogen, um ein wenig zu ruhen und sich umzukleiden für das Begräbnis. Aber ich selbst" — sie sah ihn bittend an — „hätte ein Anliegen an Ew. Gnaden. Würden der Herr Obrist mir wohl die Gunst einer Unterredung gewähren?"

„Gern, Mütterchen," versetzte der Obrist freundlich. „Sprecht Euch nur aus."

„Nicht hier, Ew. Gnaden", sagte sie. „Aber wenn der Herr Graf nichts dagegen haben, könnten wir wohl ein wenig in die Kapelle gehen. Dort stört uns niemand."

Sie traten in das kleine Gotteshaus und ließen sich auf einer der Bänke nieder.

„So, Mütterchen," sagte der Graf, „und nun legt einmal los."

Die Alte antwortete nicht sogleich. Sie beugte sich auf ihrem Sitze vor, daß der rötliche Schein des Abendlichts, der durch die Fenster herein fiel, ihre welken Züge überflutete, sah ihm von der Seite ins Angesicht und fragte:

„Der Herr Graf erkennen mich nicht?"

„Euch erkennen, Mütterchen?" Verständnislos wandte er ihr das Antlitz zu. „Nun ja, Ihr seid doch die alte Elsbeth, wie ich diese Nacht glaube gehört zu haben?"

„Die alte Elsbeth!" wiederholte die Greisin enttäuscht mit trübem Lächeln. „Ach ja, ich vergaß, daß Ew. Gnaden in der grauen, runzligen Alten wohl schwerlich sollten die Kammerzofe, die Elsbeth wiedererkennen, die einst in des Herrn Grafen Diensten gestanden hat."

Mit großen Augen sah Graf Waldstein das Mütterlein an.

„Wie? die Kammerzofe, die — aber das ist ja —" Erregt brach er mitten im Satze ab. „Sagt, seid Ihr wirklich die Klausin?"

„Ja, Ew. Gnaden," antwortete die Alte bewegt, „ich bin die Klausin, nunmehr verwitwete Bornemann, Eure Elsbeth, die einst in einer schlimmen Nacht — ach, ich vergesse diese Nacht ewig nicht — von Ew. Gnaden ist getrennt worden und sich seitdem gehärmt hat um ihren Herrn Grafen und die selige Frau und die lieben Kinderchen manches Jahr... Und auch der Herr Graf, sehe ich wohl, erinnern sich meiner wieder."

Eine gewaltige Aufregung hatte sich des Grafen bemächtigt. In den Linien seines verwitterten Gesichts zuckte und wallte es von verhaltener Bewegung, und seine Brust wogte. Mit einem Ausdrucke höchster Spannung ruhten seine Blicke auf dem Antlitze der alten Dienerin. Mit bebender Lippe nahm er das Wort:

„Elsbeth, sollte es möglich sein — und du willst mir, sag', kannst mir wirklich Kunde geben — die erste Kunde nach so vielen Jahren der Sehnsucht, des Grams — was aus meiner Gemahlin, meinen Kindern geworden ist in jener Nacht?"

„Eben drum", erwiderte die Greisin und wischte sich mit der Schürze die Augen, „hat mir's am Herzen gezuckt und gezerrt schon den ganzen Tag, daß ich mußte mit dem Herrn Grafen reden. Ach, noch einmal Ew. Gnaden Antlitz zu sehen, bevor der Tod mir alten Frau Augen und Zunge schließt, die Sehnsucht habe ich mit mir herumgetragen alle die vielen Jahre her. Wie fuhr mir's durch die Glieder vor freudigem Schreck bei Euerm Anblick am gestrigen Abend, und wie das Fräulein den Namen des Herrn Grafen genannt hat, da hat mein Herz gejubelt, und ich hab' keine Ruhe gehabt, bis ich Ew. Gnaden einmal ungestört allein haben könnt', um ihm alles zu sagen."

Sie hielt, wie um ihre Gedanken zu sammeln, einen Augenblick inne, dann fuhr sie fort:

„Das hätte wohl keiner von uns allen gedacht, gelt, als der Herr Graf den Kindlein den Gutenachtkuß gaben an jenem Abende, daß Ew. Gnaden sie niemals würden wiedersehen? O dieser Schreck, als es auf einmal hieß, der Feind sei im Lager! Ew. Gnaden waren hinausgeeilt. Nur ein einzig Kerzlein brannte im Zelte. Da saßen wir nun, Ew. Gnaden Gemahlin, Frau von Eschenbach und ich, und warteten, indes draußen der Kampflärm toste, voll Angst zitternd Eurer Wiederkehr. Da, o Entsetzen! stürzt auf einmal ein Haufe, ein Priester mit einem Trupp Soldaten, herein . . . Ehe einer nur Amen sagen kann, ist uns der Mund mit Knebeln verstopft . . . Die Knäblein, die in dem kleinen Raume nebenan ruhig in ihrem Bettlein schlummerten, wurden herausgerissen, Eure Gemahlin gleich uns andern Frauen hinausgezerrt. Pferde stunden vor dem Zelte; wir wurden hinaufgehoben, und in sausendem Galopp, daß einem Hören und Sehen verging, ging's zum Lager hinaus — hinaus in die dunkle Nacht. Das Getöse des Kampfes verhallte in der Ferne; da gebot auf einmal der Priester Halt. Die Knebel wurden uns abgenommen; dann ging's in scharfem Galopp weiter. Die Reiter, so die Knäblein trugen, wurden ihrer Last allmählich müde; mit rohen Worten schoben sie Frau von Eschenbach den ältesten zu; den Jüngsten, den Theobald, nahm ich in meine Arme.

„Die ganze Nacht hindurch dauerte der tolle Ritt. Endlich brach der Morgen an. Eine wilde Berggegend tat sich vor uns auf. Die Reiter bogen in einen Engpaß ein. Auf schmalem, steilem Pfade ging's, meist einer hinter dem andern, oft an Abgründen vorbei, langsam höher und höher das Gebirg hinan. Frau von Eschenbach, die schon eine geraume Weile über tödliche Schwäche geklagt hatte, vermochte sich kaum noch im Sattel zu halten; mehr und mehr blieb sie hinter uns zurück. Endlich — so an zwei Stunden mochten wieder vergangen sein — wurde abermals Halt gemacht. Wir hatten eine schmale Hochebene erreicht — ein Gehöft lag vor uns, von einer Mauer umschlossen; es war ein Kloster.

„‚Holla, was ist das?‘ rief auf einmal der Priester zornig, und seine Blicke flogen die ganze lange Reihe entlang. ‚Ich sehe nur zwei der Frauen; wo ist die dritte? Und ha — bei allen Heiligen! — auch der Knabe ist weg.‘

„Die Reiter wandten ihr Angesicht und schauten zurück; auch ich sah verwundert hinter mich. Wirklich, Frau von Eschenbach war verschwunden, der Knabe mit ihr. Aber auch der Kriegsmann, der ihr Pferd am Zügel geführt hatte, war nirgends zu sehen. Ein paar Reiter wurden ab-

geschickt, nach den Verschwundenen zu suchen; sie müssen jedoch nichts ausgerichtet haben; ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört."

Ein langgezogener Seufzer des Mannes an ihrer Seite unterbrach die Erzählerin.

„Mein armes, armes Kind!" stöhnte der Graf. „Und du hast keine, keine Ahnung, Elsbeth, was aus ihm geworden?"

„Eine Ahnung, Ew. Gnaden, ach, wohl. Es gähnten so tiefe Abgründe zu unserer Seite . . ."

„Also verunglückt, willst du sagen — o mein Gott! Und was wurde aus dem andern? Was wurde aus ihr, meiner Agnes?"

„Ew. Gnaden Gemahlin hatte der Schreck ohnmächtig gemacht. Bewußtlos ward sie ins Kloster getragen. Der Priester ließ die Priorin kommen, eine alte gebückte Frau mit einem gelben, mageren Gesicht und schwarzen, funkelnden Augen, und flüsterte mit ihr lange und angelegentlich. Manchmal schlug ein Wort wie ‚vornehme Ketzerin', ‚Büßerin', ‚Klosterzucht' und dergleichen an mein Ohr. Was soll ich viel sagen? Wir waren Klostergefangene.

„Von dem Augenblicke an ist die gnädige Frau Gräfin nicht mehr gesund geworden. Der ausgestandene furchtbare Schreck, alle die Aufregungen jener entsetzlichen Nacht, Kummer und Sehnsucht haben ihre Gesundheit untergraben. Tagelang lag sie fiebernd zu Bett. Der Anblick des Kindes, des kleinen Theobald, war die einzige Freude, die der Dame auf Erden noch zu genießen vergönnt war. Anfangs regte sich wenigstens noch einige Hoffnung in ihrem Herzen, daß Ew. Gnaden kommen und sie dem Kloster entreißen würden; aber als Tag um Tag und Woche um Woche verging, ohne ihrer Wünsche Erfüllung zu bringen, da sank, von Trauer und Sehnsucht verzehrt, das Flämmlein ihres Lebens mehr und mehr in sich zusammen. Sie hielt Euch für tot."

Abermals seufzte der Graf tief auf.

„Meine Agnes," rief er, „o, meine Agnes! Wie, wie hab' ich gesucht nach ihr! Schier alle Winkel Ungarns vergebens durchforscht . . . Fürwahr, sie haben's verstanden, die Schurken, ihr Geheimnis zu wahren!"

„Daß der Herr Graf," fuhr die Alte fort und trocknete die tränenden Augen, „wo er anders noch lebte, alles aufbieten würde, die Frau Gemahlin zu befreien, das wußten wir wohl . . . Es war wohl Gottes Ratschluß also, daß es nicht sollte gelingen.

„Nun, Gott hat es mit ihr nach aller Trübsal zuletzt doch gar gnädig gemacht. Zwar die Trübsal war groß. Tag für Tag besuchte sie die Priorin; ach, diese Besuche, Ew. Gnaden, waren eine Qual. Mit aller erdenklichen Mühe versuchte sie, die Gnädige ihrem Glauben abwendig

zu machen. Denn darauf war es ja abgesehen, Ew. Gnaden. Aber noch ein anderes hat man bei dem Raube im Auge gehabt. Hab' nicht umsonst heimlich mit Augen und Ohren spioniert; so manch Wort, das ich aufgeschnappt habe, wenn die Klosterfrauen miteinander wisperten, hat mir's verraten, daß der Raub, den man an Ew. Gnaden verübt hatte, schon lange, lange von den Feinden des Herrn Grafen, von Dero eigenen Schwägern, auf Anstiften eines vielvermögenden Prälaten der römischen Kirche geplant worden war; die Herren hatten's ja nicht vergessen, daß Ew. Gnaden die Dame einst ihrem Kloster entführt."

„Die Schurken, o die heillosen Schurken!" rief der Graf mit zuckender Lippe. „Die Brüder meiner Gemahlin, oh! oh! . . . Und wie gleisnerisch — Gott verzeih ihnen die Sünde! — wie gleisnerisch leugneten sie, als ich sie wollte zur Rechenschaft ziehen, jede Mitschuld und jedes Mitwissen ab . . . Aber erzähle weiter, Elsbeth!"

Die Greisin nahm den Faden ihrer Erzählung wieder auf.

„Die Rache der Esauiten[1]) war bitter, gelt, gnädiger Herr? Aber ein Triumph war ihrer Rachsucht doch nicht vergönnt! In den Schoß der ‚alleinseligmachenden Kirche', die zu sein sie sich fälschlich berühmen, ist die Frau Gräfin nicht zurückgekehrt. Die Priorin, die Klosterfrauen, der Beichtvater der Klosterfrauen, sie alle haben ihr zugesetzt; sie haben gedroht und geschmeichelt, ihr das Blaue vom Himmel herunter, sogar die Rückkehr zum Herrn Grafen versprochen, wenn sie ihren Glauben abschwören würde. Auch der Priester, der sie hierher geführt hatte, erschien des öftern, forschte, welche Fortschritte das ‚verirrte Schäflein' habe in der ‚Bekehrung' gemacht, und versuchte sich des höchsten an ihr, sie zum Widerrufe zu bewegen. Hilf Gott, was für Künste hat man nicht bei ihr versucht! . . .

„Aber meine Herrin ist standhaft geblieben. Nur eins haben diese beständigen Quälereien, verbunden mit dem Jammer nach Mann und Kind, im Laufe eines halben Jahres vermocht: die Gesundheit der Frau Gräfin war für immer gebrochen. Sie welkte wie eine Blume dahin. Trotzdem hat man die Versuche nicht eingestellt. Zuletzt hat man noch das Ärgste ihr angetan, das man einer Mutter nur antun kann, auf Geheiß des Priesters das Knäblein ihr abgenommen. Man habe, so hieß es, nun lange genug Geduld gehabt; man müsse es jetzt auf einem anderen Wege versuchen: man werde ihr das Kind, dessen Seelenheil bei der ketzerischen Mutter gefährdet, entziehen und es ‚reineren Händen' — ja, Ew. Gnaden, so sagten die Heuchler! — zur Erziehung übergeben; doch

[1]) Ein Name, den die Protestanten oft ihren Verfolgern gaben — eine Anspielung auf die rachsüchtige Feindschaft Esaus gegen seinen Bruder Jakob. 1. Mose 27, 41.

würde sie es zurückerhalten, sobald sie sich zum Widerrufe würde bequemen. Und wie gesagt, so geschehen. O, Herr Graf, mein Lebtag werde ich die Stunde nicht vergessen. Meine Herrin war außer sich vor Schmerz; sie weinte, bat und flehte; ich selbst setzte mich mit meinen Fäusten zur Wehr, als man das Kind meinen Armen entreißen wollte; aber was half's? Das Knäblein wurde hinweggenommen. Meine Herrin hat dazumal lange in Ohnmacht gelegen; ich selbst aber wurde zur Strafe für meine Widerspenstigkeit im Klostergefängnis eingesperrt bei Wasser und Brot.

„Wie mir's zumute war, können Ew. Gnaden sich denken. Fürchtete schon, daß ich mein Lebtag nicht wieder hervorkommen würde aus dem Verlies; aber nach ein paar Tagen ließ man mich wieder zu meiner Herrin gehen. Ach, sie bedurfte meiner! Als ich eintrat bei ihr, sah ich alsbald, was die Stunde geschlagen hatte. Ein Blutsturz hatte sich eingestellt. Der Nonne, die, indes ich im Kerker saß, die Pflege versehen hatte, war es unheimlich geworden bei der sterbenden Ketzerin. Auf ihr Ansuchen war ich der Haft entledigt worden, um der Sterbenden die letzten Dienste zu leisten. Ich kam gerade noch zeitig genug, die letzten Wünsche der frommen Frau zu vernehmen. Sie übergab mir ihren Trauring sowie das Kleinod, das sie auf ihrer Brust an einem güldenen Kettlein trug, hieß mich beides wohl verwahren und bat mich, sobald alles vorüber, den Herrn Grafen aufzusuchen und, falls Ew. Gnaden noch lebten, Euren Händen die Sachen zu überantworten. ‚Grüß mir', sagte sie, ‚meinen herzlieben Gemahl vieltausendmal, und er solle nicht allzu traurig wegen der Trennung sein; im Himmel werde er seine getreue Agnes wiedersehen. Nur eins erbitte ich von ihm, daß er für das geraubte Kindlein, den Theobald, beten und nicht ablassen wolle, nach ihm zu forschen.' Es waren ihre letzten verständlichen Worte. Aber bei Besinnung ist sie geblieben bis zum letzten Atemzuge. Ich hatte sie in die Arme genommen; sie lächelte wie ein glückliches Kind, als ich ihr die Verslein vorsprach:

‚In Christi Wunden schlaf' ich ein,
Die machen mich von Sünden rein;
Ja, Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn.

Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin,
Ein Gotteskind ich allzeit bin,
Dank hab', mein Tod, du führest mich;
Ins ewige Leben wandre ich,
Mit Christi Blut gereinigt fein.
Herr Jesu, stärk' den Glauben mein!'

„So ist sie sanft und selig in meinen Armen verschieden."

Die Bewegung übermannte den Obristen. Seine Wangen zuckten; die hellen Tränen liefen über sein durchfurchtes Angesicht. „Sanft und selig," flüsterte er, „o Gott, was will ich mehr? ‚Herr Jesu, stärk' den Glauben mein!' Ja, Gott walt's, ich werde dich wiedersehen, Geliebte — in der Heimat der Seligen droben im Licht!"

Er hatte seine Fassung wiedergewonnen. Mit umflortem Blicke sah er die Greisin an: „Doch du bist noch nicht fertig, Elsbeth. Was geschah mit dem Leichnam? Und wie wurde es nachher mit dir?"

„Ohne Sang und Klang", gab Elsbeth schluchzend zur Antwort, „und abseits des Klosterfriedhofs — denn wie durfte die Ketzerin in geweihter Erde ruhen? — ist sie tags darauf in die Erde gesenkt worden. Niemand hatte mein acht; da habe ich der Gelegenheit wahrgenommen, habe auf dem Erdhügel, unter dem die Selige schlief, mein stumm Gebet verrichtet und mich alsdann sacht und eilig aus dem Staube gemacht.

„Wohin aber sollt' ich mich wenden, da ich gar keine Ahnung hatte, in welchem Teile des Landes das Kloster lag? Ich befahl mich indessen dem lieben Gott und schritt hurtig fürbaß, der untergehenden Sonne entgegen. Ew. Gnaden zu finden war mein einzig Ziel. Die erste Nacht brachte ich in einem großen Walde zu. Die Engel Gottes hüteten mein, daß mir nichts Übles ist widerfahren. Am andern Morgen ging die Flucht weiter. Aber da stellte sich etwas ein, daran ich bei meiner Flucht nicht gedacht hatte: der Hunger, und ich hatte kein Geld, mir Brot zu verschaffen. Ich wußte nicht, daß mittlerweile war Friede geworden; sonst hätte ich's gewagt, hier oder dort um Speise zu bitten, aber ich fürchtete die Begegnung mit Menschen in dem wildfremden Lande, nährte mich deshalb, so gut es ging, von den Beeren, die im Walde wuchsen, und eilte weiter. So ging's mehrere Tage fort. Meine Kräfte nahmen merklich ab, aber meine Hoffnung, in bekannte Gegenden zu kommen und protestantischen Kriegsvölkern zu begegnen, erfüllte sich nicht. Da — just als Schwäche und Mutlosigkeit mich überwältigen wollten, schickte mir Gott einen Retter zu. Es war am fünften Abend nach meiner Flucht aus dem Kloster; ich hatte mich, dem Verschmachten nahe, am Rande einer Quelle niedergesetzt; eine weite Ebne dehnte sich vor mir aus — da hört' ich auf einmal Stimmen und Pferdegetrapp. Wie ich aufsehe, hält ein Trüpplein Reiter in der Nähe; einer aber, ein stattlicher Herr, in dem man schon von weitem den vornehmen Kavalier erkannte, reitet heran und fragt mich mit heller Stimme, wer ich sei und was mir fehle. Dabei sah er mich

aus seinen blauen Augen so freundlich und mitleidig an, daß ich alsbald ein Zutrauen faßte und ihm alles berichtete.

„Ruhig hörte er zu; oft schüttelte er den Kopf und sah seine Begleiter an. Als ich zu Ende war, sagte er: ‚Das ist ja eine recht traurige Geschichte. Deinen Herrn Grafen wirst du auf diesem Wege aber wohl niemals finden. Grund und Boden, auf dem wir stehen, ist polnisch Land; in Polen aber wolltest du ihn gewiß nicht suchen? Es ist Friede geworden; vielleicht hat er sich auf seine Güter gewandt; wo liegen diese?‘ Ich beschrieb sie ihm. ‚Ich will dir etwas sagen,‘ hub er nach kurzem Besinnen wieder an, ‚mein junges Gemahl bedarf einer Kammerfrau; willst du mit mir gehen? Was deinen Herrn Grafen betrifft, so verspreche ich dir, ihm Nachricht zukommen zu lassen, sobald wir seinen Aufenthalt werden erkundet haben.‘

„Das war der Anfang der Bekanntschaft mit meinem seligen Herrn. Mit seinem jungen Gemahl auf einer Hochzeitreise durch Polenland begriffen, hatte er schon eine Zeitlang bei einem Freunde, einem deutschen Edelmanne, am Nordrande des Karpathengebirges verweilt und auf einem Jagdausfluge mich an der Quelle gefunden. Mit ihm kam ich, als er später in die Heimat reiste, hierher nach Hohlenfels. Ruhige, glückliche Jahre habe ich, bis dieser schreckliche Krieg ausbrach, hier verlebt, aber die Sorge um Ew. Gnaden, die Frage, was aus Euren lieben Knaben geworden, hat nicht aufgehört, mir am Herzen zu nagen die ganze Zeit. Mein Herr hat sich lange Zeit viel Mühe gegeben, Kunde von Ew. Gnaden zu erlangen. Aber nur auf einen der Briefe, die geschrieben worden sind, ist eine Antwort erfolgt — von dem Kastellan in Ew. Gnaden Schlosse zu Greiffenberg; der beschrieb einen Ort, wo man den Herrn Grafen werde zu suchen haben; aber der Brief, den Herr von Tarnau seliger dann dorthin gerichtet hat, ist nach langer Zeit, mit vielen Siegeln beklebt, unerbrochen wieder zurückgekommen. Da hat mein Herr das Suchen aufgegeben und mich auf die Zukunft vertröstet, wo vielleicht auf andere Weise das Rätsel sich lösen werde.“

„Es war mein Verhängnis — oder auch — meine Schuld“, äußerte der Lauschende tonlos. Er senkte traurig den Kopf. „Die Unrast, mit der ich nach den Verlorenen suchte, dieses jahrelange, ruhelose Umherirren macht's leider nur zu erklärlich, daß mich die Briefe verfehlt haben. Sind die Kleinodien noch vorhanden?“

„Ja, Ew. Gnaden, ich habe sie heute morgen zu mir gesteckt, hier sind sie.“

Sie reichte dem Grafen eine offene, inwendig mit blauem Samt gefütterte Kapsel hin. Mit zitternder Hand nahm dieser das unscheinbare

Ding in Empfang. Mit tränenumflorten Blicken betrachtete er die darin verwahrten Gegenstände, den schmalen Goldreif, den er selbst der Heimgegangenen einst an die Hand gesteckt, das herzförmige Medaillon, das, an goldenem Kettlein befestigt, einst ihre Brust geschmückt hatte. Er nahm den Schmuck und öffnete den Verschluß, um gleich darauf in wehmütiger Erinnerung tief aufzuseufzen. Das Brustbild eines Ritters, sein eigenes Konterfei, leuchtete, in Farben auf Elfenbein gemalt, ihm entgegen. Ja, so hatte er ausgesehen in den Tagen seines Glücks; dies sein Konterfei hatte sie getragen, sie, die er mehr als irgendeinen andern Menschen auf Erden geliebt hatte, sie, deren Leib, nun längst in Staub zerfallen, seit fünfundzwanzig Jahren im fernen Ungarlande schlief den langen Todesschlaf ...

Sein Auge fiel auf die Schrift, die, umschlossen von einem Lorbeerkranz, unter einer Grafenkrone, deren Zacken aus funkelnden Diamanten bestanden, auf der Innenfläche des Verschlusses eingestochen war. Klar und deutlich traten die feinen Schriftzüge hervor: „Traugott Peter, Graf von Waldstein, seiner herzlieben Hausfrauen Agnes, geb. von Szombat."

Lange ruhten seine Blicke auf den Zeichen.

„Das letzte Andenken," sprach er mit zuckender Lippe, „das mir von ihr, die ich liebte, geblieben! Ich danke dir, Elsbeth! Nach dem Begräbnis sprechen wir uns wieder."

Er steckte die Kapsel zu sich, bedeckte die Augen mit der Hand und überließ sich seinen Gedanken. Leise entfernte sich die Greisin.

Vierzehntes Kapitel.

In der Waldschenke.

Am Rande eines Wässerleins inmitten des großen Waldes, der, von der Heerstraße durchschnitten, sich von den südlichen Gebirgsausläufern gegen Nordhausen hin ins Geländ erstreckte, stand ein einsames Mühlengehöft. Eine einfache Holzbrücke führte von der Straße hinüber. Tiefe Waldesstille, nur unterbrochen durch das Rauschen des Wassers, umgab das Gehöft; nur selten tönte das Geklapper der Mühle dem Wanderer entgegen. Sie mußte feiern wie so viele andere, weil bei der zunehmenden Entvölkerung des platten Landes Feld- und Getreidebau daniederlag. Immer seltener geschah es, daß ein Bauer seinen (nur zu oft im Kampfe mit Strauchdieben und Soldaten errungenen) geringen Erntevorrat zur Mühle brachte und sie für kurze Zeit ihrer melancholischen Ruhe entriß. Dennoch fehlte es den Bewohnern nicht an genügender Nahrung. Ein Wirtshausschild, das, an der Giebelseite angebracht, von der Straße aus sichtbar war, lud nicht vergebens zur Einkehr ein; Soldaten und Frachtfuhrleute sowie das fahrende Volk der Landstraße machten gern dort Rast, und so machte der Besitzer der Mühle, der alte Jörge Hildebrand — von den gelegentlichen Drangsalierungen abgesehen, die er freilich mit in den Kauf nehmen mußte — auch in diesen kriegerischen Zeitläuften keine so schlechten Geschäfte.

Es ging auf den Abend. Auf dem lindenumschatteten Vorplatze vor der Front seines Hauses stand der Müller, ein Mann von untersetzter, gedrungener Gestalt, mit einem mächtigen Kopfe auf den breiten Schultern, und sah, das Auge mit der Hand beschattend, gedankenvoll zu der breiten Wolkenschicht empor, die drohend am Horizont aufstieg. Es wetterleuchtete stark. Aus der Ferne vernahm man das dumpfe Grollen des Donners.

„Das sieht schlecht aus", murmelte er. „Es wettert wieder und rauscht im Hag, als ob der Hackelberg[1]) mit seiner Meute im Anzuge wäre. Was wird's zu bedeuten haben?"

---

[1]) Der wilde Jäger.

Eine weibliche Stimme entriß ihn seinen Gedanken. Von einem kleinen Erkerfenster am Eck des Hauses rief sein Weib in plattdeutscher Sprache — sie stammte aus der Gegend von Osterode — herunter:

„Du, kiek man, Jörge, dor riden Soldaten!"

Der Müller wandte den Kopf und spähte, indem er mit den Blicken der Richtung des Baches folgte, die Heerstraße hinab.

„Dor nich, Jörge," rief die Frau, „hie, up de anner Sid, den Wusterstieg riden's dal — 'n ganzen Trupp."

Ihr Mann wandte sich um. Die Hände in den Hosentaschen, schritt er zwischen Wohnhaus und Scheune nach dem Hinterhofe. Dort lief, von einem schmalen Kranze hochstämmiger Fichten umsäumt, die Schlucht vorüber, in deren Rinne das vom Bache abgeleitete Mühlwasser rauschte; durch die Zwischenräume der Stämme fiel der Blick auf ein Stück freien Feldes, eine Rodung, wo der Müller Getreide und Küchengewächse zog. Jenseits ragte der Hochwald, von der Rodung durch eine breite Rinne getrennt, die von den Bewohnern der Gegend als Fußsteig benutzt wurde und die Verbindung zwischen einigen Walddörfern und der Heerstraße vermittelte. Die Müllerin hatte recht gehabt. Jörges Auge, nicht minder scharf, nahm eine Reihe wandernder Punkte über dem Hohlwege wahr, die sich bei genauerer Besichtigung als Pferdeköpfe und Soldatenhüte erwiesen. Sein Blick folgte ihnen, bis der letzte verschwunden war; dann wandte er sich und murmelte finster: „Sie reiten auf Hornbach zu. Verfluchtes Volk! Wär's nicht um das bißchen Verdienst, so —"

Eine Verwünschung auf den Lippen, trat er ins Haus zurück, verschloß die Tür und setzte sich an dem langen Wirtstische nieder. Die Arme auf den Tisch gestemmt, versank er in trübe Gedanken. Ein heftiges Pochen an der Haustür schreckte ihn aus seinem Hinbrüten auf.

„Teufel," murmelte er, „hat sich das Rackerzeug anders besonnen?"

Er eilte hinaus. Statt jedoch die Haustür zu öffnen, schlich er mit katzenartig leisem Tritte den untersten Absatz der in die oberen Räume führenden Treppe empor, öffnete sacht ein Fensterlein und streckte vorsichtig den Kopf hindurch, sich die Einlaßbegehrenden anzusehen. Verwundert aber zog er den Kopf zurück: statt jenes Kriegerhaufens, wie er vermutet hatte, standen da unten zwei verschleierte Damen, außerdem eine alte Frau in bürgerlicher Kleidung und mehrere bewaffnete Männer, deren Mienen die Ungeduld verrieten, mit der sie dem Öffnen der Tür entgegensahen. Ein großer Hund trottete schnuppernd in der Nähe umher.

Eben pochte es wieder. Der Müller huschte die Stiegen hinab,

schob den Riegel zurück und öffnete. Unhöflich, wie fast alle Wirte der guten alten Zeit, forderte er mürrischen Tones die Harrenden zum Eintritt auf.

An ihm vorbei trat Helene von Tarnau — sie war es — in die Stube. Elsbeth, Jutta, Leutnant von Bergheim und dessen Leibschützen — Döntjeskaspar und zwei andere Soldaten — folgten ihr. Das Fräulein schlug den Schleier zurück und bestellte für sich und ihre Begleiter ein Abendbrot; dann ließ sie sich in dem alten lederbezogenen Lehnsessel neben dem großen Kachelofen nieder. Ihre Begleiterinnen setzten sich zu ihr; die Krieger hatten an der Wirtstafel Platz genommen. Der Hund kauerte sich zu den Füßen seines Herrn nieder.

Der Wind hatte sich erhoben. Wolken von Staub aufwirbelnd, fegte er die Landstraße entlang, schüttelte die Kronen der hohen Linden vor dem Hause, fuhr heulend durch die Kamine und Rauchfänge und rüttelte an den Fenstern, daß die kleinen Scheiben in ihrer bleiernen Einfassung rasselten. Der Himmel hatte ein unheimliches Aussehen gewonnen; schwarze Wolken, deren Ränder, mit einem schmutzigen Gelb gesäumt, wie in Schwefel getaucht erschienen, zogen über dem Hause hin. Einzelne Regentropfen klatschten an die Fenster; es donnerte stark, und der Schein der Blitze zuckte durch das dunkle Gemach.

„Wie gut," flüsterte das Fräulein ihren Begleiterinnen zu, „daß wir noch glücklich das schützende Obdach erreichten! Der reisende Jude hat recht gehabt: das Wetter kann bös werden . . . Aber ob es wohlgetan war, daß wir das Vorwerk verlassen haben? Der Graf wollte, daß wir ihn dort erwarteten!"

„Er wird hierherkommen," meinte Elsbeth; „'s ist ja nur ein Katzensprung. Konnte ja niemand wissen, wie es dort aussieht. Alles zu Asche verbrannt bis auf den Grund — nein, dort war wirklich kein Platz für Fräuleinchen."

Helene seufzte. „Ach, daß Gott erbarm' — dieser schreckliche Krieg! . . . Dennoch mein' ich, wir hätten lieber dort bleiben sollen; wir sitzen hier trocken, aber ach, unsere armen Leute! Wie dauern sie mich!"

Die Alte beruhigte sie. „Fräuleinchen sorge sich nicht; sie werden sich in den Kellern schon einen Unterschlupf suchen."

Der Wirt trat ein, einen gefüllten Holzkrug und eine Platte mit hohen Stangengläsern in den Händen.

„Das wird ein schweres Wetter," sagte er; „die Herrschaften können froh sein, daß sie sich unter Dach befinden."

Er schenkte ein. „Wohl bekomm's!" nickte er und verschwand, erschien jedoch nach einigen Augenblicken wieder, hinter ihm seine be-

häbige Ehehälfte. Er stellte eine Schüssel mit kaltem Braten — einer mächtigen Hirschkeule — auf den Tisch; die Frau trug Brot, Butter und Käse auf, entnahm einem Schranke eine Anzahl irdener Teller, stellte sie auf der Tafel in Reih und Glied und forderte zum Zulangen auf. Gabeln gab es nicht — sie waren überhaupt, wenigstens in bürgerlichen Häusern, noch wenig in Mode —, außer dem großen Aufschneidemesser, das in der Hirschkeule steckte, auch keine Messer; die Gäste mochten sich, wie es allerorten in Wirtshäusern Brauch war, ihrer eigenen Taschenmesser bedienen.

Still ward das Tischgebet verrichtet; schweigend begann man zu essen. Aber nur den Kriegern mundete das Mahl; trotz des Wetters sprachen sie dem leckeren Gericht, dem schäumenden Biere mit Eifer und vollem Behagen zu.

Das Gewitter nahm seinen Fortgang. Unaufhörlich heulte der Sturm, häufiger folgten einander die Donnerschläge; wie feurige Schlangen züngelten die Blitze durch die Luft. Es regnete stärker.

Plötzlich stürzte, von oben bis unten pudelnaß, erhitzten Gesichts ein Knabe, des Wirts Bube, in das Gemach.

„Vatting, Mutting," rief er — die Stimme versagte ihm fast vor Erregung — „'n ganzen Trupp Riders steiht —"

Mit offenem Munde brach er mitten im Satze ab. Er hatte die Gäste erblickt.

Kreidebleich vor Schreck stieß Helene hervor: „Was sagst du, Junge?"

Aber sprachlos starrte dieser bald die Krieger, bald das Fräulein an.

„Jung, wat du seggst?" rief die Müllerin, kaum minder erschrocken, heftigen Tones. Die Soldaten im Hohlwege kamen ihr wieder in den Sinn. Eine Begegnung zwischen denen und den Gästen — im eigenen Hause — das konnte gut werden!

Auch Jutta und Elsbeth waren bleich geworden. Selbst die Krieger sahen betroffen aus; sie hatten ihre Messer hingelegt und sahen, die Hand am Schwertgriff, erwartungsvoll auf ihren Führer, den Leutnant.

„Was ist da Auffallendes?" sagte dieser vollkommen ruhig; „es wird der Obrist sein."

Er stand auf und ging ans Fenster: dort sah er freilich auf den ersten Blick, daß er sich geirrt hatte; doch lag in dem Schauspiele, das sich ihm bot, auch nichts, das Besorgnis erregen konnte. Er bemerkte ein paar Reiter, die, von einem Planwäglein begleitet, soeben vom Wege nach dem Gehöft einlenkten. In arg durchnäßter Kleidung, spanische Halskrausen, die vom Regen zerknittert waren, über den dunkeln Wämsern, machten sie einen nichts weniger denn kriegerischen Eindruck. Es konnten

Edelleute der Nachbarschaft oder reisende Kaufleute sein. Er wandte sich um, richtete auf den Knaben, der noch immer verdutzt die Gesellschaft anstarrte, einen lachenden Blick und fragte mit anscheinender Barschheit: „Gib Antwort, Knabe, wie viele sind's?"

Da kam dem Jungen die Sprache wieder.

„Dri odder veer —"

Er brach stotternd ab, schluckte und wollte noch etwas sagen; lachend fiel ihm jedoch der Leutnant ins Wort: „In der Tat, das ist freilich ein starker Trupp!" Er beruhigte den Hund, der sich knurrend erhoben hatte und die Zähne fletschte, und wandte sich an Helene: „Fräulein haben keine Ursache, sich zu ängstigen. Reisende sind es; Sie werden sich sogleich überzeugen."

Vom Hofe her hörte man eine Stimme:

„Bei Jove! Sind wir just an die rechte Schmiede geraten! Es ist eine Schenke."

Gleich darauf ward die Haustür geöffnet, und die Männer, die Bergheim gesehen hatte, traten in die Stube. Sie schienen zu stutzen, als sie die Krieger gewahrten; einer jedoch, ein schlanker, hochgewachsener Mann, dessen weißes Haar und weißer Bart einen seltsamen Gegensatz zu dem in fast jugendlichem Übermute blitzenden schwarzen Augenpaare bildeten, nahm, zu seinen Begleitern gewandt, das Wort:

„Ein glücklicher Stern, Messieurs, parbleu, der uns hierher geführt hat. Es sind Schwedische, von denen friedliche Kaufleute nichts zu befürchten haben."

Der vollendete Weltmann in Mienen und Gebaren, ließ er flüchtig seine Blicke über die Anwesenden gleiten, trat, den hohen, breitkrempigen Hut in der Hand, mit etlichen Bücklingen näher und sagte:

„Wünsche den Herrschaften allerseits einen guten Abend! Ein häßlich Wetter draußen, das es unsereins als eine Wohltat empfinden läßt, unter Dach zu kommen. Bitte jedoch sehr um Verzeihung, wofern unsere Erscheinung Störung verursachen sollte!" Er verbeugte sich vor dem Leutnant: „Ihr untertänigster Diener, mein Herr! Sind sicher hier die tonangebende Persönlichkeit; würden Sie mir und —" er deutete auf seine Begleiter — „diesen Herren die Ehre vergönnen, in Ihrer Gesellschaft ein Stündlein verweilen und das Abendbrot verzehren zu dürfen?"

„Ich habe hier nichts zu bestimmen," versetzte der Leutnant gleichgültig und verbeugte sich flüchtig, „der Herr wende sich an das Fräulein da, unsere gnädige Gebieterin."

„Ah!" rief der Fremde und trat einen Schritt zurück; mit einer tiefen Verbeugung wandte er sich im höflichsten Tone an Helene:

„Ja, werden Mademoiselle so gütig sein, mir und meinen Begleitern die Aufnahme in Ihre Tafelrunde — —"

Ein furchtbarer Donnerschlag, der schmetternd, prasselnd über dem Hause hinrollte, machte ihn plötzlich verstummen. Sprühenden Feuergarben gleich flammten die Blitze aus dem dunkeln Gewölke und überfluteten das Gemach mit Licht; Himmel und Erde schienen ein Feuermeer.

„Liebe Zeit," murmelte der Leutnant, „welch ein Schlag!"

Elsbeth und Jutta waren bleich geworden; die Krieger hörten zu essen auf und falteten die Hände. Ein Bild stummen Entsetzens, unfähig ein Glied zu rühren, sah Helene zu dem Fremden auf, der, schnell gefaßt, in bescheidener Haltung vor ihr stand und ihre Antwort erwartete. Sie versuchte zu sprechen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Mit einer gewaltsamen Anstrengung raffte sie sich endlich auf. Sie stand auf und sagte mit gemessener Würde:

„Eine Wirtsstube ist, dünkt mich, ein so öffentlicher Ort, daß es mir nicht gebühren will, einem andern den Aufenthalt darin zu verbieten. Ich wünsche den Herren eine gesegnete Mahlzeit!"

Sie zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Die beiden Frauen folgten ihr.

Die Angekommenen hatten an der Wirtstafel Platz genommen und mit dem Leutnant eine Unterhaltung über das Wetter begonnen. Die Wirtin stellte neue Teller und Gläser auf; soeben trat auch der Wirt, in jeder Hand eine Kanne, wieder ein. Mit einer Stimme, deren lustiger Ton wenig zu der ernsten Stimmung der übrigen paßte, rief, während sein Blick Teller und Schüsseln überflog, der weißhaarige Fremde:

„Das muß man sagen, haha, die Zeiten mögen halt sein, wie sie wollen, den Wirten blüht immer ihr Weizen. He, Alterchen," — er klopfte dem Wirte gemütlich auf die Schulter — „sagt doch einmal, wieviel Schuß Pulver Euch dieser fameuse Hirsch gekostet hat, für dessen Genuß Ihr unsern Geldbeuteln natürlich werdet gehörig zur Ader lassen?"

Die Umsitzenden, auch die Schweden, lachten.

„Ew. Gnaden", versetzte der Wirt mit einem finstern Blicke, „belieben mit einem armen Manne ihren Spott zu treiben. Für die Annehmlichkeit, so ein Wirt seinen Gästen zu bieten obligieret ist, muß unsereins in den heurigen schlimmen Zeitläuften sich nur zu oft statt eines Gewinnes erklecklichen Schadens befahren. Die Kriegsgurgeln —". Mit einem Blick auf die Krieger brach er plötzlich ab.

„Nun," mischte sich Leutnant von Bergheim ins Gespräch und erhob seinen Krug, „Müller und Gastwirt zu gleicher Zeit, solltet gerade Ihr, dünkt mich, Euch über die Kriegsgurgeln nicht allzusehr zu beklagen

haben. Die Mühlen stehen unter besonderem Schutze. Ihr Schelme, wäre das Wild in den Wäldern eurer adeligen Herren vor euren Diebesgriffen so sicher wie die Mühlen vor den Soldaten! — Auf glückliche Verrichtung!"

Er nickte dem Fremden zu, der mit einem sonderbaren Lächeln ihm dankend Bescheid tat, während der Wirt mit einem Seufzer entgegnete:

„Möchten Ew. Gnaden doch recht haben! Wie solcher Schutz der Mühlen gehandhabt wird, davon kann unsereins ein Stücklein erzählen. Meinen ältesten Sohn haben die Kaiserlichen vor meinen Augen in Stücke gehauen, und meine Töchter, zwei dralle, schmucke Dirnen, haben seinerzeit, weiß der Himmel wohin, die Leute des Halberstädters[1]) entführt. So sieht's mit dem Schutze der Mühlen aus in diesem schandbaren Kriege!"

Eine düstere Falte auf der Stirn, verließ er mit müden schlürfenden Schritten die Stube. Über das vergrämte Gesicht der Wirtin rannen ein paar dicke Tränen. Unbeirrt durch das Wetter, das inzwischen mit unverminderter Heftigkeit forttobte, ließen sich die Angekommenen Speise und Trank wohlschmecken; ihr Beispiel bewirkte, daß auch die Krieger sich wieder mit erneutem Eifer dem unterbrochenen Geschäfte ihrer Sättigung zuwandten.

Bleich wie eine Lilie sah Helene nach dem Fremden hin. Sie hatte die Hände im Schoße gefaltet. Ihr Herz klopfte ungestüm. „Mein Gott," flüsterte sie, „diese Augen, diese Stimme . . . Ach, daß der Graf doch käme!"

Auch Jutta hatte Mühe, gefaßt zu erscheinen. Wo hatte sie doch diese Augen, dies Gesicht schon gesehen? Die ruhigste von den dreien war Elsbeth. Ohne von dem geheimnisvollen Menschen, der so unvermutet in ihre Mitte hereingeschneit war, ein Auge zu verwenden, betete sie halblaut Psalmworte vor sich hin.

Wieder ein flammender Blitz, ein schmetternder Schlag, der das Haus in seinen Grundfesten erbeben machte. Mit Geprassel flogen, von einem heulenden Windstoße ergriffen, die Fenster auf. Die Unterhaltung am Tische verstummte. Starren Blickes sahen alle zu den Fenstern empor.

Der Wirt trat ein, verstörten Gesichts. Eine ängstliche Frage auf den Lippen, sah seine erschrockene Ehehälfte zu ihm auf.

---

[1]) Gemeint ist Herzog Christian der Jüngere von Braunschweig als (protestantischer) Bischof von Halberstadt († 1627).

„Schließ die Läden, Anne!“ rief er unwirsch. „Siehst du nicht, daß ein Hagelsturm im Anzuge ist? Er schlägt uns ja die Fenster in tausend Stücke.“ Er eilte zum Fenster.

„Welt noch einmal!“ stieß er plötzlich hervor und prallte zurück — von einem abermaligen prasselnden Donnerschlage begleitet, zuckte der Blitz fast unmittelbar vor seinen Augen nieder —, „ist das ein Wetter! Im Walde schlägt's einmal über das andere ein. Sagt' es gleich, der Hackelberg —“

Unverständliche Worte murmelnd, schloß er die zwei noch übrigen Läden. Mit zitternder Hand leistete ihm die Frau Beistand. In der Absicht, in den oberen Räumen des Hauses das gleiche zu tun, stürmte er wieder hinaus. Die Frau folgte.

In dem Gemache war es finster geworden. Die Wirtin erschien mit einem brennenden Span in der Hand. Heftig zitternd vermochte sie kaum die an der Decke hängende Ampel zu entzünden. Gespenstisch glitt der fahle Schein des Lichtes über die Anwesenden hin; die Gesichter der Krieger, auch das Antlitz des Fremden, waren von einer geisterhaften Bläße.

Plötzlich horchten alle auf. Als hätte der letzte Schlag gewaltsam die Riegel zersprengt, die die Schleusen des Himmels verschlossen, goß mit einem Male der Regen hernieder — heftig, wolkenbruchartig —, von Schloßen und Hagel begleitet. Das eigentümlich dumpfe, eintönig klappernde Geräusch, das die schweren Tropfen, der prasselnde Hagel an den Läden verursachten, übertönte die leisen Laute, die aus dem Eck am Ofen herklangen: „Siehe, es wird Wetter des Herrn mit Grimm kommen; ein schrecklich Ungewitter wird den Gottlosen auf den Kopf fallen; denn des Herrn grimmiger Zorn wird nicht nachlassen, bis er tue und ausrichte, was er im Sinne hat; zur letzten Zeit werdet ihr solches erfahren.“ —

Endlich hatte das Unwetter seine Kraft erschöpft. Wohl zuckte durch die Ritzen der geschlossenen Läden noch mancher flammende Blitz ins Gemach; aber die eigentliche Gefahr war vorüber. In immer größeren Zwischenräumen folgten Blitz und Donner einander nach; mit dumpfem Grollen verzog sich das Gewitter in der Ferne. Das unheimliche Geräusch des Hagels war verstummt; nur der Regen plätscherte noch leise gegen die verschlossenen Läden.

Der Wirt, der mittlerweile, in einer Ecke der Wirtsstube kauernd, in verdrossenem Schweigen vor sich hingestarrt hatte, erhob sich, die Läden zu öffnen. Alle atmeten auf. Das Tageslicht strömte wieder herein, und eine würzige, balsamische Luft, die nach dem Gewitter doppelt er-

frischte, durchflutete das Gemach. Man hörte das Brausen des Mühlbaches, der übervoll seine schäumenden Gewässer in der Nähe vorüberwälzte. Wie aus tiefem Sinnen erwachend, erhob Helene ihr Auge. Der Himmel hatte sich aufgeklärt; das scheidende Tageslicht glänzte ihr in rötlichen Strahlen entgegen. Ihr goldener Schimmer umfloß ihre Gestalt. Neben ihr erklang die leise Stimme der alten Wirtschafterin: „Um den Abend wird's licht sein." Es lautete so tröstlich.

Was hatte nur der Wirt? Er hatte den Laden des Giebelfensters geöffnet. Jutta sah, wie er plötzlich stutzte. Eine aschfahle Blässe bedeckte sein Gesicht. Von einer beklemmenden Ahnung ergriffen, stand sie auf und sah hinaus. Mit einem leisen Schrei fuhr sie zurück. Aus dem geöffneten Scheunentore quollen, die bloßen Wehren in der Faust, die Gestalten kaiserlicher Krieger hervor.

In die starre Gestalt des Wirtes war inzwischen Leben gekommen. Mit dem Rufe: „Himmel, der Junge!" stürzte er aus dem Zimmer. Die Haustür ward mit Heftigkeit aufgerissen; man hörte Gelächter, Flüche, das Geräusch klirrender Waffen. Hochroten Gesichts, atemlos vor gewaltiger Aufregung, kehrte der Wirt in die Stube zurück — —

Erst jetzt ward Bergheim, der sich in ein Gespräch mit dem Fremden vertieft hatte, aufmerksam. Betreten fuhr er herum:

„Heda, was gibt's? Was bedeutet —"

Das Wort erstarb ihm im Munde. Der Fremde war aufgesprungen. Schnell hintereinander stampfte sein Fuß dreimal den Boden; der Lauf eines Pistols blitzte in seiner Hand.

„Das bedeutet," rief er mit dröhnender Stimme, „daß der Herr und seine Begleitung bis auf weiteres meine Gefangenen sind!"

Ein vierfacher Schrei des Entsetzens, von weiblichen Lippen ausgestoßen, gellte durch das Gemach. Alle sahen bestürzt auf den Fremden, der hochaufgerichtet mit der triumphierenden Miene eines Siegers um sich sah. Die weiße Perücke, der falsche Bart waren verschwunden; vor ihnen stand, wie er leibte und lebte, der kühne Parteigänger, der „tolle Hans".

In der Tat, ein Blitz aus heiterem Himmel hätte keine größere Verwirrung verursachen können als das plötzliche Erscheinen dieses Mannes. Vergebens hatte die Abteilung, die Graf Waldstein damals den Flüchtigen nachgesandt hatte, das Gelände bis in die Gegend von Nordhausen durchstreift; kein feindlicher Truppenteil, nicht einmal eine Streifpartei war ihnen zu Gesicht gekommen; wie kam der Gefürchtete hierher?

Alle Pläne des schwarzen Grafen, seines gewandten Gegners bei Hohlenfels habhaft zu werden, waren gescheitert. Der nächtige Kampf

„Das bedeutet," rief er mit dröhnender Stimme, „daß der Herr und seine Begleitung bis auf weiteres meine Gefangenen sind!"

hatte alle getroffenen Dispositionen über den Haufen geworfen. Der Truppenteil, der dem Feinde von der Wasserschlucht aus hatte den Weg verlegen sollen, war erst, als längst alles vorüber war, auf dem Platze eingetroffen; noch ehe Rittmeister von Dornburg die Verfolgung hatte aufnehmen können, war der kühne Parteigänger mit dem Reste seiner Mannschaft aus dem Tale entschlüpft. Statt, wie seine Verfolger vermuteten, die Richtung nach den Werragegenden einzuschlagen, hatte er sich auf heimlichen Waldpfaden wieder ins Gebirge gewandt; ohne die Bergstädte zu berühren, wo Graf Waldstein ihn in den folgenden Tagen suchte, war er nach den wilden Gegenden des Oberharzes entwichen. In einer einsamen Waldschlucht, in einer Gegend, wo ihn niemand vermuten konnte, hatte er, ruhig beobachtend und von Kundschaftern trefflich bedient, tagelang wie ein Raubtier auf der Lauer gelegen und nach einer günstigen Gelegenheit ausgespäht, von neuem hervorzubrechen und sich der Burg zu bemächtigen. Denn seinen Plan nach dem ersten mißlungenen Versuche aufzugeben, daran dachte er nicht. Die erlittene Schlappe hatte, weit entfernt, ihn zu entmutigen und seine Gefühle für das schöne Burgfräulein abzukühlen, vielmehr seinen Eigensinn aufgestachelt und seine Gefühle vollends zur Höhe einer rasenden Leidenschaft entflammt. Zu seiner Entschuldigung sei es übrigens gesagt: er liebte Helene wirklich. In ernster und ehrenhafter Absicht hatte er damals bei ihrem Vater um sie geworben. Daß dieser, ein einfacher Landedelmann, jedoch seine Werbung, den in seinen eigenen Augen höchst ehrenvollen Antrag eines kaiserlichen Kriegsobristen, so kurzerhand hatte abweisen und ihm noch obendrein so erfolgreich hatte Trotz bieten können, das deuchte ihm eine unerträgliche Schmach. Er war geschlagen; sein Kriegsruf bei den eigenen Untergebenen stand auf dem Spiele; um so mehr glaubte er es seiner Ehre jetzt schuldig zu sein, allen Hindernissen zum Trotze seine Absichten auf Hohlenfels durchzusetzen. Geblendet von Liebe und Leidenschaft, gegen alle vernünftigen Erwägungen, selbst gegen die Befehle seines Oberen, des Generals Fugger, taub, hatte er sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, nicht eher aus dem Gebirge zu weichen, als bis er sein Ziel erreicht, den Freiherrn sowohl wie das Fräulein seinen Wünschen gefügig gemacht hätte. Von den Bewegungen seines Gegners war er durch seine Kundschafter genau unterrichtet. Schneller als dieser hatte er die Besatzungen der Bergstädte an sich gezogen und, so verstärkt, sich bereits zum andern Male gegen Hohlenfels in Bewegung gesetzt, als ihm durch seine Spione Kunde ward, daß Helene von Tarnau die Burg mit berittenem Trosse verlassen habe und in mittägiger Richtung von dannen gezogen sei. Kaum traute er seinen Ohren bei dieser Nachricht. Er

jauchzte: war auch sein Glücksstern eine Zeitlang verdunkelt gewesen, so war er doch nicht untergegangen. Ohne sich jetzt noch mit Hohlenfels aufzuhalten, war er der Spur der Abziehenden gefolgt. Nach einem Gewaltmarsche von wenigen Stunden hatte er bereits den Zug überholt. Merkwürdig: er hätte die Reisenden auf offenem Felde überfallen können; die Salva Guardia wäre kaum imstande gewesen, ihm seinen Raub ernstlich streitig zu machen; aber war es ein Rest von Menschlichkeit, der noch in der rauhen Kriegerbrust lebte, oder waren es andere Gründe, die ihn bestimmten: wie das erstemal, so war er auch jetzt entschlossen, wenn irgend möglich ohne Blutvergießen die Sache zu Ende zu führen. Vorsichtig den Zug umschwärmend, ersah er seine Gelegenheit. Seinem mit tausend Listen gewappneten Kopfe war ein Anschlag entsprungen, der seinem Namen „der tolle Hans" Ehre machte. Helene hatte das Vorwerk als Rastort erkoren. Nichts konnte ihm gelegener kommen als gerade der Umstand: die Nähe der Mühle, das drohende Unwetter, alles vereinigte sich hier, ihm die Ausführung seines Planes zu erleichtern. Einer seiner Soldaten, ein Mann, der in seinem Aussehen etwas Jüdisches hatte und wie ein Jude mauscheln konnte, hatte es übernommen, in der Verkleidung eines reisenden Handelsmannes Helene aus ihrer schützenden Umgebung hinwegzulocken. Das Stücklein war ihm vortrefflich gelungen.

Das Fräulein war in die Knie gesunken. Die alte Elsbeth umfing die Jammernde mit ihren Armen, wie um sie mit ihrem eigenen Leibe vor dem Fürchterlichen, Gehaßten zu schützen. Jutta, die erst jetzt ihren Lebensretter von Magdeburg her wieder erkannte — sie hatte den „tollen Hans" auf Hohlenfels nicht zu Gesicht bekommen —, stand wie erstarrt. Sprachlos starrte sie ihn wie eine Erscheinung an.

Der Leutnant, dessen Gesicht im ersten Augenblicke nicht gerade geistreich aussah, hatte sich schnell gefaßt. Ein Wort und Wink, und wie der Blitz schoß die Dogge, deren heimliches Knurren die Zeit her niemand beachtet hatte, unter dem Tische hervor auf den kaiserlichen Obristen zu; gleichzeitig fiel dröhnend die Tür ins Schloß. Voller Wut, sich so gröblich überlistet zu sehen, hatten die Schweden vom Leder gezogen. Man hörte die Stimme Döntjeskaspars, der selbst in dieser Lage seinen Humor nicht verleugnen konnte: „Den Düvel ok, do het wahrhaftig 'ne Uhl seten[1])." Im nächsten Augenblicke waren er und seine Kameraden mit den Begleitern des Obristen handgemein.

Mit außerordentlicher Gewandtheit war Herr von Szombat dem

---

[1]) „Da hat eine Eule gesessen": sprichwörtlicher Ausruf der Enttäuschung.

Anpralle des Hundes durch einen Seitensprung ausgewichen. Ein Pistolenschuß streckte das treue Tier nieder; aber mit Blitzesschnelle stürzte der Leutnant sich jetzt mit wutverzerrtem Gesicht auf den Feind und warf ihn durch die Wucht seines Körpers zu Boden. Mit eiserner Faust umklammerte er seinen Hals, setzte ihm die Spitze seines Dolches auf die Brust und schrie: „Schickt Eure Kanaglia hinweg, Mann, oder Ihr seid des Todes!"

Mit verzweifelter Anstrengung suchte der kaiserliche Obrist seinen Hals der eisernen Umklammerung zu entwinden; seine Begleiter hatten genug zu tun, sich selbst ihrer erbitterten Gegner zu erwehren; so wäre er um ein Haar seinem Schicksal verfallen gewesen — da nahte ihm Hilfe. Die Tür wurde aufgestoßen; durch das Fenster herein schwangen sich dunkle Gestalten. Der Leutnant ward von seinem Opfer zurückgerissen. Schüsse krachten; ein Augenblick wilden Getümmels folgte, während dessen sich die Stube mehr und mehr mit Bewaffneten füllte. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, lagen sämtliche Schweden entwaffnet am Boden.

Glühenden Gesichts, erhitzt von Kampf und Aufregung, stand der tolle Hans vor dem gefesselten Leutnant.

„Das habt ihr mir sauer gemacht, ihr Herren", sagte er. „Eigentlich müßtet ihr mir dafür samt und sonders mit dem Leben büßen, wenn nicht die Rücksicht auf eure schöne Gebieterin mich bestimmte, Schonung zu üben."

Er trat vor Helene hin, die, von Juttas und Elsbeths Armen umfangen, noch immer zitternd und schluchzend am Boden kauerte. Seine Blicke glitten über die zarte Gestalt, über das bleiche Gesicht; nach kurzem Besinnen hob er in gänzlich verändertem, weichem Tone, in der geschraubten Redeweise eines galanten Ritters der damaligen Zeit folgendermaßen an:

„Ich bitt' um Vergebung, meine edle Dame, für die, ich gestehe es, ungewöhnliche Art, mit der ich es wage, mich zum zweiten Male bei Ihnen einzuführen. Wie der Nachtfalter das Licht umschwärmt, dessen Flamme seine Flügel versengt, so folgte, die Wunde einer brennenden Liebe im Herzen, der wilde Sohn der Steppe seinem leuchtenden Sterne. Es ist sein Verhängnis, das ihn treibt. Wer will den Bergstrom beschuldigen, wenn er, Felsen zerbrechend und Bäume entwurzelnd, mit siegender Gewalt seine wilde Bahn verfolgt? Was soll ich sagen? Es war, traun, ein scheu Täublein, dem der wilde Knabe in stürmischer Sehnsucht nachgejagt, an dessen Besitze für ihn Glück und Leben hängt ... Wohlan denn, holdes Mädchen, Angebetete, ergebt Euch drein! Fürchtet nichts — kommt und folgt mir, der nichts begehrt,

als daß er, Euer Gefangener auf ewig, Euch als seiner Herzenskönigin huldigend zu Füßen liege!"

Er berührte die Halbohnmächtige sanft am Arme. Helene zuckte zusammen. Ein unsäglich bitteres Weh erfüllte ihre Brust. Von tausend widersprechenden Empfindungen bestürmt, hob sie das Auge zu ihm empor und flehte mit gerungenen Händen:

„O Herr, habt Ihr noch eine Spur ritterlichen Sinnes Euch bewahrt, so schonet mein! Lasset ab von Eurem frevelnden Beginnen! Ihr habt meinen Vater getötet — es sei Euch vergeben — nur laßt mich Ärmste meines Weges ziehen!"

Auf der Straße fiel ein Schuß.

„Der Graf, der Graf!" rief Jutta frohlockend. Wie ein Pfeil schoß sie an dem Obristen vorbei auf das Fenster zu. Doch der tolle Hans war schneller als sie. Ein Wink von ihm, und mehr als ein Dutzend Hände streckten sich nach den Gefangenen aus, sie hinwegzuführen. Eine Hand legte sich auf des Mädchens Arm: ein Schrei entfuhr ihren Lippen, doch eine Stimme, die ihr bekannt erschien, flüsterte dicht an ihrem Ohre: „Die Jungfer fürchte sich nicht, ich bin ihr Freund!" Überrascht wandte sie sich um: sie erkannte einen Fähnrich, der ihr im Lager vor Magdeburg Freundschaftsdienste erwiesen hatte. Willenlos wie ein Kind ließ sie sich von ihm hinwegführen. In einer Ecke des Hausflurs erblickte sie wie durch einen Nebelflor eine kleine gefesselte Gestalt; es war der Bube des Wirts, der mit wunderlich verzerrtem Gesicht die krampfhaftesten Anstrengungen machte, den Knebel aus seinem Munde zu entfernen.

Das Fräulein hatte der Obrist emporgerissen. Die Zitternde im Arm, eilte er, einer der letzten, hinaus. Unter der Tür wandte er sich noch einmal zurück. Er gewahrte den Wirt, der mit verbissenem Ingrimm neben seinem jammernden Weibe hinter dem Ofen kauerte und im Herzen sämtliches Kriegsvolk der Welt zum Teufel wünschte. Von einer menschenfreundlichen Regung ergriffen, rief er einen jungen Offizier heran und erteilte ihm einen Befehl. Augenblicklich riß dieser eine Börse hervor und warf sie dem Wirte vor die Füße:

„Da, altes Kerbholz," lachte er, „ein Schmerzensgeld für den gehabten Schreck."

Sprach's und rannte gleich den andern von dannen.

Draußen drängte bereits alles in wilder Hast nach der Scheune hin. Von dem Grafen war nichts zu erspähen. Durch ein Versehen war einem der Reiter, die auf der Straße Wache hielten, der Karabiner losgegangen, das hatte den Irrtum veranlaßt. Seine süße Last im Arme, eilte der tolle Hans in langen Sätzen durch die Tenne in den dahinter sich

dehnenden regennassen Wald. Erst eine Strecke weit unterhalb des Gehöftes trat man auf die Straße hinaus. Dort wartete, von den Kriegern hergeführt, bereits das Gefährt. Helene und ihre Begleiterinnen wurden hinaufgehoben; ein Soldat führte die Pferde herbei, die nebenan im Walde weideten; in wenig Augenblicken saß alles im Sattel.

Das Fuhrwerk mit den Frauen in der Mitte, sprengte der Haufe von dannen.

* * *

Wenige Minuten waren vergangen, da ward es abermals auf der Straße lebendig. Soldaten sprengten herbei; unter ihnen Kuno und Gottfried mit andern Dienern des Fräuleins. Der letzte Schuß mit seinem langnachhallenden Echo hatte die im Vorwerk Zurückgebliebenen alarmiert. Voll Besorgnis, was der Lärm zu bedeuten habe, stürmten sie auf den Hof. Sie kamen zu spät. Gottfrieds Jammer war grenzenlos. Er wollte durchaus, daß man auf der Stelle den Räubern nachsetze; es kostete Mühe, ihm die Nutzlosigkeit eines solchen Unterfangens begreiflich zu machen. In der Tat wäre es mehr als tollkühn gewesen, einen Feind wie den tollen Hans mit ungenügender Mannschaft, dazu ohne kundige Führung zu verfolgen; wohl oder übel mußte man erst die Ankunft des Obristen erwarten. Mit Ausbrüchen verzweifelten Schmerzes rannte der Jüngling auf dem Hofe hin und her; er raufte sich das Haar und klagte sich an, daß er keinen Einspruch erhoben habe, als die andern, auch seine Mutter, betört durch das Geschwätz jenes jüdischen Handelsmannes, das Fräulein zum Aufbruche nach der Mühle bewogen. Wie würde der gute Junge vollends getobt haben, hätte er ahnen können, was für eine eigentümliche Bewandtnis es mit diesem Juden gehabt hatte! . . .

Endlich ruhiger geworden, begab er sich in die Wirtsstube zurück, wo Bergheims Soldaten, beflissen, der unangenehmen Sache eine möglichst günstige Seite abzugewinnen, sich über die Speisereste hergemacht hatten und diese in aller Gemütsruhe sich munden ließen. Er hatte sich zu Kuno gesetzt und starrte düstern Blickes vor sich hin, als von der Straße her sich plötzlich Pferdegetrapp vernehmen ließ. Alle sprangen empor und eilten hinaus.

Es war der Graf. Einen gespannten, erregten Ausdruck im Gesicht, sprengte er mit ein paar Offizieren über die Brücke. Sie kamen vom Vorwerk. Bestürzt, dort seine Schutzbefohlene nicht vorzufinden, war der Graf dem Fingerzeige des Führers, eines Bauernjünglings, gefolgt und von der Trümmerstätte spornstreichs mit wenigen Begleitern zur Mühle geeilt.

Sein Gesicht heiterte sich auf, als er in den auf dem Hofe Harrenden seine Leute erkannte. Seine Blicke schweiften über das Gehöft.

„Das Fräulein ist hier?“ fragte er.

Doch welch ein Schreck durchzuckte seine Brust, als er in den bestürzten Mienen der Umstehenden die verneinende Antwort las. Mit stockender Stimme und tränenden Augen berichtete Gottfried, was vorgefallen war.

„Wie der Wirt und sein Bube drinnen sagt,“ ergänzte ein Gefreiter seinen Bericht, „hat der kaiserliche Herr einen ganz ansehnlichen Haufen bei sich gehabt, so daß wir, bevor Ew. Exzellenz zur Stelle waren, uns nicht getrauen durften, die Verfolgung aufzunehmen.“

„Kinder, auch das noch!“ rief der Obrist erbleichend. Mit zuckendem Munde wandte er sich zu seinen Offizieren.

„Meine Herren, was nun?“

Sie waren kaum weniger betroffen als ihr Obrist. Ratlos sahen sie einander an. Voll Zorns stieß endlich einer — es war Rittmeister von Dornburg — hervor:

„Alle Wetter, solch ein Mensch! Hat der Kerl, dieser Überall und Nirgend, denn den Teufel im Leib? Wie nach einer Stecknadel haben wir damals nach ihm gesucht, und nun —“

„O Gott!“ seufzte der Graf. „Erst der Doktor, und nun auch das Fräulein ... Überall genarrt — überall zu spät!“ Er schlug sich vor die Stirn. „O, dieser heillose Mensch! So hat er's nun doch erreicht! Und ich, so der jungen Dame hat Schutz gelobt und für ihre Sicherheit sich verbürgt, ich habe, als Wortbrüchiger gebrandmarkt, das Nachsehen.“

Betroffen sah der Obristwachtmeister ihm in das Angesicht. Es lag ein Zug des Schmerzes, ein Ausdruck der Ermüdung darin, wie er ihn noch nie an seinem Obristen wahrgenommen hatte. Er sah förmlich gealtert aus.

„Mein Herr Obrist,“ sagte er treuherzig, „wollet Euch die Sache nicht allzusehr lassen zu Herzen gehen! Der Feind kann unmöglich einen großen Vorsprung haben, und mit den Frauen dürfte er ohnehin kaum allzuschnell vorwärts kommen. Ich rate, wir lassen die Pferde ein wenig verschnaufen und nehmen alsdann die Verfolgung auf. Die Nacht verspricht mondhell zu werden; da müßte es ja mit dem Bösen zugehen, wenn wir unser Wild diesmal nicht stellen, bevor es Morgen wird.“

„Weiß hier jemand,“ fragte Rittmeister von Dornburg, „wohin der kaiserliche Herr sich gewandt hat?“

„Das kann uns“, nahm ein Offizier das Wort, „vielleicht dort der

Knabe verraten! Ich sah ihn just, als wir das Gehöft betraten, flüchtigen Laufes im Walde verschwinden. Dort kommt er."

Der Knabe — es war des Wirts Bube — wurde gerufen. Er konnte nur berichten, daß die Feinde, nachdem sie eine kurze Strecke der Straße gefolgt waren, zur Rechten abgebogen waren und einen Landweg eingeschlagen hatten. Er beschrieb die Richtung.

„Geht's dort nicht hinaus nach Heiligenstadt?" fragte Herr von Gylfa.

Der Bauer, der den Führer gemacht hatte, bejahte.

„Es bleibt uns nichts übrig," bemerkte Graf Waldstein düster, „wir müssen dem Fingerzeige folgen."

Sein Blick überflog die langgestreckte Reihe seiner Krieger, die mittlerweile herangekommen waren und, in Rotten geordnet, auf der Straße Aufstellung genommen hatten. Er gab den Befehl zum Absitzen.

„Füttert die Pferde, Kinder," rief er, als es geschehen war, „und nehmt etwas Nahrung zu euch. Wir haben einen anstrengenden Nachtritt vor uns. Übrigens verlasse ich mich darauf, daß ihr alle, Mann für Mann, heute nacht eure Schuldigkeit tut."

Er schwang sich vom Pferde und begab sich mit den Offizieren ins Haus.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Wild wird gestellt.

Die Nacht war eingebrochen, als Graf Waldstein zur Verfolgung aufbrach. Die Vermutung, daß der Feind die Richtung auf Heiligenstadt eingeschlagen habe, bestätigte sich. Die Erkundigungen, die man in den Dörfern am Wege einzog, ergaben ihre Richtigkeit. Die Entfernung aber, die Verfolger und Verfolgte trennte, verringerte sich so bald nicht. Ahnte der kaiserliche Obrist, daß er verfolgt wurde? Mit einer ans Fabelhafte grenzenden Eile floh er durch die Nacht dahin. So dicht ihm auch oft der Graf auf den Fersen war, immer wieder sah er sich in seiner Erwartung, des Flüchtigen habhaft zu werden, betrogen. Ohne weder sich noch seinen Leuten auch nur einen Augenblick Rast zu vergönnen und indem er wieder und wieder von der Heerstraße abschwenkte und unter der Leitung ortskundiger Führer Richtwege einschlug, wußte der Kaiserliche immer aufs neue seinen Verfolgern zu entschlüpfen und durch seine Winkelzüge, seine Verschlagenheit und Ausdauer deren Geduld auf das äußerste zu ermüden. Mitternacht war soeben vorüber; der Mond war aufgegangen; von seinen silbernen Strahlen umflossen, türmte sich die imposante Felsenmasse der sagenumwobenen Hauroder Klippe den Schweden zur Linken auf, als deren Vorhut plötzlich auf eine feindliche Abteilung stieß. In der irrigen Meinung, er habe den tollen Hans vor sich, gab der hitzige Dornburg, der die Vorhut führte, sofort das Zeichen zum Angriff. Es fielen mehrere Schüsse, doch ehe die Schweden heran waren, zog sich die Schar mit Zurücklassung eines Verwundeten eilig zurück. Er sagte aus, daß der tolle Hans, durch einige von Mühlhausen heranziehende Reiterfähnlein verstärkt, seine Richtung geändert habe und auf der Straße nach Duderstadt weitergezogen sei; die flüchtige Abteilung habe er als Nachhut zurückgelassen.

„So, als Nachhut," versetzte der Graf zornig, „und darum verfolgt die Abteilung einen anderen Weg?"

Voll Ärgers über den Aufenthalt sowie über die List des Gegners, die diesem abermals einen bedeutenden Vorsprung gesichert hatte, schickte

er Dornburg einige Reiter mit der Aufforderung zur Rückkehr nach und schwenkte mit den Seinigen in nordwestlicher Richtung ab.

Der Marsch ging weiter. „Das jüngste Gericht", diese malerische Landschaft mit ihren schroffen Felsenwänden, grünen Matten und herrlichen Wäldern ward wie im Fluge durcheilt. In tiefstem Waldesfrieden, eingebettet in einer grünen Talbucht, lag das Kloster Gerode. In seiner Weltabgeschiedenheit ein wahres Idyll, schimmerten die Gebäude im Mondschein herüber. Man war abermals an einem Kreuzwege angelangt; zweifelhaft, welche Richtung der Räuber genommen habe, sprengte Graf Waldstein mit dem Obristwachtmeister und ein paar Reitern nach der Einsiedelei, donnerte die Mönche heraus und fragte sie aus. Die erschrockenen Benediktiner, ein paar gebrechliche Greise, gaben bereitwillig Antwort. Es stellte sich heraus, daß just zur Zeit der Vigilie — gegen Mitternacht — ein Haufe Kriegsvolk — ob Kaiserliche oder ob Weimarische, blieb jedoch ungewiß — vorübergezogen war; sie hatten jedoch nicht die Richtung auf Duderstadt verfolgt, sondern sich südwärts gewandt. Ärgerlich über die ungenügende Auskunft, kehrten beide zu den Ihrigen zurück.

Nach kurzer Beratung entschloß man sich, die Verfolgung in südlicher Richtung fortzusetzen. Die Pferde flogen nur so dahin. Aus einer malerischen Talschlucht winkte ein Dorf herüber; es war Brehme; vor den Blicken tauchte wie ein riesiger Zuckerhut der braune Bühel oder Riesenhügel auf — ein Berg, von dessen Ursprung Frau Sage berichtet, daß einmal in grauer Vorzeit dort ein Riese gerastet, seine Siebenmeilenstiefel ausgezogen und den Staub, der ihm während der Wanderung durch die sandige Mark darin eingedrungen, ausgeschüttet habe —, da entfuhr dem Obristen, der sich zur Vorhut unter Dornburg begeben hatte, ein Ruf der Verwunderung. An einem der Bäume, die die Landstraße säumten, flatterte ein weißer Gegenstand. Er ritt hinzu und riß das flatternde Ding herab. Es war ein spitzenbesetztes Fazinet[1]), dem unter einem Freiherrnkrönlein die Buchstaben H. v. T. eingestickt waren. Graf Waldstein jauchzte. Es war zweifellos, das Tüchlein gehörte dem Fräulein; mochte es zufällig oder absichtlich dahin gekommen sein, es bewies, daß man auf der richtigen Fährte war.

Die Entdeckung beseelte alle mit neuem Mute. In Eile wurde die Verfolgung fortgesetzt. Man näherte sich dem Leinetale. Wieder winkten die altersgrauen Mauern eines Klosters durch den aufdämmernden Morgen herüber. Da sprengte eine der Seitenwachen mit der Nach-

[1]) Taschentuch.

richt heran, daß der feindliche Haufe erst vor einer Stunde vorübergezogen sei und sich südwärts gegen die Flinsberger Warte gewandt habe.

„Woher hast du die Nachricht?" fragte der Obrist in heller Aufregung.

„Von einem Schäfer," versetzte der Soldat, „der dort drüben" — er deutete nach einem Felde, das sich in einiger Entfernung seitwärts einen Wald entlang zog — „in seiner Hütte nächtigt. Mein Kamerad und ich hörten ein paar Hunde bellen, folgten dem Schalle und fanden die Hütte. Die Bestien fielen uns feindlich an; als wir jedoch unsere Pistolen zogen, rief sie ihr Herr zurück, kroch aus seiner Hütte und gab uns auf unsere Fragen Bescheid."

Man folgte dem Fingerzeige.

Hinter Wingerode und seiner alten Wallfahrtskapelle überschritt man die dort noch unbedeutende Leine.

Der Tag brach allmählich an, taufrisch, morgenschön. Die sogenannte „bucklige Welt" mit ihrem romantischen Gewirre von waldgeschmückten Kuppen und Kämmen, wunderlichen Felsgebilden, gewundenen Bachtälern und Wiesengründen tat sich, schimmernd im Morgenglanze, den Blicken auf. Man hatte, dem Dorfe Geisleben zur Rechten, abermals einen Kreuzweg erreicht, da machte Gottfried, der sich seit jenem merkwürdigen Funde beständig in der Nähe des Grafen hielt und in der Hoffnung weiterer Entdeckungen seine Blicke unermüdlich umherschweifen ließ, diesen mit einem Freudenrufe auf ein Gebüsch von Heckenrosen aufmerksam, das in einiger Entfernung seitwärts an einem Abhange wucherte. Ein dunkler Stoff, leicht und durchsichtig wie Spinngewebe, zeigte sich ihren Blicken. Beide sprengten hinzu — es war, an den eingewebten Blumenmustern erkennbar, ein Stück des schwarzen Schleiers, den das Fräulein an dem Begräbnistage und, wie Gottfried versicherte, auch auf der Reise getragen hatte. Das kostbare Gewebe mochte sich in den weit über den Weg vorragenden Dornenranken verfangen haben und bei dem eiligen Fahren daran hängengeblieben sein. Der Graf war hocherfreut.

„Ein wahrer Glücksfall," sagte er, „daß wir das Stück gefunden haben; wir wären richtig ins Blaue hinein weitergejagt."

Die Spur wich bedeutend von der seitherigen Richtung ab; sie wies nach Westen.

Wieder war eine Weile vergangen. Mehrere Dörfer wurden passiert; die Leute wurden ausgefragt, aber die Aussagen widersprachen sich. Mehr als einmal glaubte man, dem Feinde unmittelbar auf den Fersen zu sein, um schon im nächsten Dorfe wieder eine Enttäuschung zu erleben;

die Leute behaupteten steif und fest, daß keine Kriegsleute des Weges gezogen seien. — Mit Besorgnis gewahrte der Graf, wie die Spannkraft der Seinigen allmählich erlahmte. Ein Höhenzug dehnte sich vor den Reitern aus; der Weg zog sich den bewaldeten Hang hinan. Nur mühsam schleppten sich die Pferde dahin. Mann und Roß waren aufs äußerste erschöpft, Ruhe ein unabweisbares Bedürfnis; es ging nicht anders, man mußte rasten.

Man hatte eine kleine moos- und grasbewachsene Hochfläche erreicht, die waldumsäumt bei ihrer versteckten Lage sich gut zu einem Rastort eignete. Der Befehl zum Absitzen ward gegeben, Posten wurden ausgestellt, und bald sanken, todmüde wie sie waren, die meisten in Schlaf. In seinen Mantel gehüllt, den Rücken an einen der Felsblöcke gelehnt, die hier und da auf dem Platze umherlagen, saß der Obrist am Boden; aber so erschöpft er auch war, die Sorge um seine Schutzbefohlene verscheuchte den Schlaf. Die Aussicht, den tollen Hans einzuholen, bevor er sich mit dem kaiserlichen Hauptkorps unter Fugger vereinigen konnte, war wieder in weite Ferne gerückt. Gelang diese Vereinigung, so konnte er die Hoffnung, das Fräulein zu retten, endgültig aufgeben. Es war zum Verzweifeln. Nur die Erwägung, daß doch auch dieser Mann dem Gesetze der Ermüdung seinen Tribut endlich werde entrichten müssen, konnte die schon erloschene Hoffnung noch einigermaßen aufrecht erhalten; er konnte doch unmöglich noch lange so fortrasen auf seiner tollen Jagd.

Während Graf Waldstein noch die verschiedenen Möglichkeiten erwog, machten sich übrigens auch bei ihm die Folgen der überstandenen Anstrengung geltend. Die Natur verlangte ihr Recht. Seine Vorstellungen begannen sich zu verwirren; endlich umfing ein wohltätiger Schlummer seine Sinne.

Plötzlich schrak er, von jemand an der Schulter berührt, empor. Er schlug die Augen auf; der Obristwachtmeister stand vor ihm.

„Was gibt's?" fragte er.

„Eine wichtige Meldung: drüben am Fuße dieses Berges hat sich ein Haufe Kriegsvolkes gelagert."

Wie elektrisiert sprang der Obrist auf seine Füße. „Das wäre! Wer bringt die Meldung?"

Ein Soldat trat vor.

„Führe mich, mein Sohn", befahl er. Er wandte sich an den Obristwachtmeister. „Laßt die Mannschaften sich in aller Stille bereit machen, Herr Kamerad, und folgt mir mit den Rittmeistern nach!"

Er eilte mit dem Soldaten davon. Aus dem Gebüsch glotzte eines

jener wundersamen Gebilde des Buntsandsteins, an denen diese Gegend des Eichsfeldes so reich ist, eine gewaltige Felsenkanzel, ihnen entgegen. Eine uralte, mächtige Eiche, die dahinter am jähen Abhang wurzelte und mit ihren weitausgestreckten, knorrigen Zweigen wie ein Luginsland die Gegend beherrschte, breitete ihr Blätterdach darüber aus. Dorthin führte der Reiter seinen Obristen. Sie bestiegen die Felsplatte. Der wettergeborstene Stamm verbarg ihre Gestalt; vorsichtig lugte der Obrist in die Gegend hinaus. Ein malerisches Gewirr bewaldeter Hügel und tiefeingeschnittener Schluchten, burg- und ruinengekrönter Kuppen und langgestreckter, staffelförmig hintereinander aufragender Bergkämme, unter denen besonders der breite Rücken des Meißners auffiel, begrenzte den Horizont. Im Vordergrunde breitete sich gleich einem lachenden Garten Gottes das Werratal vor den Blicken aus. Wie ein heller, blitzender Silberstreif schimmerte der Fluß im Glanze der Morgensonne herüber. Freundlich grüßten, von einem grünen Kranze ragender Obstbaumwälder umsäumt, Dächer und Kirchtürme einzelner Dörflein aus der Tiefe des Tales herauf; weiter zur Linken sah man, umflossen von einem wogenden Nebelmeere, die Zinnen und Türme eines Städtleins im Sonnenglanze blinken.

In einem Wiesengrunde, der wie eine grüne Bucht sich rechter Hand unten zwischen den Bergen hinaufwand, fand der Graf die Aussage des Soldaten bestätigt. Der Haufe schien, nach den verschiedenen Zurüstungen zu urteilen, die man auf der Wiese wahrnehmen konnte, erst soeben angekommen zu sein. Die Mannschaften hatten sich über das freie Feld und nach dem jenseits des Grundes sich dehnenden Walde zerstreut; Feuer flammten unten auf; ein paar Leute bemühten sich, Zeltpflöcke einzurammen; vernehmlich klang ihr Lachen und Schwatzen aus der Tiefe herauf. Weiter oberhalb sah man, von Reiterjungen bewacht, eine Anzahl Pferde im Grase weiden. Zwischen den Pferden aber und dem entstehenden Zelte hielt eine Gruppe, bei deren Anblick Graf Waldstein nur mit Mühe einen lauten Ausruf der Freude unterdrückte; neben einem angeschirrten Wagen hockten einige Männer im Grase und einige Schritte seitwärts drei Frauen. Kein Zweifel, es waren die Gefangenen. Ein Krieger näherte sich der Gruppe. Dicht vor den Frauen hemmte er seinen Schritt. Die höfische Art, mit der er sich vor ihnen verbeugte, die ganze Haltung verriet den tollen Hans.

Des Obristen Herz jubelte.

„Ha," murmelte er, und ein Lächeln grimmer Genugtuung flog über seine Züge, „haben wir dich, Freundchen, nun doch erwischt? Aber schau, wie sorglos sich der junge Lecker gebärdet; denkt wohl, es hab' jetzt

nichts mehr auf sich mit einer Verfolgung, daß er es nicht einmal der Mühe für wert gehalten hat, Posten auszustellen. Na, wie er sich wundern wird!"

Als die Offiziere kamen, hatte er bereits seinen Entschluß gefaßt. Er zeigte ihnen den Feind, bat sie, die örtlichen Verhältnisse genau ins Auge zu fassen, und setzte ihnen seinen Plan auseinander. Der Obristwachtmeister war Feuer und Flamme.

„Heisa," rief er, und sein Auge leuchtete, „endlich gefaßt! Und wahrhaftig, diesmal soll er uns nicht entwischen!"

Der Plan lief wie bei Hohlenfels, doch diesmal unter günstigeren Verhältnissen, auf eine vollständige Umzingelung des Feindes hinaus. Vier Fahnen sollten unter Führung des Obristwachtmeisters den breiten Waldweg auf dem Kamme des Berges verfolgen und die Höhen ringsum besetzen. Der Graf selbst hatte es übernommen, mit seinen Kürassieren sich des untern Ausgangs der Wiesenbucht zu bemächtigen. Eine Schlucht führte in schräger Richtung seitwärts zur Lichtung hinab; dort wollte er mit den übrigen Reitern hinabsteigen und den entscheidenden Augenblick abwarten. Sobald Herr von Gylfa seine Aufgabe im Rücken des Feindes gelöst haben würde — er hatte den weiteren Weg —, sollte er durch ein Hornsignal den Obristen verständigen. Darauf sollten alle gleichzeitig gegen die Lagernden vorbrechen.

Die verschiedenen Abteilungen rückten ab, um die verabredeten Stellungen einzunehmen.

Auf der Wiese hatte man in der Tat nicht die geringste Ahnung einer drohenden Gefahr. So nahe dem Fuggerschen Korps, das um jene Zeit die Werragegenden brandschatzte, glaubte sich der feindliche Führer in voller Sicherheit. Gleichwohl war seine Stimmung durchaus nicht rosig. Eine Falte tiefsten Unmuts lag auf seiner Stirn. Mit verzehrenden Blicken sah er auf Helene nieder, die, einen Ausdruck hoheitvoller Verachtung im Antlitz, allen seinen Reden ein beharrliches Schweigen entgegensetzte.

Jetzt stampfte er ungeduldig mit dem Fuße auf.

„Warum antwortet die Dame mir nicht?" rief er in verhaltenem Zorne; dennoch würde einem aufmerksamen Beobachter die heimliche Seelenqual nicht entgangen sein, die aus den Worten zitterte.

Zum erstenmal wandte Helene dem Sprechenden das tiefbleiche Antlitz zu.

„Warum?" wiederholte sie mit zuckender Lippe. „Kann der Mann, der die Schuld an meines Vaters Tode trägt, dem Mädchenraub und Vergewaltigung friedlicher Reisenden eine Heldentat dünkt, etwas anderes als die grenzenloseste Verachtung erwarten?"

„Verachtung? Nein, Dame, Euren Zorn mag ich verdienen, Eure Verachtung nicht!“ Düsteren Blickes fuhr er fort: „Der Tod Eures Vaters ist ein Unglück, das, wie oft soll ich es der Dame versichern, niemand mehr bedauert als ich selbst. Seid versichert, ich habe keinen Anteil daran! Ich selbst war tödlich erschrocken, als ich aus Eurem Munde — denn meine Kundschafter hatten gerade davon mir nichts berichtet — seinen Tod erfuhr. Wäre es nach meinem Willen ergangen, — wäre nicht, Gott strafe ihn, der Schwede gewesen, so wäre überhaupt kein Blut geflossen in der Unglücksnacht.“

Verwirrt, fast betroffen, blickte Helene bei dieser unerwarteten Eröffnung auf.

„Nach Eurem Willen kein Blut geflossen?“ wiederholte sie leise und zögernd. Ihr Antlitz zuckte; wie ein Sonnenstrahl huschte der Schimmer einer weicheren Regung darüber hin. Es war nur ein Augenblick. Mit strengem Gesicht fuhr sie in dem früheren, bitteren Tone fort: „Ei, ei, wer war es denn, der meinem armen Vater die furchtbare Drohung zugehen ließ? Wer hat den abscheulichen Überfall in Szene gesetzt? Ihr! Wollt Ihr das leugnen? Also habt auch Ihr alle die Menschenleben auf dem Gewissen, die dem nächtigen Kampfe zum Opfer gefallen sind. Geht, Fluchwürdiger, der Versuch, Euch reinzuwaschen von dieser Schuld, wird Euch mitnichten gelingen!“

„Den Teufel auch, Mädchen,“ fuhr jener erbleichend auf, „wollt Ihr mich verantwortlich machen für das Elend des Krieges? Ich stehe in des Kaisers Solde. Warum war Euer Vater so unklug, in meiner Person des Kaisers Majestät zu beschimpfen? Ich hatte lange genug Schonung geübt. Dennoch —“

„Ha, in des Kaisers Solde!“ unterbrach ihn das Fräulein. „Und mit dieser nichtigen Ausflucht gedenkt Ihr durchzukommen vor dem unbestechlichen Richter dort oben? Ja, was sage ich, Euch zu rechtfertigen vor Eurem eigenen Gewissen?“

Der junge Obrist biß die Zähne zusammen. Er wollte eine zornige Erwiderung geben. Da zuckte er heftig zusammen. Aus dem Walde seitwärts schmetterte ein Trompetenstoß. Verdutzt erhoben die Soldaten, die sich just bei einem Imbiß und bei einem Schlucke Branntwein gütlich taten, ihre Köpfe. Im nächsten Augenblicke schnellten alle, bis auf die Gefangenen, empor. Die schwedischen Krieger sahen einander in freudigem Erschrecken an. Sie hatten das Signal erkannt.

„Töw!“ rief lachend über das ganze Gesicht Döntjeskaspar, „dit kann lustig warrn! Ji Schuwwejacks, wat ward ji nu seggen[1])?“

[1]) Warte, das kann lustig werden! Ihr nichtsnutziges Pack, was werdet ihr nun sagen?

Mit gespannten Gesichtern, das Herz klopfend in banger Erwartung, ungewiß, ob sie zu hoffen oder zu fürchten haben, blicken die Frauen in die Szene. Pferdegetrapp und Waffengeklirr dringt an ihr Ohr; von unten und oben donnert es heran; und jetzt bricht's auch seitwärts aus dem Wald hervor mit lautem Geschrei.

Den Wiesengrund hinauf schallt überlaut die Stimme des tollen Hans:

„Die Pferde herbei!"

Es war zu spät. Schon sprengt, den blitzenden Flamberg in der Faust, den Seinen voran Graf Waldstein den Grund herauf. In sinnloser Angst haben, kaum, daß sie der Feinde gewahr geworden sind, die Reiterjungen sich auf die ihrer Obhut anvertrauten Pferde geschwungen; wie toll rasen sie, ihre eigenen Herren niederreitend, über Feuerstellen und Gerätschaften hinweg das Tal hinab — dem von unten anstürmenden Feinde gerade entgegen.

Inmitten der Verwirrung steht, Zorn und Wut im Blick, todbleich vor Überraschung und Ärger, der tolle Hans. Er hat ein Pistol aus dem Gürtel gerissen und legt auf den heranstürmenden Obristen an. Der Schuß kracht; in demselben Augenblicke fährt ihm selbst der blanke Stahl eines Reiterdegens durch die Brust. Mit einem Wehelaute, den Blick mit einem seltsam traurigen Ausdruck auf des Fräuleins Antlitz gerichtet, bricht er zusammen. Mit blutendem Gesicht — der Schuß hatte seine Wange gestreift — hat sich Graf Waldstein vom Pferde geschwungen; ohne der Wunde zu achten, stürzt er mit dem Freudenrufe dem Fräulein entgegen:

„Haben wir Euch glücklich gefunden, mein armes Kind?"

Vor Bewegung keines Wortes mächtig, zitternd, weinend, sank ihm Helene in die Arme. Liebkosend fuhr seine Hand über ihren Scheitel hin, dann ließ er die Halbohnmächtige sanft aus seinen Armen ins Gras niedergleiten und eilte den Seinigen nach.

Zu tun gab es für ihn jedoch nichts mehr. Keiner der Feinde dachte an Widerstand. Der ganze Haufe geriet bis auf den letzten Mann in Gefangenschaft.

* * *

Graf Waldstein war zu den Frauen zurückgekehrt. Neben dem verwundeten kaiserlichen Obristen kniend, mühten sie sich mitleidvoll, mit ihren Tüchlein das Blut zu stillen, das wieder und wieder der Brust des Bewußtlosen entquoll. Helenens Züge drückten tiefe Bekümmernis aus. Aller Zorn, alle Bitterkeit war bei dem Anblick des Leidenden dahin-

geschmolzen. Träne um Träne tropfte von ihren Wangen nieder in das Gras. Gedankenvoll betrachtete der Obrist die Gruppe. Ein Zug des Bedauerns malte sich auf seinem Gesicht, als sein Blick die kräftige Gestalt, die geschmeidigen Glieder des geschlagenen Feindes überflog. Nachdenklich betrachtete er das schöne, edelgeformte Antlitz.

„Schade," murmelte er, „schade um den jungen Lecker! Wer sollte glauben, daß in einem so schönen Gehäuse so viel Hinterlist, ein so grausamer, gewalttätiger Sinn seine Wohnung habe?... Ein Szombat — ja, der Familienzug ist unverkennbar. Auch sie, die Selige" — er seufzte — „trug diese Züge. Wie er mit ihr wohl verwandt sein mag?"

Er beobachtete Elsbeth, die mit zitternder Hand an Kragen und Kleidern des Verwundeten nestelte. Sein Blick fiel auf die entblößte, blutende Brust.

„Traun, ein mörderischer Stoß!" sagte er. „Es war dein Gottfried, Elsbeth, der ihn ausgeführt hat. Gedachte wohl, seinen Herrn zu rächen, der gute Junge... Ah, was ist das?"

Mit einer blitzschnellen Bewegung beugte er sich nieder, einen Gegenstand zu besehen, den Elsbeth mit zitternden Händen emporreichte. Ein Beben flog durch seine Gestalt. Ein Medaillon, ganz demjenigen gleich, das er erst vor wenigen Tagen von Elsbeth empfangen hatte, schimmerte ihm an goldenem Kettlein entgegen.

„Öffnen, Elsbeth, öffnen!" rief er heiser. Eine gewaltige Aufregung hatte sich seiner bemächtigt; vor seinen Augen begann es zu flimmern; in tollem Wirbel stürmten, eine wogende Flut, die Gedanken durch seine Seele. Eine ganze Stufenleiter von Gefühlen — heftiges Erschrecken, Freude, aufflammende Hoffnung, tödlich nagender Zweifel — malte sich auf seinem Gesicht. Pochenden Herzens, mit verzehrender Ungeduld, folgte er den Bewegungen der alten Dienerin.

Er war indes nicht der einzige, dessen Gefühle durch den Anblick in Aufruhr versetzt wurden. Mit weitgeöffneten Augen starrte Jutta auf das kleine Goldherz in den Händen der Alten hin. Warum klopfte ihr Herz doch so ungestüm? . . . Unwillkürlich griff sie mit der zitternden Rechten nach ihrer Brust: welch eine wundersame Erinnerung, die plötzlich wie ein flammender Blitz ihre Seele durchzuckte! . . . Tastend glitten ihre Finger über das Kleid, wo sie das einzige barg, was ihr als Angedenken von der seligen Mutter geblieben, wo als sorgsam gehütetes Geheimnis ein Kleinod ruhte, von dem niemand, auch die Freundin nicht, eine Ahnung hatte — ein Gedenkschmuck, der — träumte sie denn, oder wachte sie? — dem zierlichen Gehäuse dort in Elsbeths Hand ja so wunderbar glich. . . Das Medaillon flog auf. Juttas Lippen entfuhr ein leiser Schrei: ein

Bild, das sie, ach, nur zu wohl kannte, das Miniaturbild einer wunderschönen Frau leuchtete ihr aus der goldenen Umrahmung entgegen; ein Grafenkrönlein, dessen Spitzen aus strahlenden Diamanten bestanden, war auf der Innenwand des Deckels mit dem Grabstichel eingeritzt; wie durch einen Flor erkannte sie den darunter eingestochenen Namen „Theobald“. . . .

Was hatte nur der Obrist? Mit hervorquellenden Augen sah er wie erstarrt auf das Bildnis nieder. Endlich kam wieder Leben in seine Gestalt. Seine Brust arbeitete heftig; in den Linien seines verwitterten Gesichts begann es zu zucken, zu wallen; in mark- und beinerschütternden Tönen entrang es sich von seinem Munde:

„O Gott, mein Gott, es ist mein Sohn!“

Und zur Erde neben den Verwundeten hinsinkend, weinte der starke Mann wie ein Kind . . . .

Mit einer unbeschreiblichen Empfindung, das Antlitz in Tränen gebadet, die Wangen bald blaß, bald rot vor innerer Erregung, sah Jutta den Weinenden an. Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Ja, ja, es ist sein Sohn, der Kleine, der Theobald“, schluchzte Elsbeth und nickte bedeutsam dem Fräulein zu, das mit starrem Blick und geisterbleichem Antlitz neben ihr kniete. „Seht hier“ — sie deutete auf das linke Ohr des Verwundeten — „das andere Erkennungszeichen: die kreuzförmige Narbe — ich selbst hab' sie ihm einst geritzt, als man ihn seiner sterbenden Mutter entriß — es ist kein Zweifel, er ist es.“

Da war es, als ob der Bann der Erstarrung, der Helenens Sinne und Glieder gefangen hielt, sich gewaltsam löste. Sie schnellte empor. Ein schluchzender Laut, der jedoch fast wie verhaltener Jubel klang, drang aus ihrer Brust.

„Sein Sohn?“ flüsterte sie. „Mein Gott, und ich werde nicht wahnsinnig?“

Ein Zittern durchflog ihre Glieder. Ihr Blick suchte die Freundin. Weinend glitt sie neben ihr im Grase nieder. Innig umschlungen ließen beide ihren Tränen freien Lauf.

Sechzehntes Kapitel.

Herr Joachim von Hogstraten und Fräulein Angelika.

Indem wir Vater und Sohn jetzt bis auf weiteres ihrem Geschick überlassen, bitten wir den Leser, uns zu einem einsamen Krankengemache zu folgen, um zu erfahren, was mittlerweile aus dem verschwundenen Doktor geworden ist. Das Zimmer, in das wir eintreten, liegt völlig abgeschlossen von der Außenwelt; unter den Fenstern dehnt sich ein von Scheunen und Stallungen umschlossener Hof aus; über den moosbedeckten Dächern der Nachbarschaft sieht man die bewaldeten Kuppen einiger Berghäupter ragen. In einem hohen Gardinenbette, dessen Vorhänge zurückgeschlagen sind, liegt ein Kranker. Es ist unser Freund, der Doktor. Kaum erkennen wir in der abgezehrten Gestalt mit dem hohläugigen Gesicht, den blutleeren, aschfarbenen Wangen den einst so kräftigen Mann wieder. — Mit halbgeschlossenen Lidern sah er wie träumend zu dem offenen Fenster empor, durch das die Abendsonne wie zum Gruße hereinlugte.

Die Tür öffnete sich. Erwartungsvoll sah Erno auf. Ein Schatten verdunkelte das Gemach. Er hörte einen leisen Tritt. Am Fußende des Bettes erschien eine männliche Gestalt. Die Tracht verriet den vornehmen Herrn. Der breite Samtkragen über dem gelbseidenen Kamisole war mit feinen Spitzen besetzt. Spitzen quollen aus den weiten Ärmelöffnungen des braunen Rockes wie aus den trichterförmig abstehenden Stiefelschäften; eine doppelt geschlungene goldene Kette, offenbar ein Ehrenzeichen, hing vom Halse auf die Brust herab. Hinter dem Herrn aber ward eine Erscheinung sichtbar, bei deren Anblick des Kranken Herz in freudigem Erschrecken erbebte. Soeben hatte er an Jutta gedacht, und nun — gaukelten ihm die Sinne ein lieblich Trugbild vor, oder war es wirklich Jutta, die dort über die Schulter des Fremden nach ihm lugte? ... Seufzend erkannte er bei genauerem Hinsehen die Täuschung. Die Dame war älter als Jutta. In ihrer Kleidung, einem einfachen dunkeln Hausgewande, konnte sie an eine Ordensschwester erinnern; nonnenhaft sah auch das Häubchen aus, das sie auf dem Kopfe trug. Im übrigen konnte die Ähn-

lichkeit immerhin kaum größer sein. Ihre Gestalt und Haltung, ihr Auge, jeder Zug ihres Gesichts erinnerte an die verlorene Braut. Einen wehmütigen Zug im Antlitz, schloß Erno die Augen.

Geräuschlos traten beide näher. Der Herr legte seine Hand auf des Kranken Haupt. Bei der Berührung schlug dieser die Augen auf.

„Wer seid Ihr?" fragte er leise.

Überrascht, den Kranken so ruhig und bei Besinnung zu finden, sah der Fremde seine Begleiterin an. „Endlich ein Hoffnungsschimmer!" flüsterte er und nickte. „Das Fieber gebrochen, Gott und den Heiligen sei Dank!"

Erno wiederholte seine Frage. Mit lächelndem Munde gab der Herr Antwort: „Ew. Ehren aufzuwarten: mein Name ist Hogstraten, Joachim von Hogstraten, seines Zeichens Hofrat und Doktor der Rechte, und diese hier" — er deutete auf die Dame — „des Herrn treue Pflegerin und gewissermaßen sein Arzt, meine Schwester Angelika. Hat der Herr Doktor noch Schmerzen?"

Mit großen Augen starrte, ohne die Frage zu beantworten, Erno den Sprechenden an. „Herr von Hogstraten", wiederholte er langsam. „Habe nicht die Ehre, Ew. Edeln und Dero Fräulein Schwester zu kennen. Aber woher wissen Ew. Edeln — Sie nannten mich Doktor —"

„Die Sache wundert Euch?" fiel Herr von Hogstraten in freundlichem Tone ein. „Sehr einfach, gelt, Angelika? Die Papiere, so in den Kleidern sich vorgefunden, haben über die Personalia erwünschtesten Aufschluß gegeben. Wir beide haben übrigens nicht wenig Sorge gehabt um unsern Herrn. Fast schien es, als wolle die Krankheit einen tödlichen Ausgang nehmen."

„Krankheit?" wiederholte Erno verwundert. „Nun freilich," — er lächelte trüb — „die schlimme Verwundung — die holprige Fahrt gestern abend — ich glaubte selbst mein Stündlein gekommen."

„So ahnungslos!" Herr von Hogstraten schüttelte bedauernd den Kopf. „Zehn Tage, mein Freund, habt Ihr, schwebend zwischen Tod und Leben, ohne Bewußtsein gelegen."

„Nicht möglich!" In ungläubigem Staunen fuhr der Kranke empor.

„Bitte, bitte, Herr Doktor!" nahm, über die heftige Bewegung erschrocken, zum ersten Male die Dame das Wort. Sie eilte herzu und drückte seinen Kopf sanft in die Kissen zurück. „Wollet Euch nicht echauffieren, ich bitte! Noch sind wir nicht völlig über den Berg."

Wie von einem Traume umfangen, sah der Kranke zu ihr auf. Diese Stimme — nein, konnte es möglich sein? — war es wirklich nicht Jutta, die soeben gesprochen hatte? ...

„Ja, ja, lieber Herr," bestätigte der Hofrat, „es ist, wie ich sage. Es war nicht allein die Verwundung — eine schwere innerliche Krankheit, die, nach den Äußerungen Eures Fieberwahnes zu schließen, in einer tiefen Melancholei, in Bekümmernis und heftigen Bewegungen Eures Gemütes ihren Grund haben mag, hat Euch fast an den Rand des Grabes gebracht. Zehn schwere Tage sind es her, in denen wir mehr als einmal glaubten die Hoffnung aufgeben zu müssen."

„Du liebe Zeit," murmelte der Kranke erschöpft, „schon zehn Tage!" Er suchte seine Erinnerungen zu sammeln. Wie war es doch? Den Auftrag seines Obristen auszurichten, war er, das Herz noch voll von allem, was er an dem Tage gehört und erlebt hatte, mit seiner Begleitung seines Weges geritten: da war das Unerwartete, das Schreckliche geschehen. Von tückischem Geschosse aus heimlichem Hinterhalte getroffen, waren die Krieger, war er selbst vom Pferde gestürzt. Noch klingt der erschreckte Aufschrei des Zigeuners in seinem Ohre; wie im Traume oder Halbschlafe sieht er allerhand Gestalten sich vor seinen Augen bewegen; er fühlt sich emporgehoben ... Das Bewußtsein schwindet, kehrt jedoch später wieder. Räderrollen, eine ratternde Bewegung verrät ihm, daß er sich in einem Wagen befindet; die Erschütterung des Körpers, durch die Schwankungen des Gefährts auf dem holprigen Wege verursacht, bereitet ihm die heftigsten Schmerzen; dann wird's abermals vor seinem Geiste dunkle Nacht. Und Nacht blieb es; bis zu seinem Erwachen vor wenigen Stunden war alle Erinnerung wie ausgelöscht. Wie er auch sann und sann, einen Anknüpfungspunkt zu finden: es war vergebens.

Nachdenklich ruhten des Hofrats Blicke auf seinem verfallenen Gesicht. „Ich denke," wandte er sich an die Schwester, „wir lassen unsern Herrn für heute in Ruhe. Die Schwäche ist noch zu groß. Du, liebe Angelika, wirst ihm jetzt ein kräftigend Süpplein besorgen."

Beide nickten ihm zu und verließen das Zimmer. In einer schwer zu beschreibenden Stimmung sah Erno den Abgehenden nach.

In trüber Flut wogten Fragen, Gedanken, allerlei schwermütige Vorstellungen durch seine Seele. Wo befand er sich eigentlich? Wieder kehrten seine Gedanken zu dem Ereignisse zurück, das eine so traurige Wendung seines Geschicks herbeigeführt hatte. Sein Weg schien so sicher zu sein, nicht das geringste Anzeichen deutete auf eine Gefahr — und doch lauerte auf seiner Fährte der Tod! Wie sollte er sich das Ganze erklären? Hatte der Kaiserliche etwa Wind bekommen von dem Anschlage, den Graf Waldstein wider ihn vorbereitete? Großer Gott, — ein heftiges Erschrecken malte sich auf seinem Gesicht — wenn das der Fall war, was mochte dann aus seinem Grafen und dessen Anschlage geworden

sein? Allein im Schlosse, von den Seinigen abgeschnitten, — er mochte sich die Folgen nicht ausdenken. Ein schmerzliches Stöhnen entquoll seiner Brust. Der Kopf schmerzte ihm von all dem Denken; von Trauer und Müdigkeit übermannt, schloß er die Augen. — —

Herr von Hogstraten hatte die Wahrheit gesagt. Die Verwundung, an sich weniger gefährlich als der dadurch entstandene heftige Blutverlust, hatte eine wahrscheinlich schon lange im Körper schlummernde Krankheit zum Ausbruche gebracht, die in ihrem Verlaufe fast tödlich geworden wäre. Langsam ging es mit Ernos Genesung vorwärts. Seine Wärter behandelten ihn mit einer ausnehmenden Rücksicht und Aufmerksamkeit. Die sorgsamste Pflege ward ihm zuteil. Jedem seiner Wünsche kamen sie in liebenswürdigster Weise zuvor. Eins jedoch befremdete ihn je länger, je mehr. Wiederholt hatte er versucht, die Geschwister über die Umstände auszuforschen, denen er den Aufenthalt in dem gastlichen Hause verdankte, wiederholt sich nach dem Namen des Orts und der Gegend erkundigt; aber merkwürdig: wie geflissentlich wichen sie, sowie die Rede auf diese Dinge kam, immer wieder seinen Fragen aus.

Eines Tages — Angelika hatte ihm soeben sein Krankensüpplein gereicht — brachte er wieder das Gespräch darauf. „Warum," fragte er unzufrieden, „warum läßt Fräulein und Dero Herr Bruder mich über diesen Punkt so beharrlich in Unwissenheit? Es dünkt mich so sonderbar!"

Diesmal gab Angelika Antwort. „Der Herr Doktor zürne nicht!" erwiderte sie freundlich. „Ein Versprechen bindet meinem Bruder und somit auch mir einstweilen den Mund. Will's Gott, wird ihm später über alles vollkommene Aufklärung werden. Nur so viel darf ich dem Herrn Doktor zu wissen tun, daß man, da Euer Zustand den längeren Transport nicht vertrug, Euch einem Krankenhause übergeben hatte. Wir hörten davon. Mein Bruder besuchte Euch; Euer Zustand jammerte den menschenfreundlichen Mann. Gegen das Versprechen, über alles, was mit Eurem Hiersein zusammenhängt, bis auf weiteres ein unverbrüchlich Schweigen gegen Euch zu beobachten, erlaubte man ihm, Euch im eigenen Heim zu verpflegen. So forsche denn der Herr Doktor nicht weiter! Er ist" — sie lächelte — „nicht der erste, der, von leiblichem Siechtum geplagt, in diesem Hause Pflege und Genesung gefunden hat, wolle also gänzlich versichert sein, daß er bei uns wohlaufgehoben ist, daß er sich hier unter Leuten befindet, die ihm wohlwollen und aufrichtig sein Bestes erstreben."

Befremdet schüttelte Erno den Kopf. Er unterließ es fortan, weiter zu fragen. Aber seine trübe Stimmung wurde dadurch kaum gebessert. Fort und fort grübelte er über seine Lage nach. Allerdings, ein klein wenig

Licht war ihm durch Angelikas Rede geworden. Sie hatte von der Unmöglichkeit eines längeren Transportes gesprochen. Also konnte man ihn nicht allzuweit von dem Orte, wo der Überfall erfolgt war, fortgeschleppt haben. Wohin hatte man ihn gebracht? Verschiedene Umstände hatten ihm keinen Zweifel gelassen, daß er sich in katholischer Umgebung befand. Die Bevölkerung des Harzes war, soweit seine Kenntnis reichte, protestantisch. Aber — er griff nachdenkend an seine Stirn — grenzte nicht mittagwärts an das Gebirg das katholische Eichsfeld? Er stutzte — der Schluß, daß er sich in einer Gegend des Eichsfeldes befinden müsse, lag so nahe, daß er sich fast wunderte, nicht früher darauf verfallen zu sein. Je länger er über die Vermutung nachdachte, desto mehr gewann sie in seinen Augen an Wahrscheinlichkeit.

Aber wozu, wenn die Vermutung zutraf, wozu dann eine so hartnäckige Geheimtuerei? Der Versicherung Angelikas, daß den Geschwistern ein Versprechen den Mund verschließe, durfte er (davon war er überzeugt) Glauben schenken. Aber warum hatte man für nötig erachtet, von ihnen ein solch Versprechen zu fordern? Wer waren die Leute, die im letzten Grunde über sein Los zu bestimmen hatten? . . . Er hatte sich so lange des Gedankens getröstet, daß er, die Freiheit wieder zu erlangen, nach seiner Wiederherstellung werde ein Lösegeld zahlen müssen. Aber wie sah es mit der Möglichkeit einer Ranzionierung aus, wenn er nicht einmal erfahren durfte, in wessen Gewalt er sich befand? Ein eigentümlicher Verdacht beschlich seine Brust: wie, wenn es bei der ganzen Sache gar nicht auf ein Lösegeld, sondern auf ganz andere Zwecke abgesehen war? Was hatte man mit ihm vor? . . .

Die Zeit verstrich. Seine Kräfte waren allmählich so weit erstarkt, daß er täglich auf etliche Stunden das Bett verlassen und an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen durfte. Den Genesenden aufzuheitern, seinem Geiste Anregung und zerstreuende Beschäftigung zu gewähren, hatte ihm der Rat das Bibliothekzimmer, ein Gemach im Erdgeschosse des weitläufigen Gebäudes, das von den Geschwistern zugleich als Wohn- und Speisezimmer benutzt wurde, zum täglichen beliebigen Aufenthalt angeboten. Gern war Erno der Einladung gefolgt. Dabei geschah es, daß er auch mit den andern Hausgenossen, den Schreibern und Dienern des Hofrats und ein paar alten Mägden, in Berührung kam. Die Leute begegneten ihm mit einer Ehrerbietung, über die er sich wunderte. Die Mägde knickften, so oft er vorüberging; Diener und Schreiber überboten einander an Dienstbeflissenheit. Nur der Versuch, mit dem einen oder andern gelegentlich ein Gespräch anzuknüpfen, gelang ihm nie. Sogar ihre eigene Unterhaltung verstummte, wenn der Gast in der Nähe sich

blicken ließ. Ihr ganzes Verhalten war offenbar durch höhere Weisung geregelt. Dennoch geschah es eines Tages, daß er einige Worte eines Zwiegespräches erlauschte, die sicher nicht für seine Ohren bestimmt waren. Die Sprechenden, zwei Schreiber, schritten den Hausgang entlang; ohne sein Kommen zu bemerken — er stieg gerade die Treppe herab —, sprachen sie von Waffenerfolgen, die, wie verlaute, die Hessischen kürzlich im Eichsfeld errungen hätten. Der Lauscher stutzte: das Land war also von den Hessen besetzt? Ein tiefer Atemzug hob seine Brust: das Rätsel, das ihn so lange beschäftigt und beunruhigt hatte, hatte seines Bedünkens eine sehr einfache Lösung gefunden. Galt es, der Möglichkeit einer Verständigung mit dem Feinde und einer gewaltsamen Befreiung des Gefangenen vorzubeugen, so mußte freilich, wer sich auf seine Ranzionierung Rechnung machte, klüglicherweise bedacht sein, seinen Aufenthaltsort zu verheimlichen.

Erno fiel ein Stein vom Herzen bei dieser Entdeckung. Er lächelte: die trüben Befürchtungen, denen er sich eine Zeitlang ergeben hatte, waren also unnütz gewesen. Die Wahrnehmung hatte zur Folge, daß sein Verkehr mit den Geschwistern sich von der Stunde an herzlicher gestaltete. Je länger, je mehr fühlte er sich wohl bei diesem seltsamen Geschwisterpaare. Die gleichmäßig ruhige Heiterkeit, die des Hofrats Benehmen kennzeichnete, nahm den Gast täglich mehr für den Gastfreund ein. Angelika vollends, deren auffallende Ähnlichkeit mit Jutta ihn schon anfangs so mächtig bewegt hatte, zog ihn wunderbar an. So oft der Klang ihrer melodischen Stimme sein Ohr erreichte, ihre Gestalt, ihr feines Gesicht mit den klugen Augen vor seinen Blicken auftauchte, meinte er sich in die leibhaftige Nähe der Geliebten entrückt. Und die Ähnlichkeit war durchaus nicht nur äußerlich. Auch Geist und Gemüt wiesen gemeinsame Züge auf. In rührender Selbstlosigkeit für andere zu sorgen, schien für Angelika Bedürfnis zu sein. Den Hofrat, ihren Bruder, liebte sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Jeden Wunsch las sie ihm sozusagen von den Augen ab. Ein Lächeln der Zufriedenheit auf seinem Antlitz hervorzuzaubern, machte sie glücklich. Und er, der sich oft scherzend ihren verwöhnten Liebling nannte, vergalt ihre aufopfernde Liebe mit einer so rücksichtsvollen zartsinnigen Aufmerksamkeit, daß der stille Beobachter an dem Anblicke seine helle Freude hatte. Auch die übrigen Hausbewohner schienen sich unter dem sanften Zepter Angelikas außerordentlich wohl zu befinden; mit wahrer Verehrung sahen alle zu dem Fräulein empor, das mit so feinfühliger Berücksichtigung persönlicher Eigenart für die Bedürfnisse ihrer Umgebung sorgte, mehr durch freundliche Blicke als durch Worte regierte, sie durch ihre Sanftmut alle am Gängelbande leitete

und das Hauswesen so trefflich in Ordnung hielt. Auch die persönlichen Verhältnisse des Gastes waren ihr kein Geheimnis geblieben. Wenige teilnehmende Fragen, die sie nach kluger Frauenart an ihn gerichtet und die er mit aller Offenheit beantwortet hatte, hatten genügt, sie über die Ursache seiner oft so trüben Gemütsstimmung aufzuklären. Ihre Teilnahme an seinem Geschick hatte durch die Erkenntnis ersichtlich neue Nahrung bekommen. Den Schwermütigen aufzuheitern, lud sie ihn, wenn nach Beendigung der Mahlzeit sich der Hofrat in sein Arbeitszimmer zurückzog, öfters ein, noch ein Stündchen im Zimmer zu verweilen; mit welcher Teilnahme lauschte sie dann, mit irgendeiner zierlichen Handarbeit beschäftigt, seinen Klagen, und wie war sie beglückt, wenn sie sah, wie unter ihrem sanften Zuspruche die Stirn des ernsten Mannes sich zu glätten begann und sein Auge wieder aufleuchtete in Hoffnung und Lebensfreude.

So waren wieder einige Wochen vergangen, da geschah es eines Abends, als man soeben abgespeist hatte, daß das Gespräch auf die Kriegsereignisse kam. Angelika, die eine Weile schweigend zugehört hatte, seufzte plötzlich tief auf. „O dieser schreckliche Krieg," sagte sie, „wann wird dieses Blutvergießens einmal ein Ende sein? Dieser unselige Zwiespalt, welchen Jammer hat er nicht schon gebracht über unser Vaterland!"

„Ja, freilich, unermeßlichen Jammer!" bestätigte Erno traurig. Er dachte an das Schicksal seiner unglücklichen Vaterstadt.

„Wer wollte deinen Wunsch nicht teilen, liebe Angelika?" bemerkte der Hofrat nach einer Pause. „Nun, ich freue mich, es sagen zu dürfen, daß immerhin Aussicht auf einen baldigen Frieden, ja auch auf eine endliche Beilegung des kirchlichen Zwiespalts vorhanden ist. Wie ich höre, sollen hervorragende Theologen beider Teile bemüht sein, eine Ausgleichung der streitigen Lehren zu erzielen und so einer kirchlichen Wiedervereinigung der Protestanten mit den Katholiken die Wege zu bahnen."

Der Doktor machte große Augen. „Daß solche Absichten", entgegnete er unbefangen, „vorhanden sind, bezweifle ich nicht; in Helmstedt, wo ich mich eine Zeitlang Studierens beflissen habe, wurde wenigstens davon geredet; aber" — er schüttelte den Kopf — „daß solche Bestrebungen Erfolg haben werden, das glaube ich nimmermehr. Solange der römische Stuhl seine Primatansprüche, sein angeblich Herrscherrecht über Glauben und Gewissen der Christenheit behauptet, solange man auf jener Seite nicht aufhört, unser evangelisch Bekenntnis, daß der Mensch gerecht werde vor Gott ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben, mit dem Bannfluche zu belegen, so lange ist jede Hoffnung auf Wiedervereinigung eitel."

Der Hofrat wiegte lächelnd das Haupt. „Dieser alte Zankapfel," rief er, „das Kapitel von der Rechtfertigung! Und doch beschreiben die Eurigen, wenn ich anders als Laie recht berichtet bin, den Glauben also, daß ich nicht einsehe, warum eine Verständigung mit den Unsern nicht sollte möglich sein. Ein Vertrauen, eine Zuversicht des Herzens, sei der Glaube, so heißt es bei Euch. Ist aber solch Vertrauen nicht ein Willensaktus, also ein Werk, eine Tätigkeit des Geistes und Herzens? Ergo [1]), warum sträuben sich die Eurigen, es anzuerkennen, daß Werke allerdings erforderlich seien, die Rechtfertigungsgnade zu erlangen?"

„Die Rechtfertigungsgnade durch Werke erlangen?" gab Erno zurück. „O nein, Ew. Edeln, das ist unmöglich. Des Glaubens ‚Werk' ist, auf ein fremd Werk, ein fremd Verdienst, auf das Werk und Verdienst unsers Heilands Jesu Christi, sich zu gründen in aller Zuversicht. Nein, nein, zur Rechtfertigung, so ja nicht ein Vorgang im Menschenherzen, sondern in Gottes Herzen ist — ein gnädiger Richterspruch Gottes, eine Absolvierung und Lossprechung von Sünden —, verhelfen unsere Werke uns nimmermehr! Ein reines Gnadenurteil, ergangen in der Auferweckung unsers Mittlers von den Toten, wird solche Rechtfertigung ausgerufen und der Welt verkündigt im Evangelio, damit der Bußfertige sich ihrer getröste durch den Glauben. Kurz, die Vergebung der Sünden, frei und umsonst dargeboten im Evangelio, nur sie ist unsere Rechtfertigung. Der Glaube aber ergreift diese Rechtfertigung — gleich der Bettlerhand, in die ein anderer eine Gabe legt. Nein, nein, mit der Gerechtigkeit der Werke ist's nichts."

Woran dachte Angelika? Mit weltentrücktem Blicke starrte sie den Redenden an. Ein förmlich andächtiger Zug lag auf ihrem Gesicht. Wie Stimmen aus einer andern Welt klangen die Worte in ihrem Herzen nach. Des Rates Miene blieb unbewegt.

„Der Herr Doktor", versetzte er höflich, „hat mich nicht widerlegt. Der Glaube, so sagt Ihr, ergreife die Rechtfertigung; nun wohl, so muß sich der Mensch doch entscheiden — selbst entscheiden für die Annahme des Heils, will er anders dessen teilhaftig sein. Die Sache" — ein feines Lächeln umspielte seine Lippen — „steht also doch so, wie sie unsere Theologen lehren, nämlich, daß bei Erlangung der Rechtfertigungsgnade zwei Ursachen zusammenwirken: der menschliche Wille und die göttliche Gnade. Die Logik ist eben unerbittlich. Und es ist mir ein erfreulicher Gedanke, daß sie schließlich werde Siegerin bleiben."

Die Bemerkung sowohl wie die verblüffende Sicherheit, mit der

[1]) Folglich.

Herr von Hogstraten den Einwand vorbrachte, überraschte den Doktor. Nicht imstande, sogleich darauf Antwort zu geben, sah er mit einem unbehaglichen Gefühle vor sich nieder.

Bemerkte der Hofrat seine Verlegenheit? Mit einem lächelnden Blick auf Angelika stand er auf.

„Ich denke," sagte er, „wir brechen unsere Unterredung ab. Wir langweilen Schwester Angelika mit unserem Geschwätze."

Wie aus einem Traume erwachend, hob Angelika ihr Auge zu ihm empor.

„Mich langweilen? O nein, Joachim! Was gäb' ich drum, hätt' ich unwissend Mädchen Gelegenheit, öfter solcher Rede zu lauschen!" Sie seufzte.

Verwundert sah Erno auf. Sein Herz wurde warm bei dieser unerwarteten Äußerung. Ein Schimmer der Freude huschte über sein ernstes Antlitz; wie eine Stimme von oben fuhr es ihm durch den Sinn: wie, wenn ihn Gott als Werkzeug gebrauchen wollte, dieser vereinsamten, suchenden Mädchenseele die Pforten des Heiligtums, den lebenspendenden Born der Wahrheit zu öffnen? Wenn die ihn unaufhörlich beschäftigende, quälende Frage: warum mußte doch alles so kommen? — wenn das Rätsel dieser dunkeln Führung solcherweise eine wunderbare Lösung fand? . . .

„Ich bin Ew. Edeln", bemerkte er, indem er sich gleichfalls erhob, „noch eine Antwort schuldig. Wenn es Fräulein Angelika wünscht — ich für mein Teil bin gern bereit, ein andermal über das berührte Thema des weiteren mit dem Herrn Hofrat zu reden."

„O wirklich?" rief Angelika. Ein warmer Blick der Dankbarkeit lohnte dem Sprechenden. „Gelt, Joachim," wandte sie sich an den Bruder, „du nimmst dieses Erbieten an?"

* * *

Der Wunsch Angelikas ging in Erfüllung. Fortan ging fast kein Tag ohne eine Erörterung kirchlicher Lehrfragen vorüber. Aber es war merkwürdig: die Freudigkeit, mit der Erno anfangs auf die Besprechung dieser Dinge eingegangen war, machte sehr bald einem ernüchternden Gefühle der Enttäuschung Platz. Die Schuld lag nicht an Angelika; was ihn bedrückte, war die ungünstige Rolle, die er selbst mehr oder weniger bei diesen Gesprächen spielte. In anscheinend harmloser Weise wußte der Rat durch seine Fragen der Unterredung wiederholt eine Wendung zu geben, die irgendeinen schwachen Punkt in Ernos Darstellung bloßlegte. Auf Schriftgründe ließ er sich selten ein. Philosophie

und Dialektik, das waren die Waffen, mit denen er kämpfte. Und arglos, ohne bei den Spitzfindigkeiten des Rates an eine besondere Absicht zu denken, ließ sich Erno immer aufs neue vom klaren Schriftgrund hinweg auf den schlüpfrigen Boden der Spekulation verlocken. So geschah es, daß er, durch die scharfsinnigen Folgerungen seines Gegners verwirrt, immer häufiger am Ende nichts mehr zu sagen wußte. Er ärgerte sich. Je länger je mehr kostete es ihn Mühe, bei solchen Gesprächen seine Ruhe zu bewahren, und mehr als einmal kam ihm der Gedanke, ob es nicht eigentlich töricht gewesen sei, daß er dem Rate diese Art gegenseitigen Verkehres erlaubt habe. Und doch bot ihm dies geistige Waffenspiel in seiner Vereinsamung auch wiederum so viel Anregung, daß er, wenn die Erörterung einmal mehrere Tage geruht hatte, schließlich selbst die Wiedereröffnung des Kampfes herbeisehnte. Und vollends, wenn er an Angelika dachte, ihr Gesicht sich vergegenwärtigte, wie sie, ohne sich je selbst in die Unterredung zu mischen, stets so andächtig dem Wechselgespräche lauschte, dann wollte es ihn geradezu als ein Unrecht bedünken, einen gänzlichen Abbruch der Auseinandersetzung zu wünschen.

Der Rat hatte, da mittlerweile seine Heilung rasch fortgeschritten war, mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit ihm die Erlaubnis erteilt, sich in den Grenzen des klostermäßig abgeschlossenen Gehöfts nach Belieben zu ergehen. Von dieser Erlaubnis machte er, so oft es das Wetter zuließ, fleißigen Gebrauch. Die Seitenflügel des schloßartigen Gebäudes schlossen einen Hofraum von ziemlich beträchtlichem Umfange ein. Eine Linde stand darin, deren breite Krone einen Springbrunnen beschattete. Mehr nach hinten dehnte sich, von einer Mauer begrenzt, eine Gartenanlage aus. In buntem Gemische wechselten Ziersträucher, Gras- und Blumenbeete miteinander ab, bis das Ganze in einem glatt verschnittenen Laubengange dicht unter der Mauer seinen malerischen Abschluß fand. In diesen Anlagen brachte er lustwandelnd einen großen Teil des Tages zu. Eine Nische in der Mauer, wie eine Grotte gestaltet und von Efeuranken dicht umsponnen, war sein Lieblingsplatz. Eine Moosbank stand darin, auf der saß oder lag er oft stundenlang. Eine bogenförmige Öffnung in dem Laubengange gegenüber ließ die Aussicht auf Hof und Garten frei. Welch eine köstliche Stille, die ihn hier umfing, welch eine wohlige Ruhe, wohltuend für Geist und Leib. Wenn er müde war, wenn er kummerbedrückt allein sein wollte, dann zog er sich am liebsten nach der Grotte zurück, streckte die Glieder auf der Moosbank aus, lehnte den Kopf hintenüber gegen das Efeugerank, verschränkte die Arme und überließ sich seinen Gedanken. Wie köstlich ließ sich's hier sinnen und träumen! Träumend horchte er hin, wenn vom Hofe so traumverloren das Plätschern

des Brunnens herüberdrang; träumend betrachtete er das wechselnde Farbenspiel, wenn, durch die schattenden Zweige huschend, der Sonnenstrahl seine neckischen Lichter über Gräser und Blumen warf, so daß diese bald schillernd erglänzten, bald wieder sich wie mit einem zarten durchsichtigen Schleier bedeckten. Der Anblick regte zu Betrachtungen an: die wehmütige Frage, ob wohl auch ihm nach so vielen verdunkelnden Schatten noch einmal ein Sonnenblick irdischen Glückes vergönnt sein werde, bewegte sein Gemüt; Seufzer entrangen sich seiner Brust, und die Seufzer wurden zum stillen Gebete ...

Siebzehntes Kapitel.

Meister Grünbaum.

Wieder einmal saß Erno — es war an einem sonnigen Nachmittage gegen Ende September — an dem ihm so liebgewordenen Platze. Seine Züge drückten tiefen Gram und Mißmut aus; in dem Gespräche, das er heut über Tische mit dem Hofrate gehabt hatte, war er durch dessen Schlußfolgerungen so in die Enge getrieben worden, daß er Dinge zugegeben hatte, deren er sich jetzt bei ruhigerem Nachdenken schämte. Lebhafter als sonst sehnte er das Ende seiner Gefangenschaft herbei. Seine Gesundheit war nahezu wiederhergestellt — warum hielten sich jene, die sich auf die Ranzion Rechnung machten, mit ihren Ansprüchen so beharrlich im Hintergrunde? Er konnte doch nicht ewig Gefangener sein ... Seufzend lehnte er sich gegen die Mauer zurück. Ein unsagbar schmerzliches Gefühl, nagend wie Heimweh, beschlich seine Brust. So mag's dem gefangenen Vöglein zumute sein, das hinter dem vergoldeten Gitter seines Käfigs von sonnigen Auen, rauschenden Wäldern und murmelnden Bächlein träumt. Der arme Schelm sehnt sich, in goldener Freiheit den ungemessenen Himmelsdom zu durchfliegen und muß mit verschnittenen Flügeln seine Zeit im Käfig vertrauern ...

Plötzlich horchte der Betrübte verwundert auf. Wachte oder träumte er? Sang da jemand, oder täuschte sein Ohr ihm Töne vor, die nur der Widerhall seines eigenen unruhig klopfenden Herzens waren? Aber nein, das klang so tröstlich, so beruhigend — von einer Sinnestäuschung konnte keine Rede sein. Eine zitternde Männerstimme sang ein evangelisch Lied. Leise wie Geisterhauch schwebten die Klänge die Wände der Grotte entlang. Lauschend vernahm er die Worte:

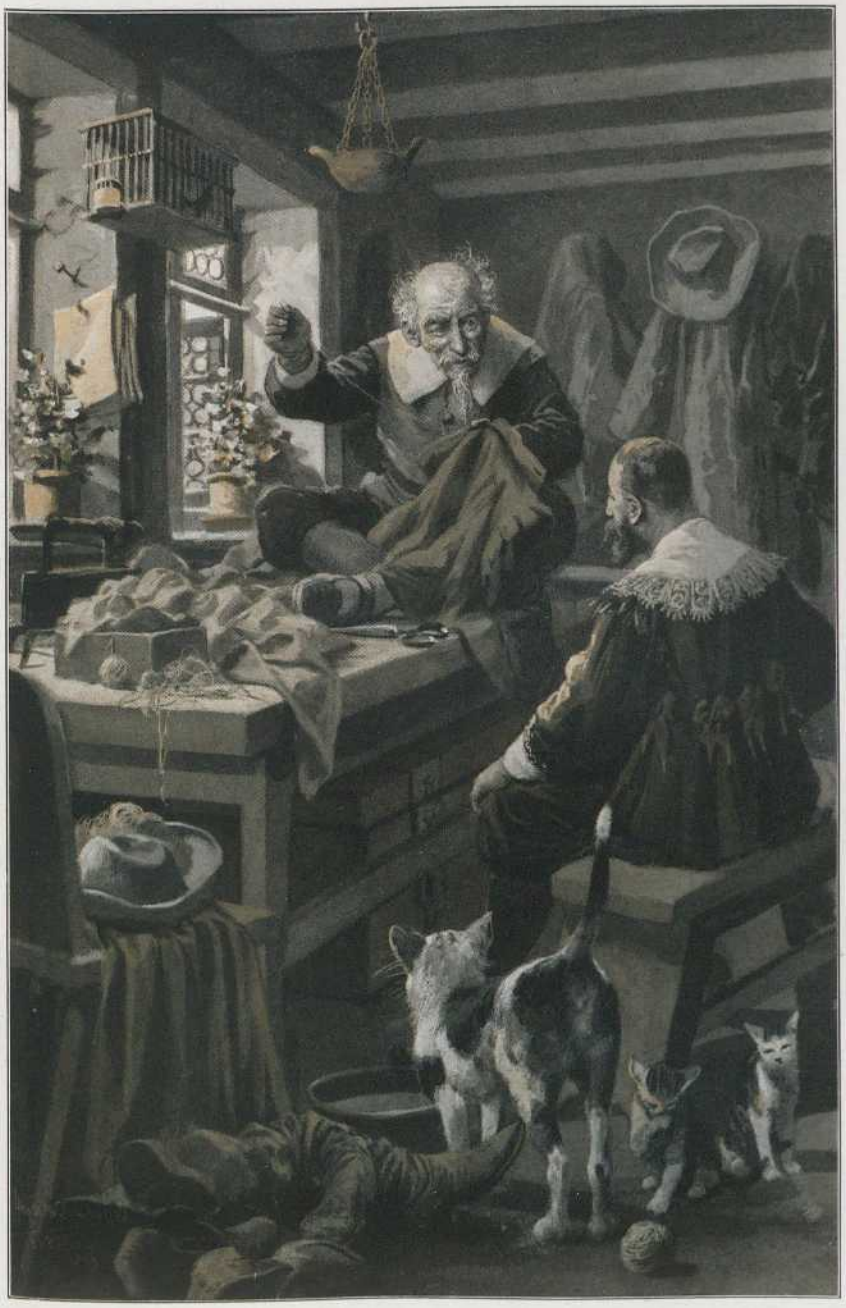
„Die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ,
Nicht unser, sonder dein ja ist;
Darum so steh du denen bei,
Die sich auf dich verlassen frei.

„Dein Wort ist unsers Herzens Trutz
Und deiner Kirchen wahrer Schutz;
Dabei erhalt' uns, lieber Herr,
Daß wir nichts anders suchen mehr.

„Gib, daß wir leb'n in deinem Wort
Und darauf ferner fahren fort
Von hinnen aus dem Jammertal
Zu dir in deinen Himmelssaal."

Der Gesang verstummte. Ein wundersam wonniges Gefühl durchströmte des Lauschenden Brust. „Mitten unter römischem Volk ein lutherisch Lied!" flüsterte er staunend, und sein Antlitz strahlte. Aber wer war der Sänger? War es denn überhaupt möglich, daß es in solcher Umgebung noch jemand gab, der solche Lieder sang? . . . Er sah suchend umher; auf dem Hofe war kein Mensch zu erblicken; es war klar, der Gesang mußte von außen kommen; aber wie rätselhaft, daß die leisen Töne die umschließende dicke Mauer durchdringen, den Lauscher in der Grotte erreichen konnten . . . Ein Gedanke durchblitzte ihn. Er stand auf, bog den dicht wuchernden Efeu an der hintern Grottenwand zur Seite, und das Rätsel war gelöst. Eine große Öffnung gähnte ihm entgegen; die Mauer, dort schwächer als anderwärts, war vollständig geborsten. Bei näherem Hinsehen fand er, daß der Mörtel, das ganze Steingefüge dort jüngeren Datums als die übrigen Mauerteile waren; an der Stelle mochte ehemals eine Pforte gewesen sein. Ein wilder Rosenstrauch, der draußen an der Mauer wurzelte, streckte seine efeuumsponnenen Zweige durch die Lücke. Staunend betrachtete unser Freund den Spalt. Ob der Hofrat, fragte er sich lächelnd, ihm wohl diese Ausflüge in Hof und Garten gestattet haben würde, hätte er von diesem Umstande eine Ahnung gehabt? Jedenfalls war es nur der ungewöhnlichen Dichtigkeit des Efeugerankes zu verdanken, daß noch keiner der jetzigen Hausbewohner die Entdeckung gemacht hatte.

Er bog die stachligen Rosenzweige zurück, brachte seinen Kopf in die Öffnung und sah hinaus. Ein kleiner umfriedigter Hofraum, eine Düngerstätte, auf der sich just einige Hühner herumtrieben, und die Rückseite eines einstöckigen Häuschens mit kleinen Fenstern zeigte sich seinem Blicke. Eines der Fenster stand offen: auf einem Tische dahinter hockte mit untergeschlagenen Beinen ein älterer Mann, offenbar der Sänger des Liedes. Das ehrwürdige blasse Antlitz war über ein Kleidungsstück gebeugt, das er mit Nadel und Faden bearbeitete, ein Umstand, der zur Genüge seinen Stand verriet. Erno klopfte das Herz bei dem Anblick. Ein heftiges Verlangen, um jeden Preis dieses Mannes Bekanntschaft zu machen, regte sich in seiner Brust. Nachdem er sich mit raschem Blick überzeugt hatte, daß niemand im Hause und im Hofe sein Gebaren beobachtete, zwängte er seinen Körper hindurch. Das Geräusch, das seine Anstrengungen verursachten, das Knirschen der



Bei Meister Grünbaum.

bröckelnden Steine, das Rascheln des Rosenstrauches neben der Mauer machte den Schneider aufmerksam. Befremdet sah er nach der Mauer hin. Auf einmal schnellte er empor, sprang mit einem Satze vom Tische und wie der Blitz durch die Tür auf den kleinen Flur. Kaum hatte er die Hinterpforte des Häuschens geöffnet, so stand er auch schon vor Erno, der bescheiden um Einlaß bat. Schweigend führte ihn der Schneider ins Haus.

Sie traten in das kleine Gemach. Ein würziger Duft erfüllte den Raum; er rührte von einigen Blumenstöcken her, die in Töpfen am Fenster blühten und dem ärmlichen Zimmer ein freundliches Aussehen gaben. Ein Stieglitz, dessen grün angestrichenes Bauer an der Wand zwischen den beiden kleinen Fenstern hing, begrüßte den Eintretenden mit schmetterndem Gesange. Der Schneider — ein kleines krummes Männlein mit einem Höcker auf dem Rücken — schob einen Schemel heran und lud seinen Gast ein, Platz zu nehmen. Er selbst schwang sich mit einer flinken Bewegung auf seinen Sitz zurück und nahm die unterbrochene Beschäftigung wieder auf. Mit leiser Frage wandte er sich an seinen Gast:

„Der Herr ist gewiß der Gefangene, der drüben bei dem Jesuiten ist einquartiert?"

Des Doktors Augen öffneten sich weit. „Der Gefangene," erwiderte er gedehnt, „ja, Meister, der bin ich; daß Herr von Hogstraten aber ein Jesuit sein soll, das höre ich zu meiner Überraschung zum ersten Male."

„Glaub's wohl," sagte das Schneiderlein, und ein feines Lächeln spielte um seinen Mund, „die Art versteht's gar meisterlich, sich einen Schafpelz umzuhängen."

„Nun, das muß ich sagen", versetzte unser Freund mit einem tiefen Atemzuge. „Seid Ihr auch Eurer Sache gewiß, Meister?"

„Und ob ich's bin!" erwiderte dieser ernst. „Der Mann wohnt bereits bis in das zweite Jahr an diesem Orte; als kaiserlicher Kommissarius soll er, wie man hört, berufen sein, die Gerechtsame der Abtei gegen die Ansprüche der Braunschweiger Herzöge wahrzunehmen; sein vornehmstes Geschäft aber ist ein anderes, nämlich die Leute im Orte und im Stiftsgebiete katholisch zu machen. Hat seine Kunst auch an mir versucht, wird aber wohl ein Haar drin gefunden haben. Der Herr ist einmal hier gewesen und dann nicht wieder."

„Die Leute im Ort und Stiftsgebiete katholisch zu machen", wiederholte der Doktor, der aus einer Verwunderung in die andere fiel; „ist denn das Volk hier im Eichsfelde nicht längst wieder katholisch?"

„Im Eichsfelde?" fragte, nun seinerseits verwundert, das Schneiderlein; „wer hat denn diesen Bären dem Herrn aufgebunden?"

„Also nicht im Eichsfelde! Nun freilich, gesagt hat mir's niemand. Wieviel ich auch nach Ort und Umständen fragen mochte, ich erhielt keine Antwort darauf. Ich selbst hatte mir's so schließlich zurechtgelegt."

„Wohl, weil Eichsfelder Euch hergebracht haben?" lächelte das Schneiderlein. „Ja, ja, schlau genug ist die Sache schon eingefädelt. Keine Antwort gegeben, natürlich. Könnt' ihnen passen, daß Ihr ihnen zu früh solltet in die Karten gucken."

Der Doktor war sprachlos. „Eichsfelder mich hergebracht? Auch davon höre ich jetzt eben das erste Wort . . . Eichsfelder, ei, und doch nicht im Eichsfelde? Aber wo bin ich denn eigentlich?"

„In Walkenried."

„In Walkenried?" Erno schlug die Hände zusammen. „Daher also diese Geheimtuerei! Erst schob ich den Grund auf die Furcht vor den Hessen . . . Haben sich" — er sah erwartungsvoll den Schneider an — „etwa die Schweden in der Nähe gezeigt?"

„Nicht nur in der Nähe," erwiderte der Schneider, „hier im Orte sind sie gewesen. Haben dem Klostervolke einen gehörigen Schreck in die Glieder gejagt."

„Was Ihr sagt!" rief Erno fast überlaut. „Wer war ihr Anführer?"

Schier erschrocken über die laute Frage blickte das Schneiderlein von der Arbeit auf. „Leise, leise, lieber Herr! Hier in Walkenried haben die Wände Ohren. Wer der Anführer war? Je nun, ein stattlicher Reitersmann ist's gewesen in kohlschwarzem Eisengewande, den Namen aber hab' ich nicht erfahren. Der Herr soll die Kaiserlichen, so das Gebirg brandschatzten, gehörig auf den Trab gebracht haben. Man erzählt von einem furchtbaren Nachtkampfe, bei dem eine Burg in Flammen aufgegangen und der kaiserliche Obrist um ein Haar von den Schweden wäre gefangengenommen worden."

Erregt, mit hochgezogenen Brauen vernahm Erno die Kunde. Das hatte also sein Mißgeschick zur Folge gehabt: Kampf und Blutvergießen, Brand und Mord. Und der kaiserliche Obrist, an dessen Gefangennahme seinem Obristen so viel gelegen gewesen war, entschlüpft — wie bitter mochte Graf Waldstein die Enttäuschung empfunden haben! Aber es war ja nun nichts mehr an der Sache zu ändern. Ein Glück wenigstens, daß er, der Graf selbst, mit heiler Haut davongekommen war.

„In kohlschwarzem Eisengewande", wiederholte er. „Es war mein Obrist, lieber Meister, Graf Waldstein. Er war also hier. Hatte er eine Ahnung von meinem hiesigen Aufenthalte?"

„Ich weiß es nicht, möcht's aber fast glauben. Den ganzen Ort haben die Schwedischen in Alarm gebracht. Die Krabaten hatten von

ihrer Ankunft noch zu rechter Zeit Wind bekommen; sie waren ausgekniffen und sind erst nach etlichen Tagen, als die Luft wieder frei war, von Nordhausen her wieder eingezogen. Im Kloster aber hat es bei dem Gerüchte, die Schweden sind da, einen gewaltigen Aufruhr gegeben. Das ganze Klostervolk hat flüchten wollen; wenig fehlte, so hätten die Schweden das Nest leer gefunden. Der schwedische Obrist hat bei Abt und Mönchen nach einem verwundeten Offizier geforscht, ob der Hochwürdige nichts von ihm wisse? Der hat aber den Dummen gespielt, und die Mönche haben auch nichts verraten. Auch im Orte hat sich der Obrist erkundigt, aber die Leute haben erst recht keinen Bescheid geben können. Das wußten wir zwar, daß Eichsfelder, so einen Raubzug ins Gebirg gemacht — ja, diese Eichsfelder!" unterbrach sich der Erzähler. „Haben den Leuten im Gebirg mit ihren Raubzügen schon viel Bedrang angetan! — Nun gut, das wußten wir schon, daß selbige Eichsfelder waren hier durchgekommen, aber von ihrem Gefangenen wußten wir noch nichts dazumal, und hätten wir von ihm gewußt — an die alte verfallene und verlassene Baracke im Walde, das Siechenhaus, wohin der Anführer, ein Baron, Euch nach Anweisung des Abtes gebracht hatte, hätte sicher kein Mensch im Orte gedacht. Kurz und gut, die Schweden erfuhren nichts, und so sind sie nach etlichen Stunden wieder abgezogen."

„Schade, o wie schade!" . . . Erno seufzte.

„Also in einem Siechenhause", bemerkte er, „hab' ich gesteckt. Richtig, von einem Krankenhause sprach auch die Schwester des Hofrats. Wie aber ist Euch nun nachgerade das alles bekannt geworden, Meister?"

„Ja, wie? Gemunkelt wurde schon längst allerlei. Der Schwedischen Nachfragen hatten die Leute aufmerksam gemacht. Durch der Mönche einen, den Bruder Kellermeister, so ein lustiger und redseliger Gesell, ist sodann manches herausgekommen. Der Edelmann, der den plündernden Haufen geführt — er soll, wie man hört, des Abtes Verwandter sein —, hätte mit dem Hochwürdigen eine lange geheime Zwiesprach gehabt; was da verhandelt worden, hat niemand erfahren, kann mir's aber just denken. Nachdem die Schweden abgezogen waren, haben etliche Leute aus einem Nachbardorfe erzählt, sie hätten an dem Tage, da die Eichsfeldischen hier gewesen, nicht weit von der alten Baracke, dem Siechenhause — die Sage geht, daß in alter Zeit darin Mistelsüchtige [1]) sollen gewohnt haben — im Walde nach eßbaren Pilzen gesucht, da sei eine Kutsche dort vorgefahren, aus der hätten etliche Männer eine vermummte Gestalt gehoben und ins Haus getragen. Wurde sogleich gemunkelt,

[1]) Aussätzige.

daß das der schwedische Offizier sei. Später haben dann ein paar junge Gesellen beobachtet, wie eines Abends im Dunkeln eine verschlossene Sänfte in das Haus des kaiserlichen Kommissarius ist getragen worden. Nun hätte zwar niemand wissen können, wer in der Sänfte gewesen, ob der kranke Offizier oder ein anderer, hätte nicht eben jener Mönch, Bruder Kellermeister, in halber Trunkenheit gegen meinen Freund, den Flickschuster Mergental, allerlei verlauten lassen von einem schwedischen Herrn, so bei dem Kommissarius krank liege. Das ist die Sache. Sagte mir denn sogleich, als ich Euch da an der Gartenmauer hantieren sah, daß Ihr müßtet der Gefangene sein. Hab' manchmal", schloß der Erzähler treuherzig, „an Euch denken müssen, lieber Herr, und zu Gott geseufzt, daß er die Pläne möge zuschanden machen, so diese ‚Jesuwider' mit Euch da im Schilde führen."

Von schmerzlichen Gedanken bewegt, sah der Gefangene vor sich nieder. „Ein Jesuit," flüsterte er, „wer hätt's gedacht?" Als hätten die Worte des Schneiderleins eine Binde von seinen Augen genommen, ward ihm auf einmal die ganze Gefährlichkeit seiner Lage klar. Seine unglücklichen Wortgefechte mit dem Hofrate fielen ihm wieder ein. Mit einemmale in eine seltsame Beleuchtung gerückt, riefen sie alle die Befürchtungen wieder wach, die ihn früher gepeinigt hatten. Es war ihm unsagbar schmerzlich zumute.

Tiefaufseufzend erhob er das Auge. Verschleierten Blickes sah er nach dem offenen Fenster empor. Ob der Schneider merkte, was in ihm vorging? Mit einem forschenden Blick in das traurige Gesicht seines Gastes hob er an:

„Wunderbare Dinge, die der Mönch, Bruder Kellermeister, hat ausgeplaudert. Aber nicht wahr, mit dem Katholischwerden, das hat trotz allem noch gute Wege, so gut es auch das Fräulein, die Angelika, auf Euch mag stehen haben?"

Langsam wandte ihm der Doktor das Antlitz zu. Die Frage hatte er wohl ganz überhört; erst der Name Angelika machte ihn aufmerksam.

„Ja, das Fräulein!" sagte er leise. „Was ist's eigentlich mit ihr? Was sagen von ihr die Leute?"

Der Schneider zögerte mit der Antwort. „Hm," meinte er dann, „ist sonst ein ganz respektables Frauenzimmer, tut viel Gutes an armen Leuten, besucht die Kranken und dergleichen. So steht sie auch just in hohem Ansehen bei dem geringen Volke. Glaub's schon, daß *sie* es in ihrer Weise aufrichtig meint, sehe aber auch, wie gefährlich gerade solche Art für unser protestantisch Christenvolk ist. Ihr Bruder weiß wohl, was er tut, wenn er sie ruhig gewähren läßt. Durch ihre Wohl-

tätigkeit ebnet sie ihm die Wege. Wie kann, fragt sich das unwissende Volk, der Glaube so schlecht sein, dem solche Leute wie die fromme Angelika von Hogstraten angehören? Nun, es wär' just zum Verwundern, wenn die beiden nicht auch an Euch, jedes in seiner Art, hätten ihre Kunst versucht."

Erno errötete. „Ja, Meister," sagte er einfach, „das haben sie wohl. Ich blinder Tor merkte nur nicht, worauf es gemünzt war. Muß denn auch zu meiner Beschämung bekennen, daß ich leider Gottes mich als einen sehr ungeschickten Kämpfer erwiesen habe." Er berichtete, wie es ihm in den Unterredungen mit dem Hofrat ergangen war.

Der Schneider horchte auf. „So so, ‚Selbstentscheidung'!" lächelte er. „Da habt Ihr Euch ja gehörig von dem Herrn aufs Eis locken lassen. Warum habt Ihr ihm doch nicht einfach mit unserem Katechismus geantwortet: ‚ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann'?"

„Hab' ich, lieber Meister, Er malte mir jedoch das Schreckgespenst des Calvinismi vor Augen, maßen, wenn Gott allein die Bekehrung, Buße und Glauben wirke, es nicht Vernunft, sondern Unvernunft sei, dann noch behaupten zu wollen, daß die Nichtbekehrung, die Beharrung im Unglauben sei des Menschen Schuld. Ich gestehe, seine scharfsinnigen Folgerungen haben mir trefflich zu schaffen gemacht."

„Torheit, lieber Herr! Ei ja, die Vernunft! Wollte auch mir kommen damit, gedachte wohl, mit dem dummen Grünbaum — das ist nämlich mein Name — ein sonderlich leicht Spiel zu haben. Ich lacht' ihn aber einfach aus. Ei ja, wenn wir nur sofern dürften dem Wort unsers Gottes Beifall schenken, als seine Lehren sich reimen mit der Vernunft, wo bliebe dann überhaupt der christliche Glaube? Dann würden wir am Ende allüberall nichts mehr glauben. ‚So ihr bleiben werdet an meiner Rede,' spricht der Herr, ‚so werdet ihr die Wahrheit erkennen.' So steht die Sach'. Der Glaube beruhigt sich bei dem, was geschrieben steht, nimmt die Vernunft gefangen in den Gehorsam Christi und seines Wortes und tritt deren Gelüst unter die Füße. Aber" — Meister Grünbaum wurde eifrig — „so ist das Menschenkind: mit seiner blinden, vorwitzigen Vernunft allezeit neben dem Wort hinaus in den Geheimnissen Gottes grübeln und spekulieren, begreifen wollen, wo es glauben gilt, Dinge miteinander reimen wollen, die Gott, ohne auf unser vorwitzig Warum? und Wieso? Antwort zu geben, nun einmal gleichermaßen in seinem gnädigen Worte offenbart, daran hat es seine Lust, sein Wohlgefallen. Es wird aber nichts mit dem Reimen werden. Gottes Majestät will von uns ungemeistert sein."

Mit steigender Verwunderung hatte der Gast dieser Rede gelauscht. Ihm war zumute wie einem Wanderer, der auf einsamem Pfade in dunkler, regenverhangener Nacht plötzlich den Himmel sich klären und die Sterne aufleuchten sieht in ihrer Pracht. Wie Schuppen fiel es unter den Worten des kleinen Mannes von seinen Augen.

„Wunderbar", flüsterte er und holte tief Atem. Mit einem Gefühle förmlicher Ehrfurcht blickte er zu dem Schneider auf, der sich wieder über seine Arbeit gebeugt hatte und mit emsiger Geschäftigkeit den Faden durch die Finger gleiten ließ.

„O Meister," rief er in plötzlicher Aufwallung, „Gottes Segen über Euch! Ihr habt mir da eine Vorlesung gehalten, für die ich Euch in alle Ewigkeit danken werde! . . . Woher, sagt, habt Ihr, der doch ein einfacher Mann, diese klare Erkenntnis erlangt?"

Meister Grünbaum lächelte. Mit einem schnellen Blicke durchs Fenster warf er sein Handwerkszeug plötzlich zur Seite, glitt mit flinker Behendigkeit vom Tische herab und eilte nach der Tür. Mit verwunderten Blicken folgte der Doktor seinen Bewegungen. Da sah er, wie das Männlein sich bückte und sich eine Weile an der Schwelle zu schaffen machte: zu seiner Überraschung schob sich jetzt die Schwelle zur Seite.

„Sehe der Herr einmal hierher", flüsterte der kleine Mann geheimnisvoll, indem er sich erhob. „Habt Ihr schon einmal ein solch Ding gesehen? Das ist auch ein Geheimnis, dahinter noch keine jener kaiserlichen und päpstlichen Spürnasen gekommen ist; hier seht Ihr sie, meine Schulmeister und Ratsleute."

Der Doktor war aufgestanden. Ein Hohlraum gähnte ihm entgegen. Über die Öffnung gebeugt, erblickte er mehrere Bücher, die dort, wie in einem Spinde verwahrt, Rücken an Rücken nebeneinander standen. Der Schneider nahm eins nach dem andern heraus und reichte sie leuchtenden Auges seinem Gaste hin. Eine alte Familienbibel, eine deutsche Ausgabe des Konkordienbuches, Luthers Postillen, mehrere andere Schriften des Reformators und ein Gesangbuch, das waren die Schätze unseres Schneiderleins, sein Reichtum, dessen er eifersüchtiger als irgend ein Geizhals seines Mammons hütete. Voll Ehrfurcht betrachtete Erno die Büchertitel, die zum Teil vergilbten Blätter, die, zur Aufnahme einer Familienchronik bestimmt, vorn in die Bibel gebunden waren. Mit Rührung las er die letzten Eintragungen:

„Anno 1630. Am 5. Mai hujus meine geliebte Hausfrau Anna Barbara geb. Huchthausin an der Pest Todes verblichen und im Herrn selig entschlafen. Item, am 7. des Monats mein einziger Sohn Friedrich, item am 9. meine beiden Töchter Eleonore und Dorothea ohne Ungebärd

sein sanft und selig in Christo abgeschieden. Verleih ihnen eine fröhliche Urständ, Herr, mein Gott!"

Den Schluß des Ganzen bildeten die Worte: „Der Baum steht kahl, seiner Ölzweiglein, seiner Blätter und Blüten beraubt, und es ist Herbst worden in meinem Leben. O mein Herr Christe, gedenke Deines Knechts und nimm auch seine Seele bald auf in Deinen Frieden!"

In tiefer Bewegung gab der Doktor das Buch zurück, und der Schneider verbarg es gleich den andern wieder an seinem Ort. Ein Ruck, und die Öffnung war wieder geschlossen.

„Ein merkwürdig Versteck", äußerte Erno, als beide ihre Plätze wieder eingenommen hatten. „Dennoch nimmt es mich wunder, daß sie noch nichts entdeckt, überhaupt Euch bis dato so unangefochten gelassen haben. Leute Eurer Art, sollte man denken, müßten dem Abte und seinen Helfershelfern zwiefach ein Dorn im Auge sein."

Über des Schneiders Gesicht flog ein schmerzliches Lächeln.

„Unangefochten gelassen, meint Ihr? Nun ja, mit ihren eigenen Händen foltern sie unsereinen schon nicht. Haben's auch gar nicht nötig: wozu wären sonst die Krabaten, die Schergen und Henkersknechte da? Die tun's, und die, lieber Herr, verstehen ihre Sache." Er seufzte. „Ist uns schlimm genug ergangen, mir und —" er zerdrückte eine Träne im Auge — „auch den Meinigen — Gott hab' sie selig! Braun und blau haben sie uns geschlagen; mir selbst haben sie die Daumschrauben angesetzt, meine Finger zwischen den Schlössern ihrer Pistolen gequetscht und spitze Hölzer hinter die Fingernägel getrieben, daß ich das Versteck meiner Schätze, wie sie sagten — ich hatte aber nur meine Bücher, und die gab ich nicht heraus — ihnen sollte verraten. Der Herr kann die Narben noch sehen."

Er hielt dem Besucher seine Hände hin, an deren Fingern sich noch deutlich die vernarbten Spuren erlittener Mißhandlungen zeigten, und fuhr fort: „Was wollten sie aber am Ende machen? Gottes Würgengel, die Pest, zog durch die Gassen unsers Ortes; vor dem Feinde hielten selbst die roten Teufel, die Krabaten, nicht stand. In die Häuser, in denen die Pest gewütet hatte — und das meinige war auch darunter —, wagten sie sich nicht mehr hinein; kleine Plackereien abgerechnet, an die man sich mit der Zeit schon gewöhnt hat, ließen sie einen fortan in Ruhe. Der Abt selbst hat nachgerade mildere Saiten aufgezogen. Was die wohlhabenden Bauersleute betrifft — ich meine die, so unserm Glauben sind treugeblieben —, so müssen unsere regierenden Herren sie schon aus Klugheit, um ihres eigenen Lebensunterhaltes willen, vorderhand nach Möglichkeit schonen; sie begnügen sich damit, daß wenigstens das Land

seit Übernahme des Stifts wieder als Eigentum der Katholischen gilt; und die Armen — nun, wo nichts zu holen ist, hat sogar der Kaiser sein Recht verloren. Die Armut ist heutzutage für viele der beste Schutz."

Meister Grünbaum hatte sein Nähzeug wieder aufgegriffen. Wie von einem neuen Gedanken ergriffen, erhob er jetzt mit einer schnellen Bewegung das Haupt.

„Was ich den Herrn übrigens längst fragen wollte: wie kamt Ihr eigentlich darauf, Euch durch den Mauerritz aus dem Gehöfte zu stehlen? Hattet wohl vor, Euch auf französische Art zu ranzionieren?"

Der Doktor lächelte trüb. „Dazu hätte ich wohl kaum die Courage gehabt", erwiderte er. „Hab' ich doch nicht die geringste Kenntnis des Landes! Ich saß in der Grotte drüben und hörte Euren Gesang. Verwundert forschte ich dem Ursprunge der Töne nach; da entdeckte ich erst die Mauerlücke und dann, als ich durch die Lücke sah, Euch. Nur die Absicht, des Sängers Bekanntschaft zu machen, trieb mich hierher. Es stünde wohl schlimm um mich, sollte man mittlerweile meine Entfernung bemerkt haben."

Der Meister bog sich mit dem Gesicht zum Fenster hinaus und lauschte.

„Man hat noch nichts bemerkt", sagte er, indem er den Kopf zurückzog. „Sonst wollt' ich freilich den Lärmen sehen, den es da drüben gegeben hätte! Ha," fuhr er mit einem heitern Lächeln fort, „wenn die ahnten, wie es mit der Mauer da aussieht, hinter der sie Euch so sicher eingepfercht glaubten! . . . So glaub' ich nicht, daß sie so schnell etwas merken werden. Der Hofrat geht, wie man hört, vor abends von seinen Büchern nicht weg, und die andern werden auch mehr zu tun haben, als auf dem Hofe herumzuschlendern und zu spionieren. Sie haben Euch ihres Bedünkens ja sicher genug. Aber mir selbst kommt da soeben ein guter Gedanke. Wie wär's," — er sah seinen Gast mit einem pfiffigen Lächeln an — „hättet Ihr nicht nachgerade doch Lust bekommen, Euren Spaziergang ein andermal etwas weiter auszudehnen?"

Das Auge des Doktors leuchtete auf.

„Ah, wie gern, lieber Meister, wollt Ihr etwa —"

„Still," unterbrach ihn das Männlein, „nicht so laut, lieber Herr! Aber wißt Ihr, Ihr dauert mich, wenn ich so denke, daß Ihr noch lange solltet in die Gewalt dieser Jebusiter gegeben sein. Wenn die erst so einen wie Euch aufs Korn genommen haben — und das haben sie, verlaßt Euch drauf! auf die Gelehrten und Vornehmen sind sie sonderlich aus —, da hilft Euch keine Ranzion, und wenn Ihr ihnen einen Goldklumpen so groß wie den Himmelberg da draußen als Lösegeld wolltet

versprechen. Ihr müßt schon sehen, Euch auf französische Art zu ranzionieren. Aber allein, ja, da habt Ihr recht: da Ihr keinen Bescheid wißt in der Gegend, wär' das unmöglich. Sie würden auf Euch mit Bluthunden fahnden, und dann — —. Zudem so ist auch neuerdings das Stift samt allem Lande ringsum, die Harzländer, der nördliche Teil des Thüringer Landes bis nach Hessen und Westfalen hinein, wie man hört, wieder von kaiserlichen Kriegsvölkern überschwemmt, seitdem der Tilly die große Schlacht verloren hat —"

„Was, der Tilly eine Schlacht verloren?" fuhr der Doktor auf. Sein Auge blitzte. „Und ich muß hier, zur Untätigkeit verdammt, gefangen sitzen und höre nicht und sehe nicht, was für Dinge sich derweilen abspielen in der Welt? O Meister, wohlan, so verhelft mir je eher desto lieber dazu, daß ich hinwegkomme von diesem Ort! Mein Obrist, Graf von Waldstein, würde es Euch mit klingender Münze lohnen."

„Dessen bedarf es nicht", sagte mit einer abwehrenden Handbewegung das Schneiderlein. „Was ich tun kann dazu, das tue ich Euch als einem bedrängten Glaubensgenossen zulieb, da müßt Ihr mir gar nicht von Lohne reden. Nun hört aber: ich habe da just diese Nacht einen Weg zu tun nach einem Schlosse namens Rabenhorst, so etliche Meilen weit von hier weg im Gebirge liegt und der Wohnsitz ist eines frommen christlichen Herrn, des Freiherrn Werner von Rabenhorst, um seiner Diener einem diesen Rock" — Meister Grünbaum zeigte auf das vor ihm liegende Kleidungsstück — „zu überbringen, den ich für ihn anzufertigen hab' Auftrag gehabt. Ich muß die Nacht benutzen; am Tage dürfte ich's jetzt wegen der streifenden Rotten und wegen des Gesindels nicht wagen, das sich in der Gegend herumtreibt. Bei der Gelegenheit stelle ich dem Herrn Eure Lage vor. Gern wird er, wenn nicht wegen etwaiger Einquartierung im Schlosse selbst, so doch auf irgendeinem Vorwerk Euch Obdach, Schutz und Pflege gewähren, bis die Kriegsvölker wieder abgezogen sind. Hernach findet Ihr wohl schon eine Gelegenheit, wieder zu den Eurigen zu kommen. Es kann sein — ich weiß es nicht —, daß die Geschichte mich aufhält bis zur nächsten Nacht, da ich fürchte, daß ich den Herrn nicht so schnell ungestört werde sprechen können. So lange müßtet Ihr Euch also noch wohl oder übel gedulden. Aber dann hoffe ich Euch auch sicher gute Nachricht zu bringen, und in der Nacht darauf geht's heidi. Nähme Euch allerdings am liebsten gleich auf der Stelle mit; aber ich muß erst sehen, ob die Luft rein ist auf Rabenhorst. Ist der Herr mit diesem meinem Plane zufrieden?"

„Könnt Ihr noch fragen?" rief der Doktor feurig. „O Meister, mein ganzes Leben lang werde ich Euch für den Dienst danken."

Er sprang auf und umfaßte die Rechte des wackeren Mannes mit festem Drucke.

„So wäre jetzt", fuhr er fort, „nur noch die Frage, welcher Weise ich soll Eure Rückkehr erfahren? Ich werde morgen, wenn nötig auch übermorgen, wieder in der Grotte hinter der Mauer sein und nach Eurem Häuschen sehen. Wißt Ihr was, so gebt mir ein Zeichen, daran ich erkenne, ob Ihr zu Hause seid und ob alles gut ist abgelaufen, damit wir uns dann des weiteren über die Flucht miteinander bereden."

„Das machen wir", versetzte Meister Grünbaum, „einfach so, wie wir lesen von der Rahab bei Josua am vierten, die den Kundschaftern und dem Volke Israel zum Erkennungszeichen ein rotes Seil mußte ans Fenster knüpfen."

Mit einem Griffe in den offenen Innenraum des Tisches, die sogenannte Hölle, brachte er eine rote Schnur zum Vorschein. „So," fuhr er fort, „wenn dieses Ding draußen am Fenster hängt, dann seid versichert, daß ich wieder zu Hause bin. Seid Ihr befriedigt?"

„Gut, mein lieber Meister," nickte der Doktor, „sei es so. Der barmherzige Gott schütze Euch auf Eurem Wege und lenke alles zum besten. Noch einmal herzlichen Dank!" Er reichte Meister Grünbaum die Hand.

„Nichts zu danken, mein lieber Herr", gab dieser zurück, indem er des Doktors Händedruck herzhaft erwiderte. „Nur eine Frage noch wollet beantworten: ich möchte gern Euren Namen wissen, um Herrn von Rabenhorst, falls er danach forscht, Bescheid zu geben."

Der Besucher lächete.

„Versteht sich," sagte er; „ich hätte das schon früher tun sollen. Also: Doktor Ansorge, des Regiments Waldstein in der Armee Ihrer schwedischen Majestät wohl- oder vielmehr gegenwärtig übel genug bestallter Regimentsmedikus — werdet Ihr den Namen behalten?"

„Doktor Ansorge", wiederholte der Meister bedächtig. „Ich werde es nicht vergessen."

Mit herzlichem Abschiedsgruße eilte Erno hinweg.

Achtzehntes Kapitel.

Die Abendunterhaltung und der nächtige Spuk.

Glücklich langte der Gefangene in seinem Gartenverstecke wieder an. Niemand hatte seine Entfernung bemerkt. Vorsichtig schob er das Efeugerank wieder vor die Mauerlücke und begab sich ins Haus. Wie er den Hausgang entlang schritt, kam er an einem Zimmer vorbei, dessen Tür nur angelehnt war. Er erkannte die Stimme seines Hauswirts und wollte vorübergehen, da horchte er auf: eine scharfe, schneidende Stimme sprach seinen Namen aus. In verzeihlicher Neugier, zu hören, was über ihn so lebhaft verhandelt würde, blieb er stehen und lauschte. „Die Sache dauert zu lange, viel zu lange!" rief die schneidende Stimme. „Der Eisenfresser von Vetter, der Hasenburger, will sich nicht länger gedulden. Heiliger Joseph, und jetzt müßten uns nur die Schweden noch über den Hals kommen, na — und was dann?"

„Warum haben Hochwürden", sagte Herr von Hogstraten, „meinen Rat nicht befolgt, den Hasenburger mit seinen Ansprüchen nicht längst aus den Klostereinkünften abgefunden? So hätten wir jetzt völlig freie Hand. Zu machen ist übrigens nichts. Drohungen, Gewalt, wie Hochwürden wollen, würden, wenigstens vorläufig, gar nichts bezwecken, ich würde also auch nicht die Hand —"

„Ei, so stachelt seinen Ehrgeiz an", unterbrach ihn der andere — es war der Klosterabt — ungeduldig. „Stellt ihm den Titel eines kaiserlichen Hofrats in Aussicht, oder meinetwegen —"

„Würde ebensowenig helfen", entgegnete der Hofrat gelassen. „Er gehört zu den ideal gerichteten Naturen, in deren Augen so äußerliche Dinge wenig Wert haben. Hochwürden lasse mich nur, ich bitte, gewähren! Ich habe den jungen Mann lieb und tue schon aus diesem Grunde mein Bestes. Ist der Weg auch länger, den ich im Auge habe, so verspricht er dafür auch desto schöneren Erfolg. Nur das eine lassen Hochwürden Ihre Sorge sein, daß uns der Hasenburger keine Schwierigkeiten macht."

Der Gefangene hatte genug gehört. In einer wunderlichen Gemütsstimmung, betrübt und doch zugleich wieder froh, wie von einem heimlichen

Banne befreit, eilte er leisen Schrittes die Stiegen hinauf. Alles, was Meister Grünbaum gesagt hatte, sah er durch die belauschte Unterredung bestätigt. Empfand er auch eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, daß der Hofrat, wie dessen Worte bekundeten, ihm wirklich gewogen, die ihm erwiesene Freundschaft also immerhin nicht eine bloße Maske war, so konnte dies bei den Absichten, die Herr von Hogstraten mit ihm verfolgte, doch kaum ins Gewicht fallen. Nur um so schlüpfriger war der Boden, auf dem er sich in diesem Hause bewegte. Mit dem inbrünstigen Wunsche, daß Gott den Plan Meister Grünbaums möge gelingen lassen, überschritt er die Schwelle seines Zimmers.

Es war in der Abenddämmerung des anderen Tages. Meister Grünbaum war, wie sich Erno aus seinem Gartenversteck überzeugt hatte, noch nicht zurückgekehrt. Einmal hatte der Spähende eine Gestalt im Zimmer hantieren sehen; der Schneider selbst war es nicht, jedenfalls dessen Freund, der Flickschuster Mergental, dem jener mochte Auftrag gegeben haben, den Vogel zu füttern und die Blumen zu begießen. Das rote Seil war nicht zum Vorschein gekommen und die Gestalt am Fenster auch bald wieder verschwunden. Enttäuscht war Erno in das Haus zurückgekehrt. In Gedanken versunken schritt er die Stufen zu seinem Zimmer hinan. Auf dem letzten Absatz der Treppe angelangt, stutzte er. Ein dumpfes Geräusch wie Trommelwirbel ließ sich vernehmen. Wie der Blitz fuhr ihm der Gedanke an einrückendes schwedisches Kriegsvolk durch den Sinn. In heller Aufregung blieb er stehen und lauschte begierig. Sich Gewißheit zu verschaffen, spähte er nach einer Möglichkeit, in das zurzeit unbewohnte Vorderhaus zu gelangen und einen Blick auf die dort vorüberführende Straße zu werfen. Die Korridore, an deren einem sein Stüblein lag, kreuzten sich. Sacht schlich er den Gang nach der Seite hinab, wo nach seiner Berechnung das Vorderhaus lag. Der Gang endete an einer Tür. Er versuchte sie zu öffnen; sie war verschlossen. Bei näherer Untersuchung fand er jedoch, daß das Schloß verrostet und so lose befestigt war, daß es mit einiger Anstrengung entfernt werden konnte. Kurz entschlossen riß er es ab und öffnete; die Tür führte in einen neuen Gang, der sich rechtwinklig an den vorigen schloß und die Verbindung der beiden Seitenflügel des Hauses vermittelte. Eine Reihe von Türen zeigte sich; alle waren verschlossen bis auf eine, die in einen leeren runden Raum, offenbar ein Turmgemach, führte. In der Mauer, dicht über dem Boden, befanden sich mehrere nischenförmige, schießschartenähnliche Öffnungen, die ehedem Verteidigungszwecken gedient haben mochten. Deutlich drang jetzt der Lärm, Trommelwirbel, Kindergeschrei und vereinzelte Ausrufe einer rauhen Männerstimme, an

sein Ohr. Er schob den Körper in eine der Nischen hinein, drängte, soweit es gehen wollte, das Gesicht durch die Öffnung und sah hinaus. Der Anblick enttäuschte ihn. Die Gasse unten war menschenleer; in einiger Entfernung sah er die mächtige Gestalt eines Bären auftauchen, der, von seinem Führer am Stricke geleitet, inmitten einer lärmenden Kinderschar seine Kunststücke vollführte. Ein geschlossener Wagen, auf dessen flachem Verdecke sich eine Schar spielender Affen tummelte, folgte dem Bären und seinem Führer nach. Schon wollte Erno von der Luke zurücktreten, als der Trommelschläger, ein junger Mann, der, harlekinmäßig aufgeputzt, zugleich die Rolle des Wagenlenkers versah, seine Blicke zu fesseln begann. Das Gesicht war abgewandt, aber die gedrungene Gestalt, der braune Hals, die tiefschwarze Farbe des üppigen Haargelocks fiel dem heimlichen Beobachter auf. Von einer freudigen Ahnung durchzuckt, folgte er den Bewegungen des Burschen. Jetzt wandte dieser den Kopf. Fast hätte der Gefangene laut aufgejubelt: es war der Zigeuner.

Langsam zog die seltsame Prozession die Straße herauf. Erno beobachtete den Zigeuner, wie er mit scharfem Blicke die Häuser musterte und dabei mit seinem zerknitterten Hütlein die Scheidemünzen auffing, die man ihm hier und da zuwarf. Jetzt hielt der Zug unten. Den Lippen des verborgenen Zuschauers entfuhr ein leiser Ruf: „Nix!"

Der Zigeuner zuckte zusammen. Forschend flogen seine Blicke an der Fensterreihe entlang; jetzt hatten sie den Rufenden in der Luke erspäht. Ein Freudenschimmer flog über seine dunkeln Züge. Er hatte seinen Herrn erkannt. Wie um diesen seiner unwandelbaren Ergebenheit zu versichern, legte er mit einer beteuernden Gebärde die Hand aufs Herz.

Der Zug ging weiter. Nix winkte einen stummen Gruß herauf und eilte dem Gefährte nach. Niemand hatte den kleinen Zwischenfall bemerkt.

In großer Erregung schlüpfte der Gefangene über den Gang zurück in sein Zimmer. Er warf sich in einen Sessel und dachte nach. Was sollte er von der Begegnung denken? Beruhte die Anwesenheit des Zigeuners auf Zufall, oder — sein Herz jauchzte — lag seinem Erscheinen eine bestimmte Absicht zugrunde? Wie, wenn auch er, wie Meister Grünbaum, die Rolle der Taube mit dem Ölblatt spielte, die weiland Vater Noah seine bevorstehende Erlösung verkündete?

Zur gewöhnlichen Stunde erschien er im Wohnzimmer zum Abendbrot. Innerlich noch zu sehr mit dem Erlebten beschäftigt, sprach er den Speisen nur wenig zu. Auch in der Unterhaltung erschien er, so sehr er sich auch Gewalt antat, auf den munteren Ton Angelikas einzugehen, ein-

silbig und zerstreut. Munterer wurde er erst, als Herr von Hogstraten, was er am vorigen Abend und auch heute bei der Mittagstafel nicht getan hatte, das Gespräch wieder auf die religiösen Fragen lenkte. Aber vergeblich wiederholte heute der Rat sein altes Spiel; so sehr er sich bemühte, seinen Gegner auch diesmal wieder vom Boden der Schrift hinweg auf den schlüpfrigen Grund der Spekulation zu ziehen, es wollte ihm nicht gelingen. Der Doktor war gewitzigt und ließ sich nicht wieder aus seiner Festung herauslocken. Herr von Hogstraten machte ein enttäuschtes Gesicht. Verdrießlich hob er das Mahl auf und zog sich in sein Zimmer zurück. Auch der Doktor wollte gehen; Angelika hielt ihn jedoch zurück. Sie bat ihn, noch ein wenig im Gemache zu verweilen.

„Wie schade," begann sie, nachdem die Mägde das Mahl abgetragen hatten, mit sanftem Vorwurfe, „daß zwei so vortreffliche Männer, wie Ihr und mein Bruder, gerade in d e m Punkte nicht übereinkommen! Ich sah es meinem Bruder an, Eure Rede gefiel ihm nicht. Hätte der Herr Doktor ihm nicht die Freude machen können, ihm, wie er sonst doch getan hat, hier und da recht zu geben?"

„Nein, mein Fräulein," erwiderte Erno mit freundlichem Ernste, „in diesem Falle nicht. In einer Frage, die der Menschen Seligkeit belangt, der Vernunft Zugeständnisse machen, hieße nichts anderes als Christum verleugnen, Verrat üben an der Wahrheit, an dem Heiligtume seines Wortes."

„Mein Gott," rief Angelika, „seid Ihr denn Eurer Sache so sehr gewiß?"

„Ganz gewiß", lautete die ernste Entgegnung. „Habe ich doch nichts behauptet, was nicht Gott selbst sagt in seinem Worte."

„O, o, und Eure Seligkeit," — sie sah ihn mit feuchten Augen an — „so glaubt Ihr derselben wirklich so völlig versichert zu sein? Ich bin ja so unwissend in allen diesen Dingen, weiß nur, daß unsere Priester es für frevelhaften Hochmut erklären, so jemand, ohne darüber eine besondere Offenbarung zu haben, seiner Seligkeit behauptet gewiß zu sein."

„Ich kenne diese Rede," versetzte der Freund, „aber wer gibt Euren Priestern das Recht, solche Reden zu führen? O mein Fräulein, ein Christ, ein armer bußfertiger Sünder d a r f nicht nur, er s o l l seiner Seligkeit gläubig versichert sein, denn Christus, unser Heiland, er, der die Wahrheit ist, sagt sie ihm zu. Auf sein Wort dürfen wir fröhlich bauen im Leben und im Sterben."

Angelika seufzte. „Sterben, ja sterben!" flüsterte sie. Bekümmert stützte sie das schöne Haupt in die Hand. „Der Herr Doktor wird lächeln, auch mein Bruder schilt mich öfters und spöttelt ob meiner Angst, aber

ich kann mir einmal nicht helfen — ich fürchte mich, o, so sehr, vor dem Tode."

Mit einem Gefühle tiefen Mitleids sah Erno bei diesem unerwarteten Geständnisse die Sprechende an.

„Ich kenne einen Weg, Fräulein Angelika," erwiderte er warm, „einen Weg, der Ungewißheit sowohl wie auch der Todesfurcht ledig zu werden, einen Weg, auf dem, wie die Schrift sagt, auch die Toren nicht irren mögen. Ja, ja, es gibt eine Arznei, die mit unfehlbarer Wirkung die Furcht des Todes aus dem Herzen treibt."

„Ah — und will der Herr Doktor mir die Arznei nicht nennen?"

Was darauf Doktor Ansorge mit der Dame geredet hat, das wollen wir nicht des näheren berichten. Nur so viel wollen wir dem Leser verraten, daß Angelika sich mehr als einmal unter seinen Worten mit dem Fazinetlein [1]) die tränenden Augen trocknete und, als er hernach sich mit einem Gutenachtgruße verabschiedete, mit einem ganz seltsamen Blicke sagte:

„Ich danke dem Herrn Doktor, danke ihm herzinniglich für seine freundliche, tröstliche Rede. Ach, warum reden nicht unsere Priester auch also?" —

Als der Doktor an diesem Abende den Korridor vor seinem Zimmer erreichte, ereignete sich etwas Seltsames. Es huschte etwas über den Gang. Zugleich glaubte er die Umrisse einer dunkeln Gestalt zu erkennen; als er jedoch näher hinsah, war die Erscheinung verschwunden. Verwundert lauschte er eine Weile; als alles still blieb, öffnete er die Tür und begab sich zur Ruhe. Geneigt, das Ganze für eine Täuschung seiner Sinne zu halten, entschlummerte er bald.

Er mochte ein paar Stunden geschlafen haben, als er, aufgeschreckt durch einen fürchterlichen Lärm, jäh in die Höhe fuhr. Das Getöse schien in der Bodenkammer, die sich unmittelbar über seinem Zimmer befand, seinen Sitz zu haben und sich von dort über sämtliche Speicherräume fortzupflanzen. Wimmernde Menschenstimmen, Pferdegewieher, Ziegengemecker und Geheul miauender Katzen, Rabengekrächz und Eulengeschrei wechselten unter fortwährendem Rumor und Gepolter miteinander ab und bildeten eine Musik, daß einem weniger beherzten Menschenkinde, als es zum Glück unser Doktor war, unfehlbar das Gruseln gekommen wäre. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, was der sonderbare Lärm zu bedeuten habe. Schon war er, nachdem er eine längere Weile gelauscht hatte, drauf und dran, sich anzukleiden, um der Ursache nachzuspüren,

---

[1]) Taschentuch.

als das Getöse verstummte. Da stand er von seinem Vorsatze ab. Bald war er fest eingeschlafen.

Als er am andern Morgen erwachte, erschien ihm das Ganze wie ein böser Traum. Er kleidete sich an, verrichtete sein Morgengebet und verfügte sich nach unten, mit seinen Wirten das Frühstück einzunehmen. Auf der Treppe begegnete ihm der Hausherr. Ihm auf dem Fuße nach folgten mit auffallend verstörten Mienen mehrere Bediente und Schreiber.

„Ah, Herr Doktor," rief der Hofrat, „da kommt Ihr! Ich hatte Besorgnis um Euch. War das eine Nacht! Ich glaubte nicht anders, als daß der leibhaftige Satanas im Hause sein Spiel treibe. Habt Ihr den Höllenspektakul nicht gehört?"

„Den abscheulichen Lärm? o freilich! Wer mag es gewesen sein?"

„Wer das wüßte! Ich gehe just, einmal nachzusehen, ob wir der Sache nicht können auf den Grund kommen. Wollt Ihr uns begleiten?"

„Sehr gern."

Die Männer stiegen die Bodentreppe hinan, durchsuchten den Speicher, die Räucherkammer und was sonst dort an Räumlichkeiten vorhanden war; aber es war nichts zu entdecken. Sämtliche Gegenstände, die Fleischvorräte, Schinken und Würste im Rauchfang, alle Möbel, die Wäschestücke, die an Leinen zum Trocknen aufgehängt waren, selbst das Gerümpel, das man dort aufgehäuft hatte, befanden sich an ihrem Platze; nichts fehlte. Über die Ursache des nächtigen Lärms war man so klug wie zuvor. Herr von Hogstraten machte ein verdutztes Gesicht. Schreckenbleich trat auf einmal der Bedienten einer heran, deutete mit der Hand nach dem Schornsteine, der aus dem Erdgeschoß des Hauses sich zwischen Speicher und Räucherkammer hindurch zum Dache erhob, und sagte mit kläglicher Stimme:

„Ah, Ew. Gnaden, da sehet hin, das Türlein! Es war seit dem Frühjahre nicht mehr geöffnet. Ob ich's nicht gleich gesagt habe? — Das ging Euch nimmer mit natürlichen Dingen zu."

Alle sahen dorthin. Der Schieber im Schornsteine stand offen. Die Diener bekreuzigten sich schaudernd.

„Feiglinge!" donnerte der Rat die Leute an. „Und wär' es der Satanas selbst, der diesen Streich uns gespielt hat — wer ein gut Gewissen hat, fürchtet sich nicht. Die Kirche hat doch, sollt' ich meinen, noch Mittel genug, böse Geister zu bannen."

So besonders geheuer aber schien ihm selber nicht bei der Sache zu sein. Sein Gesicht war auffallend blaß. Am ruhigsten von allen war Erno. Er dachte an die Erscheinung vom gestrigen Abend. Ein eigener

Verdacht schoß ihm durch den Kopf: sollte etwa der Zigeuner bei der Geschichte sein Spiel haben? . . . Rätselhaft blieb das Ereignis immerhin; da der gewölbte Toreingang, der das Gehöft von der Außenwelt schied, selbst bei Tage verschlossen blieb, so schien es kaum denkbar, wie ein Mensch sich unbemerkt habe einschleichen können.

„Laßt uns gehen", sagte Herr von Hogstraten endlich. „Für jetzt ist nichts weiter zu machen. Wiederholt sich der Lärm, so werden wir dem Unruhestifter einfach auf der Stelle zu Leibe gehen. Das wäre mir doch ein seltsam Ding, wenn wir dem Poltron nicht sollten sein sauberes Handwerk legen können!"

Er trat den Rückweg an. Kleinlaut folgten ihm seine Untergebenen.

Wider Erwarten verlief jedoch die nächste Nacht ruhig, ebenso die folgenden Nächte. Aber im Orte liefen derweil ganz sonderbare Gerüchte um. Bald hatte es in diesem, bald in jenem Hause nächtigerweile „gewandert". Besonders auf das Kloster hatten es die Spukgeister abgesehen. War auch nicht eben verwunderlich: schwebte doch gerade um das Kloster schon seit alters ein unheimlich Dunkel. Es gab dort einen Raum, den sogenannten „Zaubersaal", in dem einst die Mönche, wie die Sage ging, mit furchtbarem Bann- und Zauberspruche einen Schatz hatten eingemauert; seitdem war's dort nimmer „richtig" gewesen, hatte dort „der Teufel schon oftmals sein Spiel gehabt". Aber so frech und unverschämt wie letzthin hatte sich der polternde Geist wohl noch nie zuvor aufgespielt: da hatte — schaudernd erzählte sich's das Volk — sich das Gespenst den Mönchen in einer so schreckhaften Gestalt „eräugt", daß ihrer mehrere, darunter der Hochwürdige selbst, vor Schreck sollten krank geworden sein.

Der ganze Ort war in Aufregung. Überall wurden die Gerüchte besprochen; überall verbreiteten sie Schrecken; Erwachsene wie Kinder waren gleichermaßen von der Gespensterfurcht angesteckt. Auch das Haus des Rats machte keine Ausnahme davon; hatte doch dort der Geisterspuk just zuallererst sein haarsträubendes Wesen gehabt!

Neunzehntes Kapitel.

Frei.

Von einem Tage zum andern hatte Erno inzwischen auf die Rückkehr des Schneiderleins gewartet. Aber die Zeit verging, ohne daß das verabredete Zeichen erscheinen wollte. Die Sorge, daß dem wackeren Manne auf seinem nächtigen Gange ein Unfall begegnet sei, ließ sich nicht länger abweisen, und die Hoffnung erlosch, die er auf ihn gesetzt hatte. Um so mehr richteten sich seine Gedanken jetzt auf den Zigeuner. Wenn er es war, der die Spukgeschichten in Szene gesetzt hatte, so mußte er doch irgendeinen vernünftigen Zweck dabei haben. Aber wo blieb er? Jedenfalls war es, wenn ihm von irgendeiner Seite noch Hilfe kommen sollte, nachgerade hohe Zeit dazu. So manches im Hause deutete darauf, daß irgend etwas Wichtiges geplant wurde. Der Rat war in Unruhe und Aufregung; den ganzen Tag sah man die Diener beschäftigt, Kisten und Truhen zu packen; es war, als wenn ein Umzug, wenn nicht gar eine Flucht vorbereitet würde. Waren vielleicht die Schweden in der Nähe? Sein Herz jubelte bei dem Gedanken. Aber wie, wenn die, in deren Gewalt er sich befand, gerade noch rechtzeitig die Flucht ins Werk setzen konnten und ihn einfach mit sich davonschleppten?

Mit solchen Gedanken beschäftigt, in Betrübnis über das vermutliche Schicksal des Schneiderleins, war er eines Abends zur Ruhe gegangen. Es dauerte lange, bevor er Schlaf finden konnte. Kaum war er jedoch eingeschlafen, als er infolge eines schrecklichen Getöses schon wieder erwachte. Derselbe Lärm, der ihn kürzlich aus dem Schlafe geschreckt hatte, wiederholte sich, nur daß es diesmal noch schauerlicher zuging als das erstemal. Treppauf, treppab, durchs ganze Haus ging der Spektakel. Unheimliche Töne drangen an des Lauschenden Ohr, eine wahre Höllenmusik — ein Geheul und Miauen, ein Poltern und Dröhnen, ein Fauchen und Stampfen, als ob ein ganzes Heer wilder Katzen sich im Hause herumbalgte. Stimmengewirr ließ sich hören. Tritte stapften die Stiegen zum Speicher hinauf, dröhnten mit Gepolter wieder herab. Plötzlich geschah ein dumpfer Fall, von einem mark- und

beinerschütternden Schrei begleitet. Den Gefangenen überlief es eiskalt. Gleich darauf ward es still; man hörte nichts mehr.

Auf einmal fühlte sich der Lauschende an der Schulter berührt. Erschrocken — er hatte weder das Öffnen der Tür noch ein sonstiges Geräusch vernommen — fuhr er empor: „Wer da?"

„Pst!" flüsterte jemand. „Ich bin's, Ew. Gnaden Diener, der Nix. Kleidet Euch eilends an und folgt mir!"

In grenzenlosem Erstaunen griff Erno, wie um sich zu vergewissern, daß er nicht träume, nach der dunkeln Gestalt.

„Nix, du?" entfuhr es seinem Munde. „Waghalsiger, wie kommst du hierher?"

Mit leisem Kichern kam es zurück: „Mein Geheimnis, Ew. Gnaden! Aber sputet Euch; wir haben, traun, nicht viel Zeit zu verlieren."

Im Augenblicke war der Doktor aus den Federn. In größter Hast warf er sich in die Kleider.

„Zieht die Strümpfe über Eure Stiefel!" flüsterte Nix. „So — und nun sacht hinweg! Hier zum Fenster hinaus geht unser Weg."

Erno war alles wie ein Traum. Fast willenlos folgte er dem Zigeuner. Eines der Fenster stand offen. Er sah hinaus und entdeckte eine Leiter, deren Spitze bis zum Fenster reichte. Sonst war es sehr finster draußen; Wolken zogen am nächtigen Himmel hin; kein Sternlein war zu sehen.

„Seht Ihr die Leiter?" fragte der Zigeuner leise.

„Ich sehe sie.

„So steigt hinaus. Kommt, ich helfe Euch."

Von dem Zigeuner unterstützt, gelangte Erno glücklich auf die Leiter. Vorsichtig mit Hand und Fuß tastend, stieg er langsam nach unten. Der Zigeuner folgte ihm.

„So, das wäre vollbracht", kicherte Nix, als er den Boden erreichte. „Jetzt nur die Leiter hinweg — ich hatte sie, wißt Ihr, Euretwegen hingestellt; mir selbst genügte die Dachrinne — und dann heidi!"

Die Leiter, die Nix einem benachbarten Gehöft entführt hatte, wurde wieder an ihren Ort gebracht. Leisen Trittes eilten beide die dunkle Gasse hinab. Erschreckt hemmte jedoch der Flüchtling seinen Schritt. Aus der Ferne drangen Tritte und Kommandorufe an sein Ohr. Nix beruhigte ihn.

„Es sind die Krabaten der Wache — die Ablösung oder die Runde", flüsterte er. „Wir können nicht ausweichen. Aber seid ohne Furcht! Haltet Euch dicht hier am Hause; sobald die Luft rein ist, komm' ich zurück."

Er entfernte sich. Der Doktor tat, wie ihm geheißen war. Der Zigeuner hatte sich mitten im Wege aufgepflanzt; Finsternis verbarg seine Gestalt, so daß Erno seine Bewegungen nicht beobachten konnte. Ein zorniges Grunzen ließ sich hören und ein Fauchen wie von einem Blasebalge. Gleichzeitig nahm der Lauscher einen eigentümlichen grünlichen Lichtschein wahr und ein Glitzern und Knistern wie von springenden Funken. Je näher die Tritte kamen, desto lauter ward das Grunzen, desto stärker das Fauchen, das Knistern. Die Soldaten konnten nur noch wenige Schritte entfernt sein. Gespannt lauschte der Doktor in das Dunkel hinaus. Auge und Ohr waren durch die Aufregung aufs äußerste geschärft; er hörte einen unterdrückten Fluch; über den Weg flog mit katzenähnlichem Sprunge eine koboldartige, fauchende, funkensprühende Gestalt, und eine hohle Grabesstimme rief in schauerlichen Tönen:

„Ha, ihr Halunken! Her, her, her, daß ich euch allen die Hälse umdrehe!“

Ein Ruf des Entsetzens: „Heilige Mutter Gottes, steh' uns bei!“ — und Hals über Kopf stürzten die tapferen Krieger davon.

Ein höllisches Gelächter folgte den Fliehenden. Gleich darauf hörte der Lauschende dicht neben sich den Zigeuner flüstern:

„Der Weg ist frei — jetzt schnell zum Orte hinaus! Kommt, ich führe Euch!“

Ohne einem weiteren Hindernisse zu begegnen, gelangten beide ins Freie. Sie lenkten ihre Schritte dem Bache zu und betraten den Wiesenpfad, der an seinem erlenbegrenzten Ufer zum Walde führte.

„So, heraus wären wir glücklich“, nahm der Doktor das Wort. „Aber Nix, Nix, was sind das für Streiche! Dieser tolle Hokuspokus! Wenn die Feiglinge nun hätten standgehalten, was dann?“

„Ha, wer gewinnen will, muß wagen“, lachte Nix. „Gefährlich, meint Ihr? Pah — bei dem furchtsamen Volke! Fühlt einmal her, Ew. Gnaden.“

Tastend glitt des Flüchtlings Hand über das dunkle Habit des Zigeuners. Es fühlte sich rauh und haarig an wie das Fell eines Tieres.

„Von einem einjährigen Rinde“, berichtete Nix. „Das Fell gibt Funken, wenn man es streicht. Da, die Hörner auf dem Kopfe und hier, der Blasebalg,“ — er lachte wieder, als er das Ding unter dem Felle hervorzog — „ha, ich wollte den sehen, der bei solchem Anblicke standhalten würde.“

Erno war sprachlos. Erst jetzt bemerkte er den eigentümlichen Kopfschmuck seines Begleiters. Die Sache gefiel ihm so übel als möglich.

„Nein, solch ein Streich!" rief er und schüttelte den Kopf. „Du Wagehals! Das Stücklein mit den Soldaten — na, sei's drum! Verstünd' ich nur, was du mit allen den losen Streichen vorher, dem Hokuspokus in den Häusern bezwecktest. War es lediglich auf meine Befreiung abgesehen, was trieb dich, die Leute noch extra mit solchen tollen Späßen aufzuregen und den Poltergeist nächtens zu spielen? Der Rat drohte schon neulich, er würde dem Störenfriede persönlich zu Leibe gehen, wenn —"

„Ha, der", spottete Nix und kicherte. „Ist just so furchtsam wie die andern. Vom Boden bis unten im Haus bin ich gewesen und hab' meinen Hokuspokus gemacht; da gab's drinnen ein Gekreisch, sag' ich Euch! Ich hört', wie der Herr aufstund, wie er Licht machte und die Diener weckte; polterte derweil mein Stücklein und wartete. Dann aber huscht' ich flugs die Treppen bis auf den Speicher wieder hinauf und versteckte mich hinter der angelehnten Tür. Ihrer drei, vier kommen mit Lichtern die Treppe herauf, ihnen voran der Herr mit Brevier und Rosenkranz. Einer der Kerl' hatt' 'ne Ofengabel in der Hand; ich hört', wie er sich hoch und teuer verschwor, den Störenfried, wenn es ein Sterblicher wär', aufzuspießen wie ein nichtsnutziger Bub' einen Schmetterling . . . Na, ich lach' mir ins Fäustchen und denk': Wart' nur, du Großmaul, ich will dich schon treffen! Jetzt sind sie an der Tür. Mit Vehemenz reiß' ich sie auf; ehe die Knollfinken sich's versahen, hatte der Zugwind die beiden Lichter ausgelöscht. Ich rieb das Fell, daß es knisterte; fauchend drohte ich, ihnen allen die Hälse umzudrehen. Hättet nur sehen sollen, wie schnell sie Fersengeld gaben! Ich hinterdrein, fuhr in der Dunkelheit dem einen mit dem Kuhschwanz ins Gesicht, daß er vor Schreck zu heulen anhob wie ein klein Kind; dem großmäuligen Kerl aber wischt' ich mit dem Blasebalg eins auf sein Hinterteil, daß er vor Entsetzen aufbrüllt' wie ein Ochs und auf allen vieren die Stiege hinunterkollerte. Glaubt Ihr, daß ich Ursach hatte, mich vor solchen Kerlen zu fürchten?"

„Tollkühner!" rief der Doktor. „Es konnte auch anders kommen. Und frevelhaft war dein Spiel auf jeden Fall. Selbst im Kloster hast du solche Streiche vollführt. Wozu dieser ganze nichtswürdige Firlefanz?"

Der Zigeuner lachte. „Das Kloster", erwiderte er, „oder vielmehr das Gerücht, so über das Kloster in der Gegend geht, hat mich just erst auf die Geschicht' gebracht. Ew. Gnaden haben doch gewiß gehört von dem Zaubersaale, so im Kloster über dem Kreuzgange liegt? Ja? Nun also, darauf bauten wir unsern Plan. Wir, sag' ich; Ew. Gnaden müssen nämlich wissen, daß ich bei dem Spuk im Kloster und sonst hab' meine

Helfershelfer gehabt. Nichtswürdiger Firlefanz, sagt Ihr; hm, mögt schon recht haben. Will's Euch nur gestehen, war mir anfangs selber nit ganz geheuer bei der Sach'. Aber einer der Unsern, ein gar erfinderischer Kopf, eine Art Dichter, der den Plan hat aufgebracht, bestund darauf, es müßt' sein; auf andere Art wär's nit möglich, Euch unbeschrien aus dem Orte zu bringen. Na, und recht hatt' er, der Herr Storch! Hätten wir nit erst den Hokuspokus gemacht, hätt' ich Euch so einfach, was ja am End' möglich gewesen wär', aus dem Hause entführt, ich wollt' mal sehen, was es morgen für einen Spektakel gäbe! Sämtliches Söldnergesindel der Gegend würden sie uns auf den Hals hetzen, mit Hunden würden sie unsere Spur verfolgen. Jetzt sind sie all in der richtigen Stimmung; jetzt werden sie — na, Ew. Gnaden können sich wohl denken, weshalb — sobald nit dran denken, Euch zu verfolgen. Bis denen der Mut und der Verstand wiederkommt, sind die Spuren verwischt und Ihr längst über alle Berge."

Der Doktor war starr. Endlich war ihm ein Licht aufgegangen über die eigentümliche Rolle, die er bei dieser Entführung spielen sollte. Die ganze Freude, seine Freiheit wiedererlangt zu haben, war ihm durch dieses sonderbare Geständnis vergällt.

„Pfui dich, o pfui, ihr abscheulichen Menschen!" fuhr er in heller Entrüstung auf. „War das die Meinung? O pfui, diese Menschen glauben zu machen, der leibhaftige Satanas habe den Ketzer entführt! Schande, o der Schande, was wird das ihnen wieder Wasser auf ihre Mühle liefern! . . . Ich sehe schon, ich werde meine Not haben mit dir, du Galgenstrick! Daß du mir dein Lebtag nicht wieder beikommen lässest, solche Teufelsstreiche zu machen!"

Der Zigeuner senkte betroffen das Haupt.

„Hab' ich's doch nur gut gemeint, Ew. Gnaden", gab er halb traurig, halb trotzig zur Antwort.

Schweigend schritten sie nebeneinander dahin. Endlich war der Wald erreicht. Der Doktor sah zurück. Ein heller Streifen am Himmel deutete auf das baldige Aufgehen des Mondes. Einen Augenblick später brach ein schimmernder Lichtblitz durch das dunkle Gezweig. Der Mond war aufgegangen. Unser Flüchtling sah seinen Begleiter an. Der Anblick war so urkomisch, daß er nicht umhin konnte, zu lächeln.

„Wohin führst du mich eigentlich, du Galgenstrick?" fragte er.

Der Zigeuner sah auf. Sein Gesicht erheiterte sich, als er an der lächelnden Miene des Fragenden erkannte, daß dieser sich in die Lage gefunden hatte.

„Wohin?" gab er mit verschmitztem Grinsen zurück und kratzte sich

hinter dem Ohre. „Nun, fürs erste dahin, wo man uns halt erwartet. Ein Stündchen wird's noch sein bis dorthin."

„Erwartet? Wer?"

„Wer? Da ist erstlich — na, Ew. Gnaden haben ja die Gesellschaft gesehen."

„Die?" Der Doktor machte ein langes Gesicht. „Also Affen und Bären, ehrlose fahrende Leute — eine schöne Gesellschaft, find' ich."

„Ew. Gnaden wundern sich. Freilich, Bären und Affen und dergleichen Volk, auch Herr Storch ist dabei, unser Dichter, der den Anschlag, wie es mit Eurer Befreiung anzustellen, ersonnen hat. Ein groß Glück, traun, für Euch und für mich, daß mir's gelang, bei dem lustigen Völklein unterzukommen, nachdem alle Versuche, Euch allein aufzufinden, so kläglich gescheitert waren. Habe den Harz, das ganze Eichsfeld durchsucht nach Euch, in allen Klöstern, auf allen Edelhöfen herumspioniert, ob ich nit irgendwo den Junker, so Euch dazumal aufgehoben, oder seinen Vetter Hochwürden entdecken —"

„Junker und Vetter Hochwürden", unterbrach ihn der Flüchtling erregt, „gut, daß du mich darauf bringst. Welche Bewandtnis hatte es eigentlich mit jenem Überfalle? Die ganze Zeit habe ich über die rätselhafte Geschichte nachgegrübelt. Hätte ich nicht deinen erschreckten Aufschrei gehört, ich hätte glauben können, das Ganze sei ein abgekartetes Spiel, und du stecktest mit in dem Komplott."

Der Zigeuner senkte den Kopf. „Dacht' ich's doch", sagte er traurig. „Ein Komplott war's, Ew. Gnaden, aber Nix hatte nichts damit zu tun." Er erzählte, wie es bei dem Überfalle zugegangen war. Mit steigender Verwunderung hörte der Flüchtling zu. „Auch Ihre Herrlichkeit, der Obrist," schloß Nix seinen Bericht, „haben mich in dem Verdachte gehabt; weiß noch jetzt nit, ob der Herr mir vollständig traut. Hat mich aber doch zuletzt laufen lassen, nachdem er mich noch bedeutet, was für eine Person mit dem ‚Vetter Hochwürden' gemeint sein könne, und daß ich, falls es mir gelänge, Eure Spur zu entdecken, ihm oder einem andern der schwedischen Heerführer Nachricht geben solle. Nun," — er lachte leise in sich hinein — „'s ist a bissel anders gekommen, und ich freue mich darob. Daß ich selbst das Glück haben würde, Euren Befreier zu spielen, daran haben weder Ihre Herrlichkeit noch ich selber dazumalen gedacht. Wär' auch nit möglich gewesen, hätt' ich nit bei der Gauklertruppe Aufnahme und eine Anstellung als Harlekin, Tambour und Pferdeführer gefunden. War vorher schon einmal in Walkenried gewesen — Ihre Herrlichkeit hatten, als sie mich dazumal verabschiedeten, von dem Abte daselbst gesprochen —, aber mein damalig Spionieren im Orte wär' mir fast

übel geraten. Ich fiel dem Büttel in die Hände, ward von ihm weidlich mit Schlägen traktiert und mit Hunden zum Ort hinausgehetzt. Jetzt bei der Truppe ist das mit dem Spionieren ein leichter Ding. Wer sucht in dem Harlekin einen Spion? Während ich mit dem Völklein im Lande streifte, hatt' ich das Glück, einen Mann zu finden, der mir über Euren Aufenthalt Aufschluß geben konnt'. Der Mann ist's besonders, der Euch in dem Dörfle vor uns erwartet."

Hoch auf horchte der Befreite. Eine Ahnung dämmerte ihm auf.

„Ah," rief er, „und wer ist der Mann? Sprich, und spanne mich nicht auf die Folter."

„Keiner der Eurigen gerade," versetzte Nix gelassen, „oder ja, eigentlich doch. Die Geschichte war so. Es war halt an dem Morgen desselben Tages, an dem ich Ew. Gnaden zuerst habe wiedergesehen. Kommen wir da durch einen Wald, hören auf einmal ein Stöhnen, und wie wir nachsehen, liegt da ein Mensch mit einem gebrochenen Bein. ‚Um Gottes Barmherzigkeit willen, ihr guten Leutchen,' rief er, ‚nehmt mich doch mit, daß ich nicht gar umkomme an diesem Ort.' Wie wir weiter fragen, ist es ein Mann aus Walkenried, der, sagt er, für einen Herrn daselbst eine Botschaft habe auszurichten von Schloß Rabenhorst, aber in der Nacht beim Abstiege vom Berge hätte Unglück gehabt. Aus Walkenried — das machte mich neugierig. Ich fragte weiter. Kurz und gut — ein Wort gab das andere, und da stellt sich's heraus, daß seine Botschaft keinen andern angeht als Euch selbst, Ew. Gnaden. Ei ja, Ew. Gnaden mögen sich denken, wie mir zumute war bei solcher Entdeckung. Er selbst aber war rein außer sich vor Freude und tat närrisch wie ein Kind, als er hört', ich sei Euer Diener, hätte schon viele Wochen lang nach Euch vigiliert und geforscht und wolle jetzt alles daran setzen, Euch dem Klostervolke aus den Zähnen zu reißen. Wir haben den Mann dann aufgehoben und mit uns genommen nach dem Orte, dahin wir jetzt kommen werden, und der seither unser Absteigequartier gewesen ist. Dort werden Ew. Gnaden ihn finden. Sein Bein ist auf der Besserung, und er sieht Eurer Ankunft mit großem Verlangen entgegen."

Der Zigeuner schwieg. Seinen Zuhörer hatte die Erzählung nicht wenig ergriffen. „Mein guter Meister Grünbaum," rief er bewegt, „also er! Der Ärmste — also hat meine Befürchtung sich wirklich bestätigt . . . Nun, Gott sei Dank, daß er wenigstens nicht um das Leben gekommen ist."

„Also in einem Dorfe", fuhr er nachdenklich fort, „ist unser Nachtquartier. Wohin aber dann? Wo, wo finde ich mein Regiment?"

„Ja, wo? Das wär' just die Frag'. Der Tilly hat eine große Schlacht verloren und —"

„Eine Schlacht," fiel Erno voll Unmuts ein, „so hörte ich schon einmal, und ich mußte derweilen — weiß man nicht, wo sie stattgefunden hat?"

„Bei Leipzig herum. Der Tilly ist gänzlich aufs Haupt geschlagen worden und hat, indes der Schwed', wie man hört, südwärts auf den Main zu marschiert und den Katholischen dort auf dem Nacken sitzt, sich ins Westfälische gewandt. Zwischen dem Harz und Thüringen hält der Aldringer alles mit seinem Kriegsvolke besetzt. Ew. Gnaden sehen also, daß es für uns etlichermaßen schwierig wär', uns geradeswegs nach den Maingegenden durchzuschlagen. Das beste ist, wir versuchen, auf einem Umwege die Weser hinauf zuerst nach Kassel zu ziehen. Am Hofe des hessischen Landgrafen, denk' ich, werden sie uns über das Wie und Wo halt weitere Auskunft geben. Mache Ew. Gnaden den Vorschlag. Für den Fall, daß es Euch so genehm, haben etliche unserer Gaukler sich anheischig gemacht, Eurer größeren Sicherheit wegen uns das Geleite zu geben. Die Leutlein hatten ohnehin vor, die hiesige Gegend zu verlassen und im Hessischen Vorstellungen zu geben. Müßtet Euch nur gefallen lassen, eine Zeitlang andere Kleider zu tragen. Eure Montur — man hat sie Euch, seh' ich, ja merkwürdigerweis' gelassen — taugt nix dazu. Wenn kaiserliche Streifer des Weges uns aufstießen — und das ist halt immerhin möglich —, so wär' Euch die Montur nur gefährlich. Sie würden in Euch den Kriegsmann erkennen und Euch ohne weiteres aufgabeln."

Erno dachte nach. Die Aussicht, in ‚unehrlicher' Gesellschaft, mit fahrenden Leuten zu wandern, war wenig nach seinem Geschmacke. Aber was blieb ihm eigentlich übrig? Nach einigem Besinnen erklärte er sich mit dem Plane einverstanden.

Schweigend setzten beide ihren Weg fort. Nach einiger Zeit sahen sie, an einer Krümmung des Tales angelangt, die Umrisse von Häusern ragen. Die tiefen Laute einer mächtigen Hundestimme drangen an des Flüchtlings Ohr.

„Dort ist unser Ziel", bemerkte Nix. „Das Dörfle ist ausgestorben; außer denen, die etwa im Vorübergehen Quartier darin nehmen, keine Menschenseele im Orte zu finden."

Bald hatten sie das Dorf erreicht. Es bot einen über die Maßen trübseligen Anblick dar. Die Hofstellen lagen verödet, die meisten Häuser in Trümmern; die Zäune waren zerrissen, Gärten und Felder ringsum eine Wüstung geworden, von Gestrüpp und Unkraut überwuchert. Ein einziges Gebäude, das, größer als die andern, etwas seitwärts lag, ver-

riet noch die Spuren menschlichen Lebens. Licht schimmerte durch die Ritzen der geschlossenen Läden. Ein Gewirr von Menschen- und Tierstimmen scholl heraus. Der Flüchtling stutzte. „Ei, ei, du Schelm," flüsterte er, „dein Bärenführer und seine Vierhänder scheinen da nachgerade sich zu einer ganzen Menagerie zwei- und vierbeiniger Wesen vervielfältigt zu haben. Und in die Gesellschaft soll ich mich wagen?"

„Kommt nur mit, Ew. Gnaden", beruhigte ihn Nix. „Ich sagt's Euch schon, 's ist ein Komödiantentrupp — ein lustig, harmlos Völklein, keine Räuberbande."

Sie schritten weiter. Ein paar große Hunde umkreisten das Gehöft. Plötzlich hatten sie die Witterung; mit lautem Gebell stürzten sie ihnen mit gewaltigen Sprüngen entgegen. Nix ließ einen Ruf hören, da stutzten die Bestien; schweifwedelnd kamen sie näher und ließen sich zu seinen Füßen nieder. Ungehindert betraten beide das Gehöft. Auf dem Vorplatze, der sich vor der Front des Hauses dehnte, war eine Anzahl bedeckter Wagen aufgefahren. Nix schlug gegen einen der Fensterläden; gleich darauf ward dieser von innen zurückgeschoben, eine Gestalt zeigte sich, und eine tiefe Stimme rief in komischem Pathos:

„Mensch oder Geist, wer bist du, sprich, so mit Lärm und Gepolter
Wagt, nachtschlafender Zeit friedliebende Bürger zu stören?"

„Ei, daß dich!" rief der Zigeuner belustigt. „Alter klapperstorchbeiniger Verseverbrecher, kennt Ihr mich nicht? Flugs, macht auf!"

„Ha, Fra Diavolo, du?" rief es in demselben Tone zurück. „So komm herein, mein holder Tausendschön. Sei uns gegrüßt!"

Die Tür ward geöffnet, und beide begaben sich ins Haus. Sie betraten ein Gemach, das von dem qualmenden Licht zweier Kienspanfackeln erleuchtet war. Lautes Gelächter, Würfel- und Becherklang scholl den Eintretenden entgegen. Um einen höchst einfachen, nur aus Pfählen und Brettern hergerichteten Tisch hatte sich ein seltsam Völklein, wohl ein Dutzend in abenteuerliche Kostüme gekleideter Gestalten geschart — Bärenführer, Seilspringer, Athleten, Feuerfresser, Bajazzos und dergleichen, die sich bei Trunk und Spiel die Zeit vertrieben. Auch ein paar Weiber, ebenso wild und abenteuerlich wie die Männer gekleidet, waren darunter. Bei dem Anblick des Doktors und seines gehörnten Begleiters fuhren alle, Männlein und Weiblein, mit jauchzendem Zurufe von ihren Sitzen auf. Würfel und Karten verschwanden im Nu; lachend und komische Grimassen schneidend, verneigten sie sich vor dem Doktor, tanzten wie Kobolde in tollen, gliederverrenkenden Sprüngen um den Zigeuner herum und sangen:

„Mein holder Schatz, kehrst du zurück?
Feinsliebchen, sei willkommen!
Welch Freudenlicht, welch himmlisch Glück,
So endlich mir entglommen!
Hab' sehnsuchtvoll, mein Schatz, nach dir
Mir ausgeguckt die Äuglein schier:
Wird Liebchen wiederkommen?"

„Nachteulen," rief Nix und tat einen Luftsprung, „wollt ihr wohl stille sein, oder soll Fra Diavolo euch Moritz lehren?"

Wie der Blitz hatte er einen der jüngsten, einen kleinen, untersetzten Burschen in Schellenkappe und Narrentracht, ergriffen, wirbelte ihn ein paarmal im Kreise herum, sprang mit einem Satze zurück, duckte sich und rannte mit den Hörnern so plötzlich einen andern an, daß dieser stürzte, zog alsdann den Blasebalg hervor und begann mit solcher Behendigkeit rechts und links Streiche auszuteilen, daß die Getroffenen laut aufschrien und alles mit Hallo und Gelächter auseinanderstob.

„Ruhe, meine Herrschaften!" rief eine Stimme in den Tumult hinein. Der Doktor, der sacht zur Seite getreten war und verwundert die lächerliche Szene betrachtete, erkannte den Mann, der sie zuerst aus dem Fenster begrüßt hatte. Eine lange, spindeldürre Gestalt, verbeugte er sich mit komischer Grandezza vor dem Zigeuner und richtete im Tone tiefster Unterwürfigkeit an ihn die Frage:

„Fra Diavolo, was haben Ew. Liebden uns zu erzählen?"

„Ja, erzählen!" riefen alle. „Fra Diavolo, erzähle!"

„Wohl, meine Freunde", gab Nix mit vergnüglichem Grinsen zurück. „Fra Diavolo wird eure Neugier befriedigen, wofern ihr ihm und" — er deutete auf den Doktor — „diesem achtbaren und wohlehrbaren Manne, den ich die Ehre habe, euch vorzustellen als meinen verlorenen und nunmehr wiedergefundenen Herrn, ein Plätzlein vergönnt an eurer Tafelrunde."

Im Nu nahmen alle die verlassenen Sitze wieder ein, der Lange aber trat mit höflicher Verbeugung vor Erno hin und sagte:

„Darf ich den Herrn bitten, uns die Ehre seiner Gesellschaft zu vergönnen und in unserer Mitte Platz zu nehmen?"

Der Flüchtling folgte der Aufforderung. Nix, der seinen gehörnten Kopfschmuck mit Blasebalg und sonstigem Zubehör von sich geworfen hatte, ließ sich neben ihm nieder und berichtete den Genossen das bestandene Abenteuer. Als er fertig war, erhob sich der Hagere würdevoll; einen gefüllten Becher in der erhobenen Rechten, verneigte er sich gegen den Erzähler und sang:

„Bravo, du edles Zigeunerblut!
Fra Diavolo, traun, der Witz war gut.
Auf, lustige Zecher,
Kredenzt ihm den Becher!
Salve, Bruder, heisa juchhei,
Hoch lebe der Witz und die Narretei!“

„Hoch lebe der Witz und die Narretei!“ wiederholten die übrigen jauchzend, und alle, Männlein wie Weiblein, kredenzten dem Genossen den Willkommtrunk. Dann wandte der Stegreifdichter — ein fahrender Schüler, der mit einem Thespiskarren durch die Lande zog und hier gewissermaßen die Führerrolle behauptete — sich an den Gast, wünschte in launiger, wohlgesetzter Anrede ihm Glück zu seiner Befreiung und trank auch ihm aus dem mit schäumendem Biere gefüllten Becher zu. Unsern Doktor kostete es einige Überwindung, Bescheid zu tun, doch ließ er sich klüglicherweise nichts merken. Ernst und freundlich sprach er den Leutlein seinen Dank für die Begrüßung aus.

Der Zigeuner war hungrig. Eine der anwesenden Schönen trug Brot und Käse auf. Tapfer hieb Nix in die Vorräte ein. Auch Erno wurde aufgefordert, zuzulangen, er lehnte jedoch dankend ab. Die andern griffen, indes Nix mit der Stillung seines Hungers beschäftigt war, wieder zum Würfelbecher, und der Flüchtling hatte Muße, ihre Gesichter zu studieren. Der Stempel des Leichtsinns und der Verkommenheit war allen, besonders den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft, mehr oder weniger aufgeprägt, eine eigentliche Verbrecherphysiognomie jedoch nicht zu entdecken. Die Wahrnehmung beruhigte ihn.

Nix hatte seinen Hunger gestillt.

„Wie ist's,“ fragte der Doktor, indem er sich erhob, „kann ich wohl jetzt noch unsern Kranken sprechen?“

Nix stand auf, zog eine der Kienspanfackeln aus der Wand und schritt der Tür zu. Doktor Ansorge folgte ihm. Sie gingen über den Hausgang und erreichten eine Tür, die zu einem kleinen Gelasse führte. Auf der Schwelle blieben sie lauschend stehen. Gebetsworte drangen an ihr Ohr. Jetzt traten sie ein.

Auf einer Strohschütte, mit einem alten Mantel zugedeckt, lag der Verunglückte. Ein heiteres Lächeln flog über sein blasses Gesicht, als er den Eintretenden erkannte.

„Da seid Ihr, lieber Herr!“ rief er und streckte dem Besucher die Hand entgegen. „Grüß Gott! Hätt's fast nicht gedacht, daß ich Ew. Gnaden noch einmal würde wiedersehen. Und doch hat es Gott gerade so über die Maßen gut gemacht.“

„Grüß Euch Gott, mein lieber, lieber Meister", erwiderte Erno bewegt und ergriff seine Hand. „Habt Ihr noch viel Schmerzen?"

„Jetzt nicht mehr", versetzte das Schneiderlein. „Die Leutlein haben getan an mir, was sie konnten, mir Linderung zu verschaffen. Haben mir Wasserumschläge gemacht einen um den andern; eine alte Frau hat lindernde Kräuter aufgelegt, und Gott hat ihre Bemühungen gesegnet. In einigen Wochen werd' ich wohl imstande sein, nach Walkenried zurückzuhumpeln. Freilich, ein steif Bein werde ich wohl davontragen — aber was tut's? Wäre mir der Unfall nicht zugestoßen, hätt' ich Ew. Gnaden nur eine schlechte Hilfe sein können. Denn mit Rabenhorst, das ist einmal nichts. Fast alle Leute dort liegen krank, den Herrn hat es am letzten gepackt; mehrere, darunter auch die Gemahlin des Herrn, sind schon gestorben. Möcht's wissen, was es für eine Krankheit ist; die Pest ist's nicht, und doch ist's fast ebenso schlimm. Der Herr lag, als ich dort war, gerade im heftigsten Fieber und redete irre. Ein Diener, der einzige, den die Krankheit verschont hatte, und ein paar alte Mägde, die sie gehabt und glücklich überstanden hatten, aber noch immer bleich und todesmatt im Hause umherschlichen, pflegten ihres Herrn mit Aufopferung; aber 's ist fraglich, ob er zu dieser Stunde noch lebt. Betrübten Herzens bin ich wieder von dannen gegangen. Da kam der glückliche Unfall, der die Ursach ist, daß ich mit jenen Leutlein und" — ein dankbarer Blick traf den Zigeuner — „besonders mit diesem Jünglinge bin zusammengetroffen. Ich meine wohl, Gottes Wege sind da wieder einmal recht wunderbar gewesen."

Der Flüchtling nickte. „Ja, freilich, wunderbar", flüsterte er.

Er untersuchte mit des Schneiders Bewilligung die Bruchstelle und den Verband. Befriedigt blickte er auf.

„Gott sei Dank," sagte er, „es ist nicht so schlimm, wie ich befürchtete, lieber Meister. Euer Bein wird, ich freue mich, es sagen zu können, wieder gesund werden, wird nicht steif bleiben. Es war eine geschickte Hand, die Euch verbunden hat. Wer aber wird sich Euer annehmen, wenn nun die Leutlein werden von dannen ziehen?"

„Hat keine Not damit", bemerkte Nix. „Ein Teil der Gesellschaft wird halt noch eine Zeitlang im Dörfle verweilen, das heißt, tagsüber werden ihrer immer so etliche in den Orten umher ihre Künste zeigen und nächtens zurückkehren; 's gibt ja für unsereins keinen sichereren Ort in der Welt als so ein verlassenes Dorf. So wird der Meister versorgt sein. Haben einmal A gesagt, wollen auch B sagen, spricht Herr Storch, unser fahrender Sänger."

„Ja, lieber Herr," äußerte das Schneiderlein, „die Leutlein haben,

ohne es zu wissen, Engeldienste an mir verrichtet. Ew. Gnaden dürfen unbesorgt sein meinetwegen. Ich bin ja über die Maßen froh, daß Ihr diesen Jebusitern seid glücklich entronnen. Dieser Jüngling, denke ich, wird Euch mit Gottes Hilfe den Eurigen wieder zuführen."

Sie sprachen noch eine Weile miteinander; dann wünschte unser Flüchtling dem Meister eine geruhsame Nacht und verließ mit dem Zigeuner das Zimmer. Nix wies ihm seine Schlafstelle in der Oberstube des Hauses an, ein Lager von Moos und trockenem Laub.

„Ein schlecht Bett," grinste er, „aber gelt, Ew. Gnaden, 's ruht sich halt immer noch besser auf einer Streu in der Freiheit als auf dem feinsten Daunenbett, wenn man Gefangener ist? Habe Euch extra das Moos zusammengesucht. Da," — er zog ein Bärenfell aus einem Winkel hervor — „das ist zum Zudecken. Und nun wünsche ich Ew. Gnaden wohl zu schlafen. Bleibt ruhig liegen, bis ich Euch wecke."

Der Doktor reichte ihm mit ernstem Blicke die Hand. „Ich danke dir, Nix. Gute Nacht!"

Im nächsten Augenblicke war er allein. Ein Geräusch von scharrenden Füßen unter ihm bekundete, daß auch die andern Miene machten, zur Ruhe zu gehen. Ein inniges Dankgebet im Herzen und auf den Lippen schlief er ein.

Zwanzigstes Kapitel.

Waldfrieder.

Am andern Morgen erfolgte der Aufbruch. Nach einem rührenden Abschiede von Meister Grünbaum begab sich unser Flüchtling, als „Hemdenmatz" — Fuhrmann in blauem Kittel — verkleidet, in seiner neuen, seltsamen Begleitung von Gauklern, Bären und Affen auf die Wanderung. Der Weg führte durch ein enges Tal. Rechts und links dehnten sich waldreiche Abhänge, von Schluchten durchschnitten, in deren gestrüppumwucherter Rinne manch ein kleiner Bach lustig über Stein und Felsen sprang und mit dumpfem Tosen zu Tale glitt. Grüne Matten schmiegten sich an den flacheren Hügelabhängen malerisch in den Wald hinein. Später veränderte sich die Szenerie; die Berge nahmen, von Granitfelsen durchsetzt, wildere Formen an; der Weg ward schwieriger und nötigte zur Vorsicht.

Der Trupp bog in einen Rennsteig ein, der dort, wo der Bach entsprang, über die Berge führte. Nach einiger Zeit sahen die Wandernden eine Felswand vor sich, die anscheinend jedem weiteren Vordringen Halt gebot. In der Nähe besehen, schwand das Hindernis: der Weg schlängelte sich am Fuße der Felswand hin; plötzlich traten die Felsmassen wie ein Tor auseinander, durch das die Straße, zu einem Hohlwege verengt, hinanführte.

Sie waren noch nicht auf der Höhe angelangt, als oben ein Hund anschlug. Betroffen machte der voranschreitende Bärenführer Halt. Das Gesicht rückwärts gewandt, wollte er seinen Begleitern eine Bemerkung zurufen, als eine rauhe, drohende Männerstimme rief:

„Halt, wer da?"

Verdutzt sahen alle empor. Ein bärtiges Antlitz tauchte hinter einem Felsblocke auf, und der Lauf einer Büchse blinkte ihnen drohend entgegen.

„Gebt Antwort, oder ich gebe Feuer!" scholl es von oben herunter. Der Schütze hatte, die Büchse im Anschlage, sich in seiner ganzen Länge erhoben. Gesicht und Haltung bewiesen, wie bitter Ernst es ihm mit der Drohung war. Eben wollte der Bärenführer den Mund zu einer

beschwichtigenden Antwort öffnen, da geschah etwas Unerwartetes. Er fühlte sich von jemand zur Seite gedrängt: er wandte sich um und erblickte den Doktor, wie er mit erregtem Gesicht und langgestrecktem Halse die Höhe hinaufsah und jetzt mit lauter Stimme rief:

„Waldfrieder — Herr Förster, täusche ich mich, oder seid Ihr es wirklich?"

Der Schütze stutzte.

„Wer seid Ihr?" gab er, ohne seine Haltung zu ändern, zurück.

„Setzt nur den Hahn in Ruhe!" versetzte der Flüchtling. Er riß den falschen Bart vom Gesicht. „Erkennt Ihr Euren Gast, den Schweden, nicht wieder, der bei Euch war dazumal, als Ihr über den Halsabschneider Heinz Perdux habt zu Gericht gesessen?"

Da ließ der Schütze die Waffe sinken. Mit einem urkomischen Ausdruck ungläubigen Erstaunens sah er auf den Sprechenden nieder. Dann aber zuckte es wie Wetterleuchten über sein Angesicht. Mit langen Schritten kam er den Hohlweg herab; blitzenden Auges streckte er dem vermeintlichen Hemdenmatz die gebräunte Rechte entgegen und rief:

„Der Tausend auch, wer das hätte ahnen können! In der Verkleidung! Der Herr Schwed' sei willkommen!"

Sie schüttelten einander die Hände. „Kommt nur herauf," wandte sich der Waldmann an die Begleiter des Doktors, „der Weg ist frei."

Er winkte seinem großen Hunde und schritt in Begleitung des Flüchtlings, der Peitsche und Zugleine dem Zigeuner übergeben hatte, die Höhe hinan. Die andern folgten mit den beiden Wagen und dem Bären langsam nach.

Ein wundervolles Panorama erschloß sich dem Blick, als man die Höhe, eine grasbewachsene Hochebene, erreichte. In reizvollem Wechsel von Berg und Tal, Wäldern und schimmernden Wiesengründen, von Klippen und Felspartien, deren groteske Formen die Vorstellung einer Alpenlandschaft erweckten, und zwischen deren steilen Gehängen einzelne Burgruinen und die sonnenbeglänzten Zinnen einer kleinen Bergstadt herüberwinkten, während im Hintergrunde die nebelumwogte Gebirgsmasse des Brockens ragte, des Riesen unter den norddeutschen Berghäuptern, breitete die Welt des Gebirges ihre Wunder vor den Wandernden aus. Doch nur flüchtig glitt des Doktors Blick über die erhabene Schönheit der Gegend hin. Ein anderes Bild fesselte seine Aufmerksamkeit. Ein niedriger Wall und Mauertrümmer, die letzten Reste einer alten Ritterburg, ragten in einiger Entfernung aus der Hochebene auf. Geröll, Schutt- und Mörtelmassen lagen zerstreut umher. Nicht eine Säule zeugte mehr „von verschwundener Pracht"; dennoch hatte der Flücht-

Waldfrieder trat mit dem Arzt ans Feuer und stellte ihn den Männern als alten Bekannten vor.

ling, scharf hinlugend, auf der Trümmerstätte die Spuren menschlichen Lebens erkannt.

„Ein Bär, ein Bär!" rief eine Stimme. Ein Gesicht tauchte über der Mauer auf. Gleich darauf sah man eine Anzahl jugendlicher Gestalten mit behendem Sprunge über die Mauer hinwegsetzen. Verwundert umkreisten sie das seltsame Gefährt; sie lachten über die possierlichen Sprünge der Affen, über die plumpen Bewegungen des Bären, traten jedoch auf der Stelle zurück, als Waldfrieder sie aufforderte, Raum zu geben. Dieser wies des Doktors Begleiter an, die Wagen durch eine Öffnung, die früher ein Tor gewesen sein mochte, hinter die Umwallung zu führen, befahl einem der Jünglinge, an seiner Statt den Auslug am Hohlwege zu übernehmen, und ging mit dem Doktor in die Ruine.

Um ein Feuer, über dem, mit eiserner Kette an einem Gestell befestigt, eine mächtige Hirschkeule schmorte, hockten mehrere bärtige Männer von so seltsamem Aussehen, daß man zweifelhaft war, ob man Bauern, Räuber oder Krieger in ihnen vermuten sollte. Alle waren bis an die Zähne bewaffnet. Außer Feuerrohr und Pike waren auch Morgensterne und anderes altertümliches Gewaffen vertreten; außerdem trugen die meisten noch Dolche und lange Messer in den breiten Ledergürteln; einem hing sogar ein langes Schwert, dessen Ursprung ebenfalls in das graue Altertum hinaufreichen mochte, von der Hüfte herab. Der Ankommenden achteten sie kaum. Eine Branntweinflasche machte, während einer den Braten mit dem Spieße umwandte, bei ihnen die Runde. Ein Knabe stand mit verschränkten Armen daneben und verfolgte mit angelegentlicher Teilnahme die Fortschritte des Bratens. Erno erkannte ihn, es war Konrad, der kleine Bruder des Försters. Waldfrieder trat mit dem Arzte ans Feuer und stellte ihn den Männern als alten Bekannten vor. Augenblicklich hellten sich ihre Mienen auf; mehrere von ihnen erinnerten sich des Doktors; sie erhoben sich und hießen ihn willkommen.

Ein jubelnder Ruf des Knaben unterbrach die Begrüßung. Die Begleiter des Flüchtlings waren mittlerweile, umringt von den Jünglingen, mit ihren Wagen, mit dem Bären und der Affenfamilie herangekommen. In der Nähe der Feuerstelle machten sie Halt. Auf des Bärenführers Geheiß mußte Meister Petz seine Kunststücke zeigen; Gaukler und Bajazzos, unter ihnen auch Nix, gaben ihre Sprünge und Possen zum besten. Mit schmunzelnden Gesichtern folgten die Männer der Vorstellung; Konrad tat vor Vergnügen einen Luftsprung über den andern.

„Das habt ihr brav gemacht, Leute", nahm einer der Männer das Wort. „Freilich, Geld ist bei uns nicht zu verdienen; aber ein Stück von

dem Braten, der dort schmort, und einen Schluck aus der Flasche mögt ihr schon haben. Macht's euch bei uns bequem!"

Damit war die Bekanntschaft gemacht. Gaukler und Bärenführer ließen sich mit den Männern an der Feuerstelle, Nix und einige jüngere Genossen einige Schritte abseits nieder. Auf einem Mauerreste weiter rückwärts hatte der Forstmann mit seinem Begleiter Platz genommen.

„Das nenn' ich, traun, eine Überraschung!" begann Waldfrieder das Zwiegespräch. „Daß ich Euch, Herr Schwed', hier sollte begegnen, das wäre, meiner Six, mir im Traume nicht eingefallen. Und in dieser Gesellschaft — wie soll ich das Ding mir erklären?"

Erno erzählte seine Erlebnisse, die Geschichte seiner Verwundung und Gefangenschaft wie auch die Art seiner Befreiung durch den Zigeuner. Staunend hörte Waldfrieder zu. Gedankenvoll sah er nach dem Zigeuner hin, der mit den anderen Bajazzos Witze riß, zuweilen aber, den Ausdruck einer gewissen Unruhe im Gesicht — wie einer, der sich einer Schuld bewußt ist und dem Frieden nicht traut —, verstohlen nach den Bauern am Feuer blinzelte.

„Hm," machte der Forstmann, „also hat er doch Treue gehalten. Ich hätt' ihn übrigens kaum wieder erkannt. Aber das ist ja eine ganz seltsame Geschichte . . ."

„Item," fuhr er mit verschleierter Stimme fort, „auch mir ist's verwunderlich und seltsam genug ergangen seit jener Zeit. Es ist auch nicht ohne Ursach, daß der Herr mich hier, fern von Haus und Hof, erblickt. Ihr erinnert Euch", fragte er, „meiner armen Mutter?"

Der Doktor nickte. „Ich hab' ihrer oft gedacht. Die arme Frau — wie geht es ihr?"

Der Förster zögerte mit der Antwort. Seine Lippe zuckte; stoßweise rangen sich endlich die Worte von seinem Munde:

„Sie ist tot . . . Man hat ihr als — als einer Hexe — den Prozeß gemacht."

Der Doktor erschrak. „Nicht möglich!" rief er. „Ein armes irrsinniges Weib! Mein Gott, wie ist denn das gekommen?"

„Ja, wie ist's gekommen?" wiederholte der Förster dumpf. Ein finsterer, fast wilder Ausdruck lag auf seinem Gesicht. „Die bösen Mäuler, Herr Schwed', die bösen Mäuler haben's dahin gebracht. Gedenkt Ihr noch, wie ich Euch sagte dazumal, was für ein unsinnig Gered' über die Ärmste ginge? Die wiederholte Warnung unsers Herrn Predigers, daß man nicht dürfe falsch Zeugnis geben, all sein redlich Bemühen, die Lästerzungen zum Schweigen zu bringen, hat nichts gefruchtet . . . Als der Zauberei und des Bundes mit dem Satan verdächtig, ist sie eines

Tages vom Amtshauptmann gefänglich eingezogen worden. Das Bittgesuch um Entlassung aus der unverdienten Haft, so ich durch unsern Prediger an Ihre Durchlaucht, den Grafen Christoph, gelangen ließ, ward abgeschlagen. Der durchlauchtige Herr bedauerte den Fall, aber in den Gang des Prozesses, ließ er erwidern, könne er um des bestehenden Rechts willen nicht eingreifen. Ich war in Verzweiflung. Mehrere Wochen hatte die arme Frau bereits im Turme geschmachtet, zweimal schon hatte man ihr die peinliche Frage gestellt, da ließ es mir nicht länger Ruhe. Unser etliche — eben die Männer, die Ihr hier sehet, meist Leute aus unserer Sippe — haben sich endlich zusammengetan, bei nachtschlafender Zeit das Türlein des Turmes gesprengt und die Gefangene entführt. Kaum aber sind wir wieder daheim, da ist sie — es sind just vier Tage her — an den Folgen der Tortur verstorben. Sie war bei voller Besinnung, tröstete sich des Blutes und des Verdienstes Jesu Christi und verschied sanft und friedlich in meinen Armen. Unweit des Forsthauses haben wir, mein Bruder und ich, sie in aller Stille unter den Tannen eingesenkt. War ihr solchermaßen auch ein ehrlich Christenbegräbnis versagt, so denk' ich doch," — der Sprechende zerdrückte eine Träne im Auge — „unser Herrgott werde der Armen einst eine selige Urständ schenken. Schon aber hatte sich auf uns der Verdacht gelenkt. Die Verhaftung stand uns in sicherer Aussicht; da haben wir, so viele an dem Unternehmen beteiligt waren, kurz entschlossen unser Bündel geschnürt und uns aus dem Staube gemacht. Um das Forsthaus, unser langjährig Heim, und um den schönen Wald tut mir's leid. Aber was half's? In den Turm wandern, den armen Jungen dort, meinen Bruder, im Stiche lassen, das wollt' und konnt' ich nicht. In der Waldhütte hab' ich ein paar Briefe zurückgelassen — einen an meinen durchlauchtigen Herrn, den andern an meinen guten Herrn Prediger gerichtet —, darin ich mich wegen meines Schrittes verantwortet und Ihrer Durchlaucht für empfangene landesväterliche Huld und Gnade, desgleichen dem geistlichen Herrn für den Zuspruch, damit er meine selige Mutter und mich selbst so oftmals getröstet hat, in herzlichen Worten hab' meinen Dank ausgesprochen . . . An unserm Lose", schloß der Erzähler, „ändern freilich die Briefe nichts. Geächtet und verfemt, haben wir vor, der Armee des Schwedenkönigs uns anzuschließen. Sterben läßt sich's ja überall, und besser, als ehrliche Kriegsknecht' sterben für eine gute Sach', denn als Verbrecher gebrandmarkt das Brot der Schande essen im Gefängnisse."

Der Doktor war erschüttert. „Das ist ja ganz, ganz furchtbar betrübend!" flüsterte er. „Eine Frau aus edlem Geschlecht — und nun — nach einem dornenreichen Wege ein solches Ende . . . Ein unglücklich, irr-

sinnig Weib als angebliche Zauberin auf die Folter zu spannen, von Obrigkeit wegen! . . . Gott erbarm's!" — er seufzte tief auf — „der Grimm packt einen, wenn man die Unvernunft sieht, die schier auf Schritt und Tritt, in großen wie kleinen Welthändeln, einem entgegentritt!"

Beide schwiegen.

„Ein glücklicher Zufall übrigens," nahm Erno nach einer Pause wieder das Wort, „daß wir einander getroffen haben, Herr Förster. Da Eure Absicht ist, in das Heer Ihrer königlichen Majestät einzutreten, so hätten wir ja denselben Weg — vorausgesetzt," — er sah den Forstmann fragend an — „daß Ihr und die Eurigen keinen Anstoß an der Gesellschaft nehmen, mit der zu reisen mich die Verhältnisse einstweilen nötigen. Die Leutlein kennen die Wege, und ihre Gesellschaft ist der beste Schutz gegen die feindlichen Kriegsvölker, die wieder, wie man hört, weit und breit das Land überschwemmen."

„Wie sollten wir", entgegnete Waldfrieder, „uns schämen, in einer Gesellschaft zu wandern, die dem Herrn Schweden gut genug ist? Just darum war ich so sehr erfreut, Euch zu begegnen, weil ich nun Hoffnung hab', desto eher auch den besonderen Zweck zu erreichen, den ich bei unserem Marsche zu der königlichen Armada im Auge hab'. Es ist Euer Obrist, Ihre Exzellenz Graf von Waldstein, den aufzufinden mir in allererster Linie am Herzen liegt. Wenn der Herr Schwed' die Güte haben wollt', mich einzuführen bei Ihrer Exzellenz, würd' ich ihm dankbar sein; vielleicht fänd' ich dann desto leichter Gehör, daß er mir Rat gibt in einer wichtigen Sache."

Erwartungsvoll erhob Erno das Auge. „Natürlich stehe ich dem Herrn Förster zu Diensten. Was ist's?"

„Es ist von wegen meiner seligen Mutter. Ich hab' doch dem Herrn seinerzeit schon erzählt, wie meine Mutter nach dem Tode ihres ersten Gatten habe Aufnahme gefunden bei einem Herrn, so jenem sei verwandt und befreundet gewesen; erinnert Ihr Euch? Nun seht, dieser Herr war desselben Namens wie Euer Obrist. Der Herr Schwed' versteht jetzt, denk' ich, warum ich so verwundert war dazumal, als ich aus Eurem Munde den Namen Eures Herrn Obristen erfuhr. Weil es jedoch der Waldsteine mehrere gibt, ich auch dazumal keine Veranlassung hatte, einer etwaigen Verwandtschaft des Obristen mit jenem Herrn nachzuforschen — meiner Mutter selig konnt's doch nichts nutzen, dacht' ich, und dem Herrn, wenn er überhaupt noch lebte, ebensowenig —, so beachtete ich den Umstand nicht weiter. Nun aber hat die Sache ein ander Gesicht gewonnen. In der Truhe nämlich, darin die Selige ihre Linnenvorräte verwahrte, hat sich ein geheim Fach und darin ein dicker ver-

siegelter Brief gefunden, dessen Umschlag die Aufschrift trägt: ‚An den hochgeborenen Herrn, den Grafen Traugott Peter von Waldstein, erbgesessenen Herrn von Lindenkrone und Greiffenberg in Österreich' und darunter den Vermerk, daß, da es der Schreiberin nicht vergönnt scheine, den Brief mit seinem Inhalte von Dokumenten und Wertstücken ihrem Eigentümer, eben besagtem Grafen von Waldstein, ihrem alten Herrn und Freunde, zuzustellen, ihre Kinder und Erben sollten gehalten sein, mit Fleiß nach dem Herrn oder, falls dieser nicht mehr am Leben, nach seinen nächsten Leibeserben zu forschen und in seine oder ihre Hände das Päcklein uneröffnet zu befördern. Ob sich freilich der Versuch, den Auftrag der Seligen auszurichten, nach so langer Zeit noch der Mühe verlohnt, dünkt mich fraglich genug; immerhin, der letzte Wille eines Verstorbenen soll einem heilig sein, und so will ich wenigstens tun, was ich kann. Will zunächst Euren Herrn Obristen aufsuchen; möglicherweis' ist er wirklich mit dem genannten Herrn verwandt, so daß er mir doch vielleicht könnte einen Fingerzeig geben und dazu helfen, den Herrn oder seine Erben aufzufinden."

In höchster Verwunderung starrte Erno den Erzähler an. „Traugott Peter von Waldstein," wiederholte er langsam, „erbgesessener Herr von Lindenkrone und Greiffenberg — aber Gottes Wunder, das wäre ja .... Darf ich — der Herr Förster verzeihe — den Brief einmal sehen?"

Waldfrieder griff in seine Busentasche, brachte ein umwickeltes Päcklein zum Vorschein, entfernte die schützende Hülle und reichte das Päcklein dem Doktor hin. Es hatte die Form eines Briefes; um den Papierumschlag, der ziemlich vergilbt war, schlang sich eine seidene Schnur, deren Enden durch ein Wachssiegel zusammengehalten wurden. Das Siegel zeigte das gräfliche Wappen des Hauses Stolberg.

Mit einer ganz sonderbaren Empfindung betrachtete Erno die verblaßte Schrift. Seine Gedanken weilten in der Vergangenheit. Sein Erlebnis im Forsthause, Waldfrieders damalige Erzählung, die Unterredung mit seinem Obristen des Tages darauf, der tiefe Eindruck, den das Erlebte und Gehörte auf ihn gemacht hatte — wie deutlich stand wieder alles vor seiner Seele! Und wie wunderbar — hatte sein Geist nicht damals schon die verborgenen Fäden geahnt, die, das Schicksal zweier Familien miteinander verkettend, sich um das Grafenhaus und die Bewohnerin der Waldhütte woben? . . . Sein Herz war seltsam bewegt.

Er gab das Päcklein zurück. „Der Auftrag," nahm er mit tiefer Stimme bedächtig das Wort, „zu dem den Herrn Förster der Wille der Seligen verpflichtet, wird in dem Augenblicke erledigt sein, da wir unsern

Herrn Obristen werden gefunden haben. Er selbst ist es, an den der Brief Eurer Mutter gerichtet ist."

„O wirklich?" rief der Forstmann erfreut. Die hellste Verwunderung malte sich auf seinem Gesicht.

„Ja, wirklich, es ist kein Zweifel. Name wie Titel sind die meines Obristen. Ich kenne seine Schicksale. Eure Mutter selig ist seine Base. Als Sohn einer Verwandten werdet Ihr ihm höchlich willkommen sein. Und Eure Botschaft nicht minder! Ist sie doch bestimmt, wenn nicht alles trügt, das Dunkel zu lichten, das über dem Schicksale seiner verschwundenen Familie schwebt. Ich wünsche dem Herrn Förster vieltausendmal Glück zu dem bedeutsamen Funde."

„Seltsame Geschichte!" murmelte Waldfrieder und schüttelte vor übergroßer Verwunderung schier ungläubig den Kopf. Er steckte das Päcklein ein. Ein Lächeln huschte über sein bärtiges Gesicht, während er mit einem Anfluge von Galgenhumor bemerkte: „Ei, ei, so soll ich armer verfemter Tropf noch gar dieses feinen hochadligen Herrn, Eures Herrn Obristen Verwandter sein? . . . Item," — seine Miene ward wieder ernst — „Eure Worte haben mir eine Last von der Seele genommen. Wie hat der Gedanke, vielleicht in der halben Welt nach einem Unbekannten forschen zu müssen, mich die Zeit her bedrückt! Ich dank' Euch, Herr Schwed', für den Aufschluß von ganzem Herzen."

Ein Ruf von der Feuerstelle her machte der Unterredung ein Ende. Der Braten war gar geworden. Sie standen auf. Alt und jung setzte sich zum Mahle nieder.

Unter ernsten Gesprächen, wie sie die Zeitlage mit sich brachte, ward die Speise verzehrt. Doch konnte man selbst an diesen einfachen Leuten den mächtigen Eindruck gewahren, den die Kunde von den Fortschritten des Schwedenkönigs überall unter den Protestanten hervorrief. Bei allem Drucke, der auf den Gemütern lastete, begann doch die Hoffnung bereits wieder ihre rosigen Schwingen zu regen. Aus allen Reden klang sie hervor; schon sah man in verheißungsvollem Glanze wieder die Sonne des Friedens aufgehen über den verwüsteten Fluren, Glück und Wohlstand wiederkehren in die Hütten der Bedrängten, der Heimatlosen. Ach, wer konnte ahnen, welche Ströme von Blut noch fließen würden, ehe die Hoffnungen sich erfüllen konnten, die sich an die leuchtende Erscheinung des Heldenkönigs knüpften! . . .

Sobald das Mahl beendet war, brach man auf.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Waldidyll.

Im Werratale hatte die Weinlese begonnen. Noch blühte damals die Rebe an den Abhängen der hessischen Berge; war auch der Wein, den sie zeitigte, weniger durch hervorragende Güte als durch andere Eigenschaften berühmt — Eigenschaften, deren „anziehende" Wirkung noch heute die anzüglichen Namen „Strumpfwein", „Fahnenwein", „Dreimännerwein" usw. bezeugen, womit der Volksmund den Trank belegte —, so bildete der Rebenbau immerhin eine ganz ansehnliche Erwerbsquelle eines großen Teiles der Landesbewohner, und die Weinernte war, wie anderwärts, so auch im Hessenlande, zumal im lachenden Werratale, die fröhlichste Zeit des Jahres. Auch die Kriegsjahre hatten darin bis dato noch kaum eine Änderung bewirkt. Auch heuer hallten, wie es seit alters gewesen war, die Hügel wider von Jauchzen und Gesang; Winzer und Winzerinnen tummelten sich an den Abhängen der Berge, und Schüsse dröhnten von den Höhen über das Tal, jeder einzelne ein Freudensignal, wenn wieder ein Faß mit dem edeln Moste gefüllt war. Wie in jedem Herbste, sah man auch jetzt wieder tagaus tagein die Kärcher [1]) mit ihren fässerbeladenen zweirädrigen Karren unterwegs. Lustig klingelten die Glöckchen an den Gespannen; ihr helles Getön mischte sich in das Jauchzen der Menschenstimmen, in den dumpfen Knall der Freudenschüsse auf den Bergen und bildete im Verein damit ein gar wundersames Konzert. Den Wanderer, den der Weg durch das Werratal führte, mochte das Bild, das sich ihm bot, wohl seltsam bedünken; ein Friedensidyll in einer Zeit, wo man schier auf Schritt und Tritt kriegerischen Szenen begegnete, schier keine anderen Töne mehr als Kriegsgeschrei und Kriegslärm kannte, mochte das, was man hier sah und hörte, ihn wie Klänge und Bilder einer fern entlegenen Vergangenheit, wie der Nachhall einer schönen Jugenderinnerung anmuten. Und doch blutete auch das Land an der Werra noch aus tausend Wunden, doch war auch über das Werratal des Krieges eiserner Fuß mehr als einmal hinweggeschritten und hatte Jammer und Graus und Verwüstung zurückgelassen. Aber

[1]) Karrenführer.

wie sehr auch die Wunden schmerzten: noch war der Geist des Volkes im ganzen ungebeugt; noch konnte, zumal wenn der Herbst aus vollem Füllhorn seine Gaben streute über das lachende Tal, überschäumende Lebensfreude sich ergehen in ausgelassener Lust.

Wir bitten den Leser, uns im Geiste auf die größere jener beiden Bergkuppen zu begleiten, die, unter dem Namen der Leichberge bekannt, sich im Weichbilde von Eschwege so überaus malerisch aus dem Gelände erheben. Mehr als sonst herrschte dort an einem dieser Tage ein buntes, bewegtes Treiben. In den Rebenpflanzungen, die den Berg an seinen Abhängen zierten, flutete es auf und ab wie in einem Bienenschwarme. Hier sah man Frauen, Mädchen, Kinder die blau und goldig schimmernden Trauben pflücken und in die bereitstehenden Bütten sammeln; dort eilten welche, die schwere Bütte am Tragriemen auf der Schulter, den steilen Weg zwischen den Rebenbeeten hinab oder nach der breiten, waldumsäumten Terrasse hinüber, die, vom jähen Felsenhange des Ufers begrenzt, sich drüben auf der andern Seite des Berges dehnte — die einen wie die andern im Begriff, ihre Bütten in die Tretzuber [1]) zu entleeren, in denen vom frühen Morgen an die Treter ihre einförmige Arbeit verrichteten. Mit einem Male sahen die Leutlein, die an dem Tretzuber auf der Terrasse beschäftigt waren, Treter und Büttenträger, verwundert auf. Wie auf Verabredung standen Füße und Hände still; alle sahen den breiten Weg entlang, der aus dem Passe hinten zwischen den beiden Leichbergen in langsamer Steigung den bewaldeten Hang zur Linken heraufführte. Kutschen tauchten, von feurigen Rossen in schneller Gangart gezogen, zwischen den Bäumen auf; Kutscher und Lakaien saßen auf den Böcken; die Livree zeigte die hessischen Landesfarben Rotweiß.

„Es sind die Schloßleute," flüsterten die Dirnen einander zu, „die Landgräfin und ihr Hofstaat."

Die Kutschen bogen nach der Terrasse ein. Die Kutscher zügelten die schnaubenden Rosse; die Lakaien sprangen von ihren Sitzen herab und öffneten die Wagentüren. Und nun zeigte sich dem Auge ein farbenprächtiges Bild: Herren und Damen, ältere und jüngere, Edelknaben und junge Fräulein mit blühenden, lachenden Gesichtern, entstiegen den Karossen; hell schimmerten die kostbaren Gewänder herüber. Der ehrfurchtvolle Gruß der Winzer ward mit lautem Zuruf erwidert; in kleinen Gruppen sah man sie darauf unter den Bäumen oberhalb der Terrasse sich entfernen. Diener mit Körben und Gepäck folgten langsam nach. Winzer und Winzerinnen wandten sich wieder ihrer Arbeit zu.

---

[1]) Keltergefäße, in denen die Trauben durch Treten gekeltert wurden.

Es war so, wie die Dirnen gesagt hatten. Juliane, die geistreiche zweite Gemahlin des weiland hessischen Landgrafen Moritz, hatte mit ihrem kleinen Hofstaat und ihren jüngeren Kindern einen Ausflug veranstaltet. Eine lebhafte Dame, in allen körperlichen Übungen wie auch in der Behandlung öffentlicher Geschäfte geschickt, zeigte sich die hohe Frau von einer andern Art als ihr Gemahl, der gelehrte Moritz. Mannigfache trübe Erfahrungen — Erfahrungen, die freilich nur zu oft durch eigene arge Mißgriffe und Übergriffe verschuldet waren — hatten den alternden Herrn verbittert und menschenscheu gemacht. Oft von körperlichen Schmerzen heimgesucht, brachte er, seitdem er im Jahre 1627 die Regierung niedergelegt und sich nach Eschwege zurückgezogen hatte, den größten Teil seiner Zeit bei seinen geliebten Büchern und mit alchimistischen Studien zu. Da war es die Landgräfin, die mit ihrer Lebhaftigkeit, ihrem Hange zu geistreicher Unterhaltung und geselligem Verkehre dem kleinen Hofe noch immer einigen Glanz verlieh und in das tägliche Einerlei des höfischen Lebens manche willkommene Abwechselung brachte.

Die Gesellschaft wanderte die Wege entlang, die von dort, wo sie ausgestiegen waren, an den oberen Rand der Weinberge und weiter hinauf unter rauschenden Waldbäumen auf den Gipfel des Berges führten. Eine ausnehmend fröhliche Stimmung beseelte die Wandernden; die sprudelnde Laune der Landgräfin, schier unerschöpflich in geistreichen Einfällen, in witziger, lustiger Rede, riß ihre Umgebung wiederholt zu Ausbrüchen stürmischer Heiterkeit fort. Doch gab es auch einige, die, von der herrschenden Lustigkeit unberührt, still und ernst unter den Fröhlichen dahinschritten. Besonders war dies bei einem der Kavaliere der Fall, einem schönen, hochgewachsenen Manne, dessen auffallend blasses Gesicht deutlich die Spuren einer überstandenen schweren Krankheit verriet. Der junge Prinz Friedrich, der „tolle Fritz", wie ihn die Bewohner der Werrastadt wegen seiner lustigen Streiche nannten, und ein paar kleine Prinzessinnen hielten sich beständig in seiner Nähe; ihr kindliches Geplauder ergötzte ihn, doch war er offenbar nicht recht bei der Sache. Wiederholt erhob er das Auge und sah sinnend ein paar jungen Damen nach, die, gleich ihm von der allgemeinen Stimmung unberührt, Arm in Arm in einiger Entfernung voraufgingen. Wer die drei schweigsamen Menschenkinder sind? Es sind unsere Freundinnen, Helene und Jutta, der Kavalier aber kein anderer als Theobald, der weiland „tolle Hans", der wiedergefundene Sohn des Grafen von Waldstein.

Auf die Kunde von dem bereits erfolgten Rückzuge des Fuggerschen Korps — die Annäherung einiger Regimenter unter Herzog Bernhard von Weimar hatte genügt, den kaiserlichen Heerführer zum Weichen zu

bestimmen — hatte der Graf, in dessen Armen wir damals den Verwundeten gelassen haben, dessen Überführung in das Landgrafenschloß zu Eschwege angeordnet. Seine Hoffnung, dort freundliche Aufnahme zu finden, ward nicht getäuscht. Ein Lichtblick war es für den Betrübten, daß die behandelnden Ärzte die Wunde, wenn auch als sehr gefährlich, doch nicht als unbedingt tödlich bezeichneten. Des Sohnes Herstellung abzuwarten, war ihm jedoch nicht mehr vergönnt gewesen. Von Gustav Adolf durch Vermittlung des Landgrafen Wilhelm zurückgerufen, hatte er sich, wenn auch bekümmerten Herzens, entschließen müssen, den heftig fiebernden und phantasierenden Kranken zu verlassen und sich in Eilmärschen wieder mit der königlichen Armee zu vereinigen. Der Sorge um das Fräulein war er von dem alten Landgrafenpaare enthoben worden. Mit dem Versprechen, ihr seinerzeit die Weiterreise nach Frankfurt unter sicherm Geleit zu ermöglichen, hatten die fürstlichen Ehegatten ihr Gastfreundschaft zugesagt; in wahrhaft mütterlicher Weise hatte besonders die Landgräfin der Verwaisten sich angenommen und ihr in ihrem eigenen Hofstaate eine vorläufige Stellung verschafft — eine Wendung, die zumal von der alten Elsbeth mit Jubel begrüßt worden war. Die Aussicht ihres ehemaligen Lieblings, des Grafensohnes, den sie einst als lächelnden Knaben auf ihren Armen getragen, wieder wie vormals pflegen zu dürfen, hatte sie fast wieder jung gemacht. Und wunderbar, auch Helene von Tarnau war glücklich. Das Bewußtsein, gegen ihren greisen Beschützer eine Dankesschuld abzutragen, indem sie seinem unglücklichen Sohne ihre erbarmende Teilnahme zuwandte, der Gedanke, durch Wohltun und aufopfernde Pflege feurige Kohlen sammeln zu dürfen auf das Haupt eines ehemaligen Feindes, erfüllte sie mit einer eigentümlich süßen Genugtuung. Die Gute — noch war ihrem Auge die Wunderblume verborgen, die — gleich dem Schneeglöckchen, das schüchtern und heimlich unter kalter Winterhülle erblüht — in ihrem Herzen aufkeimen wollte.

Mehrere Wochen hatte der Zustand des Verwundeten zwischen Tod und Leben geschwankt, dann aber seine starke Natur den Sieg davongetragen. Die Wunde begann zu vernarben. Und nicht nur sein kranker Leib genas. Auf seinem Krankenlager war auch in *seinem* Herzen eine Wunderblume erblüht; durch das Unglück, die erfahrene wunderbare Führung war dieses stolze, übermütige Herz für den Trost der Gnade empfänglich geworden; er hatte, dank dem treuen Zuspruche seiner Pflegerinnen, den gefunden, der gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Ein zwiefach Geretteter durfte er endlich das Krankenlager verlassen.

Man war an einem Vorsprung des Berges angelangt, der, von einer uralten Eiche beschattet, noch heute von diesem Umstande den Namen

(‚Alte Eiche') hat. Während die jüngeren Hofjunker mit den Dienern weiterschritten, die Höhe hinan, machte die Mehrzahl einen Augenblick Halt, die entzückende Aussicht zu genießen, die sich just an diesem Punkte dem Auge bot. In einem Anfluge stolzen Heimatgefühles ließ die Fürstin ihre Blicke in die Runde schweifen. Über die Reben mit ihrem bunten Laub und ihrer schimmernden Traubenfülle und über das fröhliche Menschengewimmel am Bergesabhang hinweg glitt der Blick in das lachende Tal. Im Vordergrunde schlängelte sich wie ein breiter blitzender Silberstreif die Werra das Tal entlang. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick auf der altertümlichen, mauerumgürteten Stadt, deren Dächer und Zinnen die Nachmittagssonne mit goldenem Glanze überflutete, auf den Gärten, aus denen die kleinen Gartenhäuschen einladend winkten, auf der sonnenbeglänzten weiten Flur, die sich rings über die Ebene dehnte. Einzelne Gehöfte, Windmühlen, Dörfer grüßten mit ihrem Gehege von Obstbaumpflanzungen aus der Ferne herüber; dort vom Bergeshang über Jestädt winkten die Mauern und Türme des Fürstensteines, und das Ganze umschloß gleich einem Rahmen von überaus malerischer Wirkung die Kette der Werraberge, Höhen wie das Riesengrab, der Meinhard, die Goburg mit ihren Kuppen und Felspartien, ihren in den Tinten des Herbstes prangenden Wäldern und Weinbergen, und vor allem der Stolz der Gegend, der duftumflossene, sagenumwobene breite Rücken des „Wißeners".[1]) Hoch oben aber, hoch über Berg und Tal, über Wald und Feld und über dem fröhlichen, jauchzenden Menschengewimmel spannte sich der tiefblaue Himmel in so sonnenheller, durchsichtiger Klarheit, wie sie eben nur ein schöner Herbsttag aufzuweisen vermag.

Die Landgräfin wandte sich um. Ihr Blick begegnete dem des jungen Grafen, der gleich ihr mit einem Ausdrucke sinnender Teilnahme, verwundert über die landschaftliche Schönheit der Gegend, die Szenerie zu seinen Füßen betrachtete.

„Nun," fragte sie und deutete mit der Hand das Tal hinab, „was sagt unser lieber Obrist zu diesem Bilde? Ist es nicht schön im Lande zu Hessen?"

„Ja, traun, ein lieblich Bild", versetzte der Angeredete und verbeugte sich ehrfurchtvoll. „Es scheint nicht, als habe diese Gegend im letzten Jahrzehnt je des Krieges unbarmherzige Geißel verspürt."

Der Fürstin Auge schimmerte feucht.

„Der Schein trügt, mein Freund", entgegnete sie. „Seit Anno 23, wo Graf Tilly zum ersten Male im Lande erschien, weiß auch das Werra-

[1]) Wißener = Weißner (so richtiger als Meißner) lautet bei den Umwohnern der Name des Berges.

tal manch traurig Liedlein zu singen von der Art, wie — pardon, daß ich es sage — kaiserliche Völker hausen. In der Tat," — sie seufzte — „es hat der Krieg unserem Lande schwere, schier unheilbare Wunden geschlagen."

Das Gesicht des Grafen verdüsterte sich. Welch eine Flut peinlicher Erinnerungen, die diese Äußerung in seinem Geiste heraufbeschwor! Doch bald hellten sich seine Züge wieder auf. Er erhob das Auge zur Fürstin; mit einem Anfluge altgewohnter galanter Ritterlichkeit bemerkte er:

„Also doch auch. Um so mehr muß ich dann freilich die Weisheit und tatkräftige Fürsorge bewundern, womit Ew. Durchlaucht und Dero erlauchter Gemahl es trotz allem verstanden haben, diese Wunden zu heilen."

Überrascht sah die Fürstin zu dem hochgewachsenen Manne auf. „Ihr versteht zu schmeicheln, mein Freund", sagte sie und drohte lächelnd mit dem Finger. „Aus dem Munde eines kaiserlichen Offiziers dürfte ein solch Wort kaum ernst zu nehmen sein. In der Tat, unsere Bestrebungen, dem Lande wieder aufzuhelfen, würden wenig genutzt haben ohne die zähe Heimatliebe, die dem hessischen Stamme eigen ist. Sie bewirkt es, daß unser Landvolk, sobald es nur ein wenig wieder Luft gekriegt hat, alsbald auch mit frischem Mute wieder an die Bebauung der altererbten Scholle geht."

„Ew. Durchlaucht würden irren," gab der Graf mit ernster Miene zur Antwort, „wollten Sie an der Aufrichtigkeit meiner Worte zweifeln. Die Rolle eines Schmeichlers würde, traun, einem Manne übel anstehen, der so viel Ursache hat, Ew. Durchlaucht dankbar zu sein. Was übrigens den ‚kaiserlichen Offizier' betrifft, so gestatten Ew. Durchlaucht die Versicherung, daß, sollte es mir je wieder vergönnt sein, Waffen zu tragen, dies gewiß nicht im Dienste des Kaisers, will sagen der jesuitisch-päpstlichen Partei, geschehen wird. Das ist vorbei."

Mit leuchtenden Augen sah die Landgräfin den Sprechenden an.

„Das ist ein männlich Wort, mein lieber Obrist", sagte sie mit einem tiefen Atemzuge. Sie wandte sich zu den Herren ihrer Umgebung: „Habt ihr's gehört, ihr Herren? Wir haben einen Freund gewonnen, dessen wir uns nicht werden zu schämen brauchen. Traun, ein glücklicher Tag," — sie reichte dem Grafen die Hand — „der Euch, mein lieber Obrist, unter unser Dach geführt hat."

Die Anwesenden brachen in Beifallsrufe aus. Sämtliche Herren drängten sich herzu und reichten dem Grafen mit glückwünschenden Worten die Hand. Die Augen der Damen leuchteten. Allgemeine Heiterkeit rief es hervor, als jetzt Prinz Friedrich in seiner drollig humoristischen

Weise bemerkte: „O weh, wieder ein Nebenbuhler mehr! Da werde ich wieder mal eine schöne Hoffnung begraben müssen. Hatte schon vor, meinem Herrn Vater auszureißen, um an der Spitze des grünen Leibregiments, das mein regierender Herr Bruder errichtet hat, den Tilly zum Teufel zu jagen. Item, sei's drum! Ich trete Euch, hört Ihr, Obrist, die Charge bereitwillig mit der einzigen Bedingung ab, daß Ihr mich zu Eurem Obristleutnant ernennt. Müßtet eigentlich mein Bruder sein. Ha, der ‚tolle Hans' und der ‚tolle Fritz', das gäb' ein fameuses Brüderpaar."

„Schön gesagt, mein Prinz," versetzte der Graf, „aber was würde Ihre landgräfliche Durchlaucht, Ihr regierender Herr Bruder, zu den beiden tollen Brüdern sagen? Ich fürchte, er hat just an dem einen genug."

Alle lachten.

Die Hofgesellschaft setzte ihren Weg fort. Bald schimmerte durch Gebüsch und welkendes Laub den Wandernden der Wartturm entgegen, der als letzter zerfallender Rest einer ehemaligen Burg, des Stammsitzes eines längst erloschenen Rittergeschlechts, den Gipfel des Berges krönte. Als man die Stelle erreichte, die, zu damaliger Zeit noch mit Stein- und Mörtelgeröll bedeckt und von den Resten alten Mauerwerks umgeben, sich wie eine Terrasse an die nur wenig höhere Spitze des Berges, die sogenannte Warte, lehnte, wurden ihre Blicke durch einen seltsamen Auftritt gefesselt. Unter einem zertrümmerten Torbogen erschien in goldglitzernder Ritterrüstung eine kleine, sonderbare Gestalt. Ein großer, mächtiger Bart umrahmte ein jugendliches Gesicht; ein Krönlein schmückte das üppige Haargelock, und an der Seite hing an golddurchwirktem Bande ein kleines silbernes Horn herab. Alle blickten erstaunt auf die sonderbare Erscheinung.

„Ah da, ein Wichtelmännchen!" rief die kleine Prinzessin Sophie ihren beiden Brüdern Ernst und Fritz zu.

„Ein Wichtelmännchen!" ging es kichernd von Mund zu Munde.

„Pah," murmelte der tolle Fritz und lachte, „kennt ihr den kleinen Knirps, den Wersabe, nicht?"

Er schwieg plötzlich. Das Männlein hatte wie abwehrend seine Hand gegen die Nahenden erhoben; jetzt öffnete es den Mund, und silberhell erklang seine Stimme:

„Wer seid ihr, mit Vergunst, die diesen Berg erklommen?"

Augenblicklich gab die Fürstin zur Antwort:

„Des Landes Herrin ist's, die unternommen
Die Reise mit Gefolge zu dem Berge,
Entbietend Gruß dem Könige der Zwerge."

Das Männlein verneigte sich mit zierlichem Anstande, trat mit einer einladenden Handbewegung zur Seite und sprach:

„Des Landes Herrin? Ei, sie sei willkommen!
Wollt Ihr die Stufen Euch heraufverfügen!
Was, mit Vergunst, verschafft mir das Vergnügen?"

Die Gesellschaft folgte der Einladung. Auf ein paar zerbrochenen Stufen begab man sich in den Mauerring. Mit komisch ernsthaften Gesichtern verneigten sich alle vor dem gekrönten Zwerge, und die Fürstin beantwortete seine Frage:

„Im Tale ging ein Raunen, ein Gemunkel
Von großen Dingen, jüngst geschehn im Reiche,
Von eines Sterns glückstrahlendem Gefunkel,
Vor dessen lichtem Schein die Nacht entweiche.
Da zog's uns her in dämmernd Waldesdunkel,
Wo unter Wurzeln mancher knorrigen Eiche
Die klugen Geisterlein der Berge hausen,
Zu hören Kunde aus dem Reiche draußen."

Das Männlein machte einen Kratzfuß und entgegnete:

„Gern will ich Euch, erlauchte Herrin, dienen —
Ihr seid zu guter Stunde just erschienen.
Soeben brachte mir mit frohem Munde
Mein Diener Klobes hocherwünschte Kunde.
So folgt mir flugs zu jenes Turmes Trümmern,
So altersgrau durchs Laub herüberschimmern."

Er wandte sich und schlug einen Pfad ein, der eng und schmal sich durch das Gebüsch schlängelte. Auf den Ausgang des Scherzes gespannt, folgte die Gesellschaft.

Man hatte die Ruine erreicht. Einige Fuß hoch über dem Boden zeigte sich die Öffnung einer alten Tür; dunkel gähnte der Raum dahinter ihnen entgegen. Das Männlein hob das kleine Horn zum Munde. Ein silberheller Ton erklang; gleich darauf erfolgte drinnen ein dumpfer, donnerähnlicher Schlag. Betreten sahen die Damen des Gefolges einander an; im nächsten Augenblicke entfuhr allen ein lautes, verwundertes „Ah!"

Ein glutrotes Licht erfüllte das Turmgemach. Von seinem Schein umflossen, tauchte ein zweiter Zwerg aus dem Hintergrunde auf. Eine rötliche Zipfelmütze saß auf einem großen, unförmlichen Kopfe; ein großer, grauer Bart, der bis zu den Lenden niederwallte, umrahmte ein uraltes, runzliges Antlitz. Ein graurötliches Wams, ziemlich umfangreiche graue Kniehosen, blaue Strümpfe und große, plumpe Lederschuhe bildeten die Bekleidung. Einen Sack unter den Armen, trat das Männlein vor und rief mit krächzender Stimme:

„Schingleich [1]), was soll's nun wieder?"

---

[1]) Name eines bösartigen Koboldes, als Schimpfwort und Ausruf des Unwillens noch heute in der Gegend gebräuchlich.

Mit heller Stimme gab der andere Antwort:

„Nicht Schingleich — dein Gebieter
Markolf, des Berges Hüter,
Rief dich, weil kommen sind
Hier einige Menschenkind,
Aus deinem eigenen Munde
Anjetzt zu hören Kunde,
Was du gesehn im Reich.
Willfahre, flugs, sogleich!"

Der Kobold rieb sich die Augen, glotzte die Gesellschaft einen Augenblick in komischer Verwunderung an und erwiderte:

„Verzeih, mein Herr und König,
Ich kenne sie zu wenig!
Drum, mit Vergunst, erst sprich geschwind:
Was sind es doch für Menschenkind?"

Die Damen kicherten, die Herren verbissen ein Lachen. Der Zwergkönig antwortete:

„Du Tor, wozu solch Fragen?
Merk auf und laß dir sagen:
Die Fürstin ist's vom Schlosse
Mit ihrem bunten Trosse
Von Damen, Junkern, Ingesind.
So öffne nun den Mund geschwind!
Gib Antwort auf ihr Fragen,
Sonst geht dir's an den Kragen."

Der alte Berggeist kratzte sich hinter den Ohren, machte eine urkomische Reverenz und krächzte:

„Ei nun, so sei es — meines Herrn
Wink und Gebot befolg' ich gern."

Ein zweiter Donnerschlag erdröhnte. Das rote Licht verschwand und machte einem meergrünen Lichte Platz, das die Gestalt des alten Kobolds wundersam umfloß, worauf dieser unter tiefem Schweigen der Gesellschaft fortfuhr:

„So hört, ihr guten Menschenleute,
Die Botschaft, so ich künde heute:
Durch Thüringen zog ein starker Held,
Die Feinde liegen erschlagen im Feld.
Der Tilly und seine verwegene Bande
Darf länger nicht schrecken die hessischen Lande.
Nun wird Gott steuern des Papstes Morden
Durch seinen Knecht, den Leu'n aus Norden.
Das Blättlein beginnt sich zu wenden —
Würzburg ist in des Königs Händen."

Die Wirkung dieser letzten Worte war wunderbar. Bis auf die wenigen Eingeweihten, mit deren Hilfe die Landgräfin, um ihrem Gefolge eine angenehme Überraschung zu bereiten, den kleinen Scherz veranstaltet hatte, war am Hofe noch niemand, selbst die Prinzen und Prin-

zessinnen nicht, über dies neueste Ereignis auf dem Kriegsschauplatze unterrichtet. Laute Rufe der Verwunderung ertönten. Der tolle Fritz tat vor Entzücken einen Luftsprung. Schmetternd entfuhr seinem Munde der alte hessische Schlachtruf: „Schuri!“ Er warf sein federgeschmücktes Hütlein in die Luft und rief: „Unser Goldkönig Gustav Adolf vivat hoch!“ Fragen schwirrten durcheinander: „Durchlaucht, ist's möglich? Ist's wirklich wahr?“

Mit schalkhaftem Lächeln wandte sich, statt zu antworten, die Fürstin an den Gnom:

„Gar wundersam, fürwahr, klingt, was dein Mund
Berichtet, Männlein; eine Freudenkund'
Ist uns die Mär von solchem Siegeslauf.
Doch tischest du uns auch nicht Lügen auf?“

Abermals machte der Kobold eine unbeholfene Verbeugung, legte beteuernd die Hand auf die Brust und erwiderte:

„Bewahre, Frau, wie dürft' ich's wagen,
Euch solcherweis' auf Eure Fragen
Mit Lügenmärlein aufzuwarten?
Solch Kraut gibt's nicht in meinem Garten.
Durchlauchtige Fürstin glaube meinen Worten,
Und freudige Hoffnung öffne ihre Pforten!“

Der Gnom streckte sich; seine Gestalt schien zu wachsen, und mit völlig veränderter Stimme fuhr er fort:

„Traun, kühn und kühner regt der Aar die Schwingen,
In stolzem Siegeslauf von Ort zu Ort
Sieht die erstaunte Welt den Helden dringen,
Des Feindes Festen fallen fort und fort.
Dem Gottgesandten wird sein Werk gelingen:
Ein neuer Gideon, ein Friedenshort,
Wird er nun vollends, traun, mit wuchtigen Schlägen
Den trutzigen Feind zermalmen und erlegen.

Die Nacht entweicht, der Tag beginnt zu grauen,
Bald tönt durchs Land der Friedensglocken Klang,
Und Friedensbilder wird das Auge schauen:
Ein friedlich Volk, in neuem Schaffensdrang
Sich tummelnd auf den vaterländ'schen Auen;
Man hört der Schnitter jauchzenden Gesang,
Sieht Schaf und Rind auf grünem Anger weiden,
Des Landmanns Pflug die Ackerflur durchschneiden.

Die Wunden heilen, die der Krieg geschlagen.
Mit stolzer Freude wird dein Auge sehn
Auf Hessens Bergen neue Burgen ragen,
Aus Schutt und Trümmern Stadt und Dorf erstehn.
Wie Lenzeshauch nach eisigen Wintertagen
Wird's allenthalben durch die Lande wehn;
Ein neuer Morgen naht mit goldnen Strahlen —
Da wird das Volk vergessen seiner Qualen.“

Staunend sahen alle auf den Sprechenden, der in so rosigen Farben das Bild einer glücklichen Zukunft malte und so beredt den Wünschen und Hoffnungen Ausdruck gab, von denen in diesen Tagen die meisten erfüllt waren. Nur der tolle Fritz, dessen kriegslustigem, tatendurstigem Sinne die Aussicht, die des Sängers Worte eröffneten, sehr wenig behagte, machte ein gelangweiltes Gesicht. Auf die geflüsterte Frage eines Hofbeamten: „Wer mag dieser dichterische Kobold sein?" tuschelte er halblaut zurück: „Wüßt' ich's selber! Der Lakaien einer, denk' ich, vielleicht der Schelm, der Henner. Die Verse, pah, die hat natürlich meine Frau Mutter gemacht. Aber, potz Blitz, das ist wenigstens hübsch."

Die Bemerkung galt dem Zwerge. Kaum hatte dieser seinen Spruch beendet, so sank seine Gestalt wieder mehr und mehr in sich zusammen; jetzt öffnete er noch einmal den Mund und krächzte:

„Doch nun vergönnt, ich bitt' in Züchten,
Mir, Frau, nach dieses Tages Mühen —
Traun, saure Arbeit ist das Dichten —
Mich in die Kluft zurückzuziehen.
Bauz — liegt der Sack — nun, schadet nichts —
Nehmt, denkt in gutem Eures Wichts!"

Der Sack war seinen Händen entglitten. Mit klapperndem Geräusche flog er der Landgräfin gerade vor die Füße. Konfekt und Nüsse quollen daraus hervor und kollerten über den Waldboden hin. Während sich die kleinen Prinzessinnen jauchzend danach bückten, erfolgte abermals ein lauter Schlag. Als sie emporsahen, war das Männlein verschwunden; ein dichter grauer Rauch quoll aus dem alten Turmgemach hervor; das Innere lag wieder wie zuvor in Dunkel begraben. Gleich darauf hörte man die helle Stimme des Zwergkönigs:

„Nun, Menschenkind, behagt euch dieser Schwank,
So bitt' ich dies mir aus als besten Dank,
Daß, mit Vergunst, mir ohne Zaudern
Jetzt folgen wolle groß und klein,
Ein Stündlein traut beim Glase Wein
Mit euren Wichten zu verplaudern."

Flugs entgegnete die Landgräfin:

„Herr König, nehmt den Dank
Für den gelungnen Schwank,
Für Eure Freundlichkeit!
Führt uns, wir sind bereit."

Sie gab einigen Hoffräulein einen Wink, den Sack vollends zu entleeren und seinen süßen Inhalt in die mitgebrachten Körbchen zu sammeln, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Als man die Stelle erreichte, wo man vorhin den Zwergkönig getroffen hatte, bot sich

allen ein neuer, überraschender Anblick dar. Wohl ein halb Dutzend Wichte in glänzenden Rittergewändern und mit mächtigen Bärten standen dort, die in ehrerbietiger Haltung die Nahenden erwarteten. Aus Moos und welkem Laub war eine Anzahl Sitze hergerichtet; auf Steinblöcken und Mauerresten lagen, zierlich zu Tellerchen geformt, große mit Immergrün und Efeu umkränzte Eichenblätter, und Gläser und Weinflaschen standen einladend daneben. Die Männlein machten mit ritterlicher Artigkeit ihre Reverenz, und der König lud zum Niedersitzen ein. Unter Scherz und Gelächter ward die Einladung befolgt; jeder suchte sich's auf dem weichen Sitze bequem zu machen und wartete der guten Dinge, die kommen sollten. Inzwischen waren die Hoffräulein mit den Körbchen nachgekommen, die Tellerchen wurden mit dem Honiggebäck gefüllt, die kleinen Ritter entkorkten die Flaschen und füllten die Gläser, und der Zwergkönig brachte den ersten Trinkspruch aus:

„Der erlauchten Fraue,
Der Beherrscherin
Dieser schönen Gaue,
Hessens Landgräfin,
Der zu Huld und Dienst bereit
Wichtelvölklein allezeit —
Sei der erste Trunk geweiht!
Laut schall unser Ruf hinaus:
Sie leb' hoch und all ihr Haus!
In aeternum floreat,
Wer ihr Feind ist, pereat!
Vivat, vivat, vivat hoch!

„Hoch, vivat hoch!" erscholl es brausend über den Platz. Angenehm durch den Trinkspruch, eine im Programm nicht vorgesehene Improvisation des Zwergkönigs, überrascht, erwiderte die Fürstin in launiger Weise. Eine zwanglose Unterhaltung, die, an die Worte des Kobolds anknüpfend, größtenteils die Erfolge des Schwedenkönigs zum Gegenstand hatte, entspann sich. Konfekt und Wein fanden wackeren Zuspruch, und in harmloser Fröhlichkeit gaben Große und Kleine sich dem Genusse der schönen Stunde hin. Doch nicht alle. Als die letzten des Zuges in der Nähe des Platzes angelangt, hatten unsere beiden Jungfräulein ein Weilchen dem fröhlichen Treiben zugeschaut; dann hatte Helene ihren Arm in den der Freundin geschoben und sich unbemerkt mit ihr durch den Wald entfernt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mädchengeheimnisse.

Schweigend schritten die Freundinnen den bewaldeten Abhang auf der Rückseite des Berges hinab. An einem Absatze mit freier Aussicht angelangt, ließen sie sich auf einer Moosbank nieder. Ein Sonnenblitz huschte seitwärts durch das herbstlich gelichtete bunte Laubgewirr; mit leisem Rauschen strich der Wind durch die Blätter und umfächelte kosend der Mägdlein Angesicht. Aus der Ferne schimmerte der stumpfe Kegel des Hilfenberges mit seinem Kloster herüber.

„Wie heimlich ist es hier", brach endlich Jutta das Schweigen, „und wie friedlich. Wenn ich den Berg dort sehe, muß ich immer des Spruches gedenken, den, wie sich das Volk hier erzählt, Bonifatius einst segnend von seiner Höhe getan: ‚Friede schwebe über dieser Au' [1])!"

„Friede, ach ja, der Friede!" Helene seufzte.

„Es war ein schöner Gedanke der Fürstin," äußerte sie nach einer Pause, „dem allgemeinen Wunsche nach Frieden in so sinnig poetischer Weise Ausdruck zu geben. Aber ach," — Tränen traten in ihre Augen — „die Wunden, die der Krieg geschlagen, vernarben so bald noch nicht — die bluten nach und schmerzen."

Sie senkte, in wehmütige Erinnerungen verloren, das Haupt. Auch auf Juttas Antlitz lag ein schmerzlicher Zug.

„Bluten nach und schmerzen", wiederholte sie leise. „Für mich, ach, für mich blühen überhaupt keine Rosen mehr."

Das Fräulein sah sie verwundert an. „Für dich, mein Herz? Welchen Grund, sag', hättest gerade du, hoffnungslos in die Zukunft zu blicken? Du, die früher mich so oft, weißt du noch, durch ihren getrosten Mut beschämte? Du bist so verändert, Liebste, seit einiger Zeit — hast du etwa eine schmerzliche Botschaft empfangen, eine Botschaft von — von ihm?"

„Von Erno? O nein..."

---

[1]) Volkstümliche Erklärung der Namen einiger Dörfer im Tale: Frieda, Schwebda, Aue.

„Nicht? Nun also — wenn er, dein Verlobter, ja noch lebt — und das versicherte doch auch der gute alte Obrist dazumal bei seinem Abschiede noch so bestimmt —, warum dann so traurig? Ich kenne schier meine alte Jutta nicht wieder!"

„Nicht? Ach, Liebste," — Jutta brach plötzlich in Tränen aus — „wenn er auch lebt, weiß er etwa, daß ich, auch ich, noch am Leben? Und wenn er es wüßte — hab' ich, das einfache Bürgermädchen, überhaupt noch einen Anspruch auf ihn? Du siehst mich verwundert an — ach, wenn du wüßtest —". Sie brach schluchzend ab.

„Du sprichst in Rätseln, mein Herz. Was ist's, das ich nicht weiß? Sprich doch, o Jutta!"

„Es ist ein Geheimnis — mein eigen Geheimnis bis heut, davon außer mir noch niemand weiß. Längst schon wollt' ich es dir, du Liebe, Einzige, offenbaren; aber immer wieder schloß eine seltsame Scheu mir den Mund. Doch nun, da die Rede einmal darauf gekommen, sollst du alles, auch alles erfahren."

Sie griff in ihren Busen, nestelte einen Augenblick an dem goldenen Kettlein, das ihren Hals umschlang, und löste das daranhängende Schmuckstück, ein kleines Goldherz ab. Verwundert folgte Helene ihren Bewegungen. Jetzt schlug Jutta die beiden Hälften des Kleinods auseinander und reichte es der Freundin hin. „Kennst du dieses Bild?"

Helenens Lippen entfuhr ein leiser Schrei. Dasselbe Frauenbildnis, das sich seinerzeit bei dem jungen Grafen gefunden hatte, leuchtete ihr auf dem Schmuckstück entgegen. Die Lippen halb geöffnet, einen Ausdruck grenzenloser Verwunderung auf dem Gesicht, starrte sie das kleine Bildnis an.

„Die Gräfin Waldstein!" entrang es sich ihrem Munde. Warum legte sie doch plötzlich die Hand auf ihre Brust, als empfände sie dort einen heimlichen Schmerz? Ihre Wangen übergossen sich mit Purpurglut. „Wie kommt", flüsterte sie erregt, „Graf Theobald — wie kommt er — er dazu, seiner Mutter Bildnis — dir —"

„Graf Theobald?" fiel ihr Jutta gedehnt ins Wort. Sie sah staunend die Freundin an. Das ergötzliche Mißverständnis machte sie bei aller Kümmernis lächeln. „O nein, so vertraut sind wir beide, er und ich, nicht zueinander!" Sie deutete mit dem Finger auf die Inschrift hin: „Da, Liebste, sieh dir einmal den Namen an; er ist ein ganz anderer."

„Ah!" Ein tiefer Atemzug hob des Fräuleins Brust. Wie um ihre Beschämung zu verbergen, beugte sie sich tief über die feine Gravierung hin. „Erno", flüsterte sie verwirrt. „Aber was bedeutet dies alles? Ich verstehe noch immer nicht — der Name —"

„Ist der meines Verlobten", ergänzte die Freundin. „Mit diesem Goldherz am Halse hat ihn einst, als er, ein kleiner Knabe, halb verhungert am Wege lag, sein Pflegevater, unser alter Vetter und Nachbar, gefunden."

„Nicht möglich!" Das Fräulein schnellte empor. Helles Erstaunen malte sich auf ihrem Antlitz. „Gottes Wunder, so wäre auch er — und ich hab' immer geglaubt, er sei des Wachtmeisters Sohn . . ."

„Es hat's eben jeder geglaubt. Er selbst, mein Erno, weiß es bis heute nicht anders. Der alte Vetter hat, ich weiß nicht warum, — es wird wohl so eine Schrulle sein von dem alten Manne — ihm nie etwas von seiner Herkunft verraten. Nur Vater und Mutter selig und des Vetters Beichtvater und Seelsorger, Magister Thodenus, haben um das Geheimnis gewußt; den Eltern hatte er's gegen das Versprechen unverbrüchlichen Schweigens in einer guten Stunde einst anvertraut. Ich selbst hab' keine Ahnung gehabt, wie es um meines Ernos Abkunft stand; erst in der Nacht, bevor das schreckliche Unglück hereinbrach über unser Magdeburg, hab' ich den wahren Stand der Dinge erfahren. Mein Vater hatte, von Erno und dem alten Ansorge begleitet, das Haus verlassen, um wie alle die Nächte vorher seinen Dienst auf der Mauer zu versehen — es war", seufzte Jutta, „sein Todesgang, weißt du; wie Oheim Körbel mir nachmals berichtet hat, war Vater selig einer der ersten, die bei dem Sturme der Kaiserlichen fielen —, und ich saß allein bei meinem todkranken Mütterlein; da hat sie, ihr Stündlein nahefühlend, mir die Geschichte erzählt. Sie hat gemeint, daß es ein Unrecht an Erno sei, daß der Vetter ihn solange habe in der Täuschung erhalten; sie hoffe, er werde ihr verzeihen, sie könne einmal das Geheimnis nicht mit sich nehmen ins Grab."

Jutta schwieg. Mit tränenden Augen sah sie vor sich nieder.

„Der seltsame Mann!" flüsterte Helene. Begierig, mehr zu erfahren, fragte sie: „Wo hatte er nur den Knaben gefunden? Soviel ich von Elsbeth über die wunderbare Geschichte erfahren konnte, schien doch der andere Sohn tot zu sein; sie meint, die Amme, die ihn dazumal getragen, als der unselige Raub geschah, sei mit ihm im Gebirge verunglückt."

„Ja, so meint sie," erwiderte Jutta, „und ich mochte ihr den Glauben nicht nehmen. Ich denke mir, daß die Amme der beiden Knaben absichtlich den Räubern entwichen und nachgehends dem Hunger erlegen ist. Wie der Vetter meinem Mutting erzählt hat, ist es mit dem Funde also getan: er hatte in Ungarn sich als Kriegsknecht anwerben lassen, einige Schlachten mitgemacht, dann aber, zum Krüppel geschossen, den Dienst

quittieren müssen. Notdürftig hergestellt, ist er just nach der Heimat unterwegs, da sieht er eines Tages am Saum eines Waldes ein Knäblein liegen und nicht weit davon neben einem weidenden Pferd ein blasses, bildschönes Weib. Wie er nachgesehen, ist das Weib tot gewesen; das Büblein aber hat gelebt und so kläglich geschrien vor großem Hunger, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Da ist in dem Vetter das Mitleid erwacht; kurz entschlossen hat er das Kind zu sich aufs Pferd gehoben und mitgenommen. In Magdeburg hat er sich nachgehends verheiratet, und er sowohl wie seine Frau (Gott hab' sie selig, die gute Base!) haben den Knaben aufgezogen in aller Treue, in Einfalt und Gottesfurcht. Eigene Kinder sind ihnen versagt geblieben; so haben sie alle ihre Liebe an Erno gewandt, als wäre er ihr leiblicher Sohn. Der Vetter, weißt du, ist ja ein Kinderlieb gewesen von Jugend auf; so hatte er als ein wohlunterrichteter Mann eine Schule für kleine Patrizierkinder gegründet, von deren Erträgnissen er sich und die Seinen ernährte; aber die guten Leute haben das Brot sich am Munde abgespart, damit Erno die hohe Schule besuchen könnte. Und Erno — o, die Erziehung ist trefflich angeschlagen! — er hat solche Liebe herrlich gelohnt."

„Das glaub' ich gern," lächelte Helene, „sonst hätte er wohl nicht meine Jutta, das beste Mädchen der Welt, zur Braut erkoren."

„Ach, du, Helene," flüsterte Jutta betrübt, „wie kannst du so scherzen?"

„Nicht doch, Kind, ich rede in vollem Ernst . . . Wie aber kommt nun das Kleinod in deine Hände? Du sagtest doch, alles, was sich auf deines Verlobten Herkunft bezog, sei sowohl ihm wie dir selbst unbekannt gewesen. Hat e r dir's geschenkt?"

„Nein. Ich hab' es von meinem Mütterlein; Erno hat gar keine Ahnung von seinem Dasein. Aber da muß ich dir, damit alles dir klar wird, wohl schon erzählen, wie es bei der Entstehung meiner Brautschaft ist hergegangen, denn damit hängt eigentlich das Ganze zusammen. Der Vetter hatte bei den Eltern für Erno um mich geworben. Wie schwer es jedoch dem guten Manne geworden ist, der Eltern Einwilligung zu erlangen, das hab' ich auch erst in der Nacht, da mein Mutting starb, von ihr erfahren. Die Eltern haben gemeint, wenn Erno wüßte, wie es um seine Herkunft stünde, würde er nimmermehr eine Schiffertochter zum Weibe begehren. Aber der Vetter, erzählte Mutting, habe gelacht und ihnen das Sprüchlein entgegengehalten:

‚Kaufe deines Nachbars Rind,
freie deines Nachbars Kind,
wiltu nit betrogen sind.'

Zuletzt wäre er, da sie sich dennoch geweigert, zornig geworden und damit herausgeplatzt, was sie denn eigentlich wollten? Ob sie etwa glaubten, daß er dazumal rein gedankenlos wie ein Hansnarr gehandelt habe, als er Sr. Ehrwürden, Magister Thodenus darum angegangen, mich zu seinen vornehmen Patriziertöchtern in die Schule zu nehmen? Wenn sie es noch nicht wüßten, so wolle er es ihnen jetzt sagen: ja, er hätte allerdings seine Hintergedanken dabei gehabt! Er hätte beobachtet, wie wir schon als Kinder uns gern gehabt, hätte gedacht: ‚das gibt einmal Ernos Hausfrau' — und nun wollten die eigenen Eltern solche Sperenzien machen? Da hätten sie nachgegeben, erzählte mein Mütterlein, sich jedoch ausbedungen, daß der Vetter zuvor Erno das Geheimnis seiner Abkunft offenbare; wenn Erno dann weiter auf der Verbindung bestünde, so sollt' es ihnen recht und eine Ehre sein. Aber sie hätten bei dem alten Eisenkopfe nichts ausgerichtet. Dazu wär' immer noch Zeit, hätte er gemeint; aber eins wolle er tun, er wolle den Eltern das Kleinod geben, das damals Erno getragen, das sollten sie einschmelzen lassen, das Gold und die Diamanten verkaufen und den Erlös an meinem Hochzeittage mir zustellen als Heiratsgut, so fände das Ding, das sonst niemand nütze und das ihn ärgere, so oft er es ansähe, doch eine nützliche Verwendung. So wären sie zu dem Kleinod gekommen. Des Vetters Wunsch jedoch auszuführen, hätten sie nicht übers Herz bringen können. Sie hätten die Absicht gehabt, das Kleinod so, wie es war, bei der Hochzeit meinen Händen zu überantworten, und dabei die Hoffnung gehegt, daß der Vetter sich dann notgedrungen herbeilassen würde, die nötigen Erklärungen zu geben. Aber es ist anders gekommen," fuhr die Erzählerin seufzend fort, „als die guten Eltern gedachten. Bald darauf hat die Belagerung ihren Anfang genommen; die Hochzeit mußte verschoben werden. Mittlerweile wurde mein Mutting krank. Sie ahnte, daß es mit der Belagerung einen übeln Ausgang gewinnen würde, wußte auch, daß es mit ihr zum Sterben ging. O mein gut Mutting!" schluchzte Jutta. „Wie gut, daß sie den Jammer nicht mehr erleben durfte, der so bald nach ihrem Verscheiden anheben sollte ... Eine köstliche Stunde, so ich dazumal, so traurig ich war, daß ich mein Mutting verlieren sollte, an ihrem Sterbelager habe erlebt! ... Doch ich wollte ja von dem Kleinod erzählen. Nun, sie entdeckte mir ihr Geheimnis; es drücke sie, sagte sie, wie eine Schuld, daß sie sich dazumal das Kleinod habe aufschwatzen lassen; sie müsse sterben, und wenn nun auch den Vater ein Unfall beträfe, wenn dann so gar keine Möglichkeit bliebe, das Kleinod vor den Händen der Plünderer zu verbergen, dann wäre Ernos kostbares Eigentum verloren für alle Zeit. Nein, sie könne nicht ruhig sterben, bevor sie dieser Schuld

sich entledigt, bevor sie mir als Ernos Braut nicht alles anvertraut habe, was sie von dessen Verhältnissen wisse, damit Erno, blieben wir beide, was sie bestimmt hoffe, am Leben, durch mich wie zu seinem Eigentum, so auch zu der Kenntnis seiner Herkunft gelange. Sie könne den Vetter nicht begreifen, daß er ihm so hartnäckig wolle die Wahrheit vorenthalten wissen; es wäre doch immerhin möglich, daß die Angehörigen Ernos noch lebten, daß die Verwandtschaft bei gehöriger Nachforschung sich werde ermitteln lassen; sie könne den Grund nicht begreifen, warum Erno durch Vorenthaltung der Wahrheit solle gehindert werden, solche Nachforschung, wenn ihn danach gelüste, anzustellen und bei etwaigem glücklichem Erfolge die Ansprüche geltend zu machen, zu denen ihn seine Geburt berechtige.

„Nachdem solchermaßen", fuhr die Jungfrau nach einer schmerzlichen Pause fort, „mein Mutting selig ihr Herz hatte ausgeschüttet, hieß sie mich das Goldherz aus seinem Verwahrsam herausnehmen. Eigenhändig hängte sie es mir noch um den Hals, segnete mich und ist bald danach sanft und selig entschlafen. So, Liebste, hab' ich den Gedenkschmuck erlangt. Wäre ich umgekommen in Magdeburg, so wäre gleichwohl das Geheimnis mit mir begraben gewesen und das Kleinod eine Beute der Krabaten geworden; aber ich war wie gefeit. Ich wollte, als das Würgen und Morden losging in der Stadt, zu Magister Thodenus flüchten; unterwegs fielen mich die Krabaten an; da war es, du weißt ja, Graf Theobald, der mich rettete. Jener Morgen aber in den Werrabergen, da sich uns des jungen Grafen wahre Abkunft enthüllte, er hat mir noch eine andere Offenbarung, eine so wundersame und doch, ach, so schmerzliche Offenbarung gebracht."

Weinend brach die Erzählerin ab.

In tiefen Gedanken hatte das Edelfräulein der Erzählung gelauscht. Eine lange Pause entstand. Jutta schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Endlich wurde Helene aufmerksam. Bestürzt sah sie die Freundin an.

„Aber Jutta, Liebste," fragte sie, „was hast du, daß du so weinst?"

„Mir ist so schwer ums Herz", stieß Jutta schluchzend hervor. „Hätt' ich ihn doch überhaupt nie kennen gelernt! Warum mußte ich ihn, den Einzigen, warum er mich, das arme Schiffermädchen, so lieb haben? Damals, als mir mein Mutting das Bild übergab, und auch nachher noch hat mir die Sache ja wenig Gedanken gemacht; ich dachte eben anders darüber als mein Mutting selig; glaubt' ich doch nimmermehr, daß jetzt, nach so langen Jahren, noch eine Möglichkeit sei, die Eltern oder sonstige Verwandte meines Erno ausfindig zu machen; und nun ist doch

das Unerwartete, Unglaubliche geschehen. Die Familie, Vater und Bruder, sind gefunden; die Entdeckung, wer Erno sei, steht für ihn sobald er der Gefangenschaft ledig, vor der Tür. Und ich selbst bin es, die ihm den Aufschluß geben, die bei der ersten Begegnung sagen muß: ‚Sieh her, Erno, d a s bist du' — und muß meiner Liebe den Todesstoß versetzen und sagen: ‚eine Unwürdige hast du dir zur Braut erkoren — suche dir eine würdigere Braut, eine aus edlem Geschlecht'. Und dann — ach, dann möcht' ich am liebsten sterben. O Mutting, mein Mutting," — sie rang wie verzweifelnd die Hände — „warum hast du meine Seele mit diesem Geheimnis belastet?"

„Aber Jutta, Jutta," rief das Fräulein und sah mit großen Augen schier befremdet die Weinende an, „woher kommen dir diese törichten, wunderlichen Gedanken? Was fürchtest du nur, du törichtes Kind? Nein, ist es möglich, hältst du deinen Verlobten einer so bösen Tat für fähig, um solcher Äußerlichkeiten willen ein Verlöbnis, ein so vor Gott und Menschen gültiges, nach allen Rechten, göttlichen und menschlichen, unlösbares Verhältnis zu brechen? Ei doch, hat der simple Doktor sich solchermaßen entpuppt als ein Graf, so wirst du, ja, eben du und kein andere, einmal seine glückliche Frau Gräfin sein!" Sie beugte sich vor, zog sanft Juttas Hände von deren verweinten Augen hinweg und sah ihr mit einem strahlenden Lächeln ins Auge: „Warte, du böses Kind, ich selbst werde, sobald mir das Vergnügen seiner Bekanntschaft wird (und das wird, hoffe ich, jedenfalls geschehen), ihm erzählen, wie übel du von ihm gedacht! Nicht du, ich selbst werde die Geschichte einfädeln! Dem alten Obristen, der ja, wie man hört, wieder unterwegs nach dem Hessenlande ist, ihm werde ich dein Geheimnis verraten, und dann wollen wir einmal sehen, wer deines Ernos Gräfin werden soll oder wer nicht. Und nun, Kopf hoch, Liebste, oder glaubst du deiner Freundin nicht mehr?"

Die Weinende stutzte. Mit einem zweifelnden Blicke sah sie die Freundin an. Dann aber flog es wie ein Sonnenstrahl über das verweinte Antlitz hin.

„Du Gute!" hauchte sie. „So meinst du wirklich, ich dürfe — o! . . . Ich seine Gräfin?" Sie lachte leise. Stürmisch fiel sie plötzlich der Freundin um den Hals. „Ach," jubelte sie, „wenn das wahr — und ich darf, meinst du, wirklich hoffen, daß der alte Graf mich als Tochter annehmen, daß Erno die arme Braut nicht verstoßen werde?"

„Ei, ganz gewiß," lächelte Helene, „müßte sein Sohn doch nicht eben dein Verlobter sein. Ja sicher, meine Jutta wird noch einmal recht glücklich werden mit ihrem Herzliebsten! . . . Aber gelt, mein Herz,"

— ein paar große Tränen stahlen sich von ihren Wangen herab — „selbst glücklich, wirst du doch nicht deiner armen unglücklichen Freundin vergessen?"

„Ich deiner vergessen, o! . . . Aber" — Jutta trocknete mit dem Fazinetlein die tränenden Augen — „warum, du liebes Herz, warum solltest du — du unglücklich sein?" Sie neigte ihren Mund zu der Freundin Ohr und flüsterte: „Weiß ich doch jemand, der meiner Helene nicht minder in treuer, aufrichtiger Liebe ergeben."

„Ach Jutta", seufzte Helene. Es klang wie ein Vorwurf. Das Antlitz von einer jähen Röte übergossen, wandte sie sich erschauernd ab.

„Bist du mir böse, mein Herz?" fragte Jutta betrübt.

„Dir böse?" Das Fräulein lächelte schmerzlich. „O nein. Aber warum die Herzenswunde von neuem berühren, Jutta? Er kann ja doch nimmer der meinige werden." Wie ein Hauch kamen die Worte von ihren Lippen.

„Aber warum doch nicht, mein Herz? Liebst du ihn nicht? Sollt' ich mich so sehr getäuscht haben — aber nein, du liebst ihn, nicht wahr?"

Das Fräulein preßte die Lippen zusammen und schwieg. Ein Schluchzen drang aus ihrer Brust. „Ob ich ihn liebe?" flüsterte sie endlich. In verhaltener Leidenschaft drang es plötzlich über ihre Lippen: „Ach Jutta, das eben ist ja mein Unglück, ich liebe ihn — o, so unsäglich — mehr als mein Leben — hab' ihn geliebt, ohne es selbst mir einzugestehen, von allem Anfang an. Ich glaubte ihn zu hassen — aber nein, es war, jetzt weiß ich's, die Liebe, gegen die ich mich gestemmt habe und gesträubt mit aller Macht — und sie hat mich überwunden. Aber die seinige werden — ach, Jutta, du vergissest — es steht ein Schatten zwischen uns."

„Du denkst an deinen Herrn Vater selig?" erwiderte die Freundin leise. „Aber wer hat mir doch selbst erzählt, einer wie unglücklichen Verkettung der Umstände der selige Herr ist zum Opfer gefallen? . . . Wer war es doch, der mir von den Ausbrüchen der Verzweiflung berichtete, von der großen, tiefen Reue, die den jungen Grafen erfaßt, als ihm Elsbeth seine Verschuldung hab' aufgedeckt, also, daß er hernach kaum habe Trost finden können im Evangelio? . . . Wie Elsbeth erst gestern mir anvertraut, möcht' er so gern, so gern gut machen in treuer Liebe, was er dir, Liebste, hat Leides getan. O wär' es möglich," — Jutta ward immer eifriger — „daß meine Freundin wollte eher verbluten an ihrer Liebe als sein stilles, schüchternes Werben erhören? Daß sie den Glaubensgenossen, den Sohn unseres guten Obristen wollte entgelten lassen, was er als ein ganz anderer, was er als Herr von Szombat in

törichter Leidenschaft und Verblendung gefehlt? Wäre das wohl nach dem Sinne deines seligen Herrn Vaters Liebden, mein Herz?"

Die beiden Mädchen hatten vollständig ihre Rollen vertauscht.

Überrascht sah Helene zu der Freundin empor. Zweifelnd und doch im Tone verhaltenen Jubels fragte sie und faltete wie anbetend die Hände auf ihrer Brust: „O, Jutta, ist das dein Ernst? Und du meinst, ich könnte, dürfte hoffen, noch glücklich, trotz allem glücklich zu werden mit ihm, den mein Herz liebt?"

„Mein völliger Ernst", flüsterte Jutta und legte beteuernd die Hand auf das Herz. „Wie wäre es möglich, daß zwei Menschenkinder nicht sollten zusammen glücklich sein, die, in einem Glauben, einer Hoffnung verbunden, doch einander von Herzen lieb haben, die im Sonnenschein der Gnaden Hand in Hand wollen der ewigen Heimat entgegenpilgern? Warum — —"

Sie hielt betroffen inne. Durch das raschelnde Laub näherten sich eilige Schritte. Die Freundinnen sahen auf. In demselben Augenblicke entfuhr den Lippen Helenens ein leiser Schrei: er, von dem soeben die Rede gewesen war, Graf Theobald, stand vor ihnen.

Leuchtenden Auges hob er an:

„Sieh da, hab' ich endlich das Glück, die Damen zu finden? Durchlaucht vermißten euch; so hab' ich von der hohen Frau Urlaub genommen, den entflohenen Vöglein nachzuspüren. Wie glücklich —"

„Durchlaucht vermißt uns?" unterbrach ihn Helene, indem sie sich erhob. Zur Freundin gewandt, fuhr sie mit unsicherer Stimme fort: „Dann ist es freilich Zeit, Jutta, daß wir gehen."

Sie hängte sich an ihren Arm und wollte sich flüchtigen Schrittes entfernen, doch der Graf vertrat ihr den Weg. Ein Schatten lag auf seinem Gesicht. „Mein Fräulein," — er sprach leise und eindringlich — „so war meine Rede mitnichten gemeint. Wollt Ihr mir nicht vergönnen, ein paar Augenblicke in Eurer Nähe verweilen zu dürfen? Wie oft hab' ich mich gesehnt danach, Euch, mein Fräulein, und" — er sah Jutta an — „auch Euch, Jungfer, zu danken für die treue Sorgfalt, mit der Sie beide nicht minder als meine gute Elsbeth sich während der Krankheit meiner Pflege gewidmet haben; aber immer wieder weicht Mademoiselle mir aus. Seit ich das Lager verlassen habe, tut sie so fremd wie je. Hegt Fräulein noch immer einen Groll gegen mich?"

Er hatte Helenens Hand ergriffen und sah mit einem Blicke voll warmer Zärtlichkeit auf die holde Erscheinung nieder. Das Fräulein war sehr blaß geworden. Ihre Hand zitterte in der seinigen. Mit sanfter Gewalt führte er sie zu dem verlassenen Sitze zurück. Jutta, die ihren

Arm aus dem der Freundin gelöst hatte, lenkte ihre Schritte einem nahen Bergvorsprunge zu, der sich seitwärts unter den Bäumen zeigte. Bei dem, was sich die beiden Menschenkinder zu sagen hatten, konnte ihre Gegenwart ja nur störend sein.

Eine Weile saßen die beiden wortlos nebeneinander. Helene hatte die Augen gesenkt; in den Zügen des Grafen malte sich der Ausdruck eines tiefen Ernstes. Seine Blicke folgten dem Zuge der Wölkchen, die, von azurblauem Äther umflossen, in leuchtender Weiße am Himmel vorüberzogen. Er kämpfte mit einem Entschlusse. In weichem Tone hob er endlich an:

„Schon lange, mein Fräulein, habe ich ein tiefinnerlich Bedürfnis empfunden, Eure Verzeihung zu erflehen für all das Leid, das ich Euch und" — er stockte — „Eurem Hause habe zugefügt. Mein Schmerz darüber ist tief und aufrichtig. O mein Fräulein, glaubt es mir: gern wollt' ich mein Herzblut vergießen, könnt' ich dadurch sühnen, was ich in Torheit und Verblendung an Euch gesündiget habe. Kann Fräulein dem reumütigen Sünder vergeben?"

Einen Augenblick hatte, durch das unerwartete Bekenntnis überrascht, ihn das Fräulein starr angesehen. Jetzt aber brachen sich die solange zurückgedrängten Gefühle Bahn. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. In schluchzenden Tönen drang es über ihre Lippen:

„Elsbeth hat mir — alles erzählt. Ich — vergebe — und — habe vergeben."

Welch eine wunderbare Veränderung, die auf einmal in den Mienen des Grafen vor sich ging. Eine mächtige Bewegung zitterte durch seine Züge. Wie von einer drückenden Last befreit, rief er, und ein tiefer Atemzug hob seine Brust:

„Gott segne Euch, mein Fräulein, für dieses Wort!"

Strahlenden Auges fuhr er fort: „O teures Mädchen, könnt' ich mit Worten aussprechen, wie sehr ich Euch für dieses Wörtlein danke! Eure Zurückhaltung alle die Tage her, konnte ich sie anders deuten, als daß, aller Teilnahme ungeachtet, die Ihr dem Verwundeten, Kranken zuzuwenden seid so gütig gewesen, gleichwohl noch immer der alte Groll in Eurer Seele wohne? O, Ihr glaubt nicht, wie glücklich mich das Bewußtsein macht, daß Ihr mein nicht länger im Zorne gedenkt. Seit ich der Gnade Gottes in dem Blute unsers Erlösers aus seinem Worte bin gewiß geworden, hat nichts so sehr mir am Herzen gelegen, als daß ich auch Eurer Vergebung möchte versichert werden. Im Himmel bei den Engeln Gottes wird Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, — darf ich hoffen, mein Fräulein, daß auch auf Erden in dem Herzen derer,

die ich betrübt habe und doch" — er zögerte — „doch so sehr lieb habe, für solche Freude noch Raum sein wird?"

Helene sah ihn durch Tränen lächelnd an.

„Zweifelt der Herr Graf daran?" fragte sie in holdem Erröten zurück. Sie reichte ihm, diesmal aus freiem Antriebe, die Hand. Er ergriff sie und hauchte mit ritterlicher Artigkeit einen Kuß darauf.

Es entstand eine Pause.

„Wie vieles", nahm nach einer Weile Graf Theobald wieder das Wort, „sich in der kurzen Spanne dieser letzten Wochen und Monate hat zusammengedrängt! Welche Wandlungen meines innerlichen und äußerlichen Lebens sind in dieser Zeit vor sich gegangen! Ich habe, und zwar in mehr als einem Sinne, meinen Vater gefunden . . . meinen Vater! O wie schön, wie traut klingt nicht das Wort — doppelt schön und traulich dem, der nie Vaterliebe hat kennen gelernt."

„Der Herr Graf", bemerkte das Fräulein, „hat eine traurige Jugend verlebt?"

„Eine traurige Jugend", wiederholte er wie in Gedanken. „Was soll ich sagen? Ich habe eben Vater und Mutter nie gekannt; so empfand ich allerdings den Mangel nicht allzusehr. In dem Hause eines Oheims, eines Bruders meiner Mutter, habe ich meine Jugend verlebt. Er war ein einsilbiger, menschenscheuer Mann mit einem finstern Gesicht, der den größten Teil des Tages sich in seinem Zimmer verschloß. Ganz anders war's mit der Muhme. Sie war gütig gegen mich, liebreich und sanft, nicht anders als wie eine Mutter gegen ihr eigen Kind. Erst kurz vor ihrem Tode (sie starb, als ich fünfzehn Jahre alt war, an einem schleichenden Fieber) hab' ich, und zwar aus ihrem eigenen Munde, erfahren, daß sie nicht, wie ich immer geglaubt, meine Mutter war. Eines Tages rief sie nach mir. Sie saß auf einem Lehnstuhl; vor ihr auf einem Tischchen lag ein geöffnetes Medaillon mit dem Bildnis einer wunderschönen Frau. Mit liebreichen Worten eröffnete sie mir, daß nicht sie, sondern diese Frau auf dem Bilde meine wirkliche Mutter sei. Nie werde ich die Gefühle vergessen, mit denen ich die Eröffnung vernahm, mit denen ich das schöne Bildnis, diese sanften, reinen Züge betrachtete. Sie selbst hängte das Kleinod mir um den Hals, damit ich es fortan zum Andenken trüge; auf die Frage aber, wer denn mein Vater sei, hat sie die Antwort verweigert. Sie dürfe, sagte sie, seinen Namen nicht nennen; ein Versprechen, an Eides Statt abgegeben, binde ihre Zunge. Nur das eine dürft' ich erfahren, daß mein Vater ein großer Ketzer, einer von den schrecklichen Menschen gewesen sei, die nicht glaubten an den dreieinigen Gott, und zu solcher Ketzerei hätte er auch meine arme Mutter verführt,

so daß ich, als ich von dem Oheim nach der Mutter Tode sei aufgenommen worden, hätte umgetauft werden müssen. Bei der Gelegenheit hätte ich auch statt meines früheren Namens den Namen Hans Joseph bekommen. Sie sprach sehr herzlich zu mir, warnte mich mit vielen Worten, dem Exempel meiner Eltern zu folgen, wofern ich nicht zeitlicher und ewiger Strafe wolle gewärtig sein, und ermahnte mich, allezeit ein gehorsamer Sohn der Kirche zu bleiben. Nun, damit hatte es ja vorläufig keine Not, aber e i n e Folge hat die Eröffnung schon damals gehabt: ich empfand ein warm Mitleid mit denen, so die Kirche als Ketzer benamste. Wie oft, wenn ich an die engelhaften Züge dieses Bildnisses dachte, hab' ich mich zweifelnd gefragt, ob es wohl wirklich eine so schlimme Bewandtnis mit diesen Ketzern haben könne, wie man mich lehrte? Ich hab' ihrer später genug kennen gelernt, aber was ich da sah, war kaum geeignet, den Zweifel zu mindern . . . Bald hernach starb die Muhme; von Stund' war es auch mit meinen guten Tagen vorbei. Der Beichtvater des Oheims, Pater Ambrosius, verlangte, der Oheim solle mich in ein Kloster tun; dagegen aber sträubte ich mich mit aller Macht. Ich, ein lebenslustiger, übermütiger Knabe, dessen Lust von jeher gestanden auf Jagd und ritterlich Waffenspiel, dem ein ungebundenes Leben in Steppe und Wald über alles ging, sollte mich lebendig hinter Klostermauern begraben lassen? Nimmermehr. Der Pater selbst nahm, als der Oheim ihm meine Weigerung kundtat, mich in des Oheims Gegenwart ins Gebet, stellte mir das herrliche Los eines lebendigen Heiligen und alle Herrlichkeit des Himmels in Aussicht — ich blieb bei meiner Weigerung. Der Pater sah mich zornig an, aber siehe da, wider Erwarten nahm auf einmal der Oheim meine Partei. Ich sollte meinen Willen haben, sagte er, aber das ungebundene Leben, so ich seither geführt, müsse gleichwohl ein Ende haben. Es sei Zeit, daß ich an einen andern Ort käme; ich müßte eine Schule besuchen; oder ob ich zeitlebens wolle ein Wilder bleiben? Nun, ich war froh, so wohlfeilen Kaufes davonzukommen; der Schule weigerte ich mich nicht. Ich kam in die Jesuitenschule in Wien. Ach, es war keine rosige Zeit, die ich dort mit meinem wilden Drange nach Freiheit verlebte! Ich war froh, als ich nach etlichen Jahren die Schule verlassen durfte. Kurz zuvor war der Oheim gestorben. Auf die Empfehlung meiner jesuitischen Patres kam ich als Page an den Kaiserhof. Anfangs freute ich mich der Veränderung, aber die Freude währte nicht lange. Ich sehnte mich fort aus dieser Umgebung. Nun, endlich sollte mir auch hier die Stunde der Erlösung schlagen. Es kam die Zeit, da der Friedländer die Werbetrommel rührte für den dänischen Krieg. Mit des Kaisers Bewilligung verließ ich den Hof und trat als Fähnrich unter des Fried-

länders Fahnen. Jetzt war ich völlig in meinem Element. Das Glück war mir wunderbar hold. Allen meinen Plänen und Anschlägen lächelte das Gelingen; ich stieg von Stufe zu Stufe und erlangte bald einen gefürchteten Namen. Nichts gab es, das mir unmöglich, unerreichbar erschienen wäre. Das Kriegsvolk betrachtete den ‚tollen Hans' mit einer schier abergläubischen Scheu; er schien ihnen gegen jede Kugel, gegen jeden Unfall gefeit. Und wieviel bildete ich mir nebenbei ein auf meine Menschlichkeit! Gewiß, ich hab' es redlich versucht, das wilde Kriegsvolk im Zaume zu halten; aber überall konnte ich ja nicht gegenwärtig sein, und dann — wie stand es mit mir? Vermochte ich die eigene Leidenschaft wohl also, wie ich sollte, zu zügeln? Ach, ich meine wohl," Graf Theobald seufzte tief auf, „meine Einbildungen seien gründlich zuschanden geworden, und nicht minder auch meine Träume von Ruhm und Glück!... Seit dem Tage von Magdeburg wollte es nirgends mehr mit den kaiserlichen Waffen voran. Es war ein wahres Wort, das mir im Lager von Magdeburg der gefangenen Prediger einer entgegenrief: Es lebt ein Gott im Himmel, der uns Evangelische rächen wird, bevor noch das Jahr zu Ende geht! Ich hab' das Wort nimmer vergessen können. Wie ein Pfeil hat sich's mir in die Seele gebohrt. Und wie schnell ist es in Erfüllung gegangen! Tilly, der unbesiegliche, geschlagen, die Schweden auf dem besten Wege, Bayerland zu erobern, ich selbst ein gebrochener Mann — wer hätte dergleichen vor einem halben Jahre geahnt!...

„Und doch," fuhr der Erzähler nach einer Pause tief aufseufzend fort, „wie danke ich jetzo dem treuen Gott, dessen Hand mich so gewaltig auf meiner Laufbahn ergriffen und in die Stille hat geführt! Ich habe meinen Gott und habe zugleich meinen Vater wiedergefunden!"

Er schwieg. Gedankenvoll sah das Fräulein vor sich nieder.

„Wie wunderbar", flüsterte sie, „sind Gottes Wege! Bei allem Dunkel der Gegenwart so viel Sonnenschein göttlicher Gnade! Das wird ein Lichtblick sein in dem Leben des Schwergeprüften, wenn Euer Herr Vater sehen wird, wie es jetzt mit dem Sohne steht."

„O, wie sehr ich mich freue, ihn wiederzusehen!" rief der Graf in aufwallendem Gefühl. „Gott halte in Gnaden über ihm seine schirmende Hand! Wie will ich bestrebt sein, den Teuren durch verdoppelte Kindesliebe die Jahre des Leides vergessen zu machen! O, Helene, teures Mädchen" — das Auge des Sprechenden glänzte feucht —, „wär' es zu kühn, wenn ich die Hoffnung hege, es werde mir vergönnt sein, gemeinsam mit Euch den Lebensabend des alten Herrn zu verschönen?"

Das Fräulein antwortete nicht sogleich. Röte und Blässe wechselten auf ihrem Angesicht, und ihre Brust wogte. Dann aber schlug sie unter

Tränen lächelnd langsam das schöne Auge zu ihm auf. Eine Welt voll Zärtlichkeit, voll hingebender, vertrauender Liebe leuchtete ihm daraus entgegen.

„O, Helene, Geliebte," rief er jubelnd, „darf ich wirklich hoffen?"

In jauchzendem Entzücken wollte er die Errötende in die Arme schließen, als in der Nähe Stimmen laut wurden. Mit einem leisen Schreckenslaute sprang Helene empor. „Wir müssen gehen," flüsterte sie verwirrt, „die Fürstin kommt."

Der Graf stand auf. Bunte Gewänder tauchten zwischen den Bäumen auf. Mit mühsam erkämpfter Fassung winkte das Fräulein Jutta herbei. Arm in Arm gingen die beiden Freundinnen den Nahenden entgegen. Schweigend hielt sich der Graf an ihrer Seite. Etwas wie Enttäuschung malte sich auf seinem Gesicht.

„Ah, sieh da, unsere Ausreißer!" rief eine fröhliche Stimme. „Was für Heimlichkeiten wurden denn da hinter unserem Rücken gesponnen?"

Graf Theobald hatte seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Sein Blick streifte Helene, deren Antlitz eine glühende Röte übergoß; durch die forschenden Blicke der Landgräfin und ihres Gefolges in peinlichste Verlegenheit versetzt, stand sie mit gesenkten Augen vor der Gebieterin. Doch der Geliebte kam ihr zu Hilfe. Mit einer höflichen Verbeugung nahm er das Wort, und etwas wie der alte Übermut klang wieder aus seiner Stimme:

„Durchlaucht wollen verzeihen! Der tiefe Friede der Waldeinsamkeit hatte es den beiden Jungfräulein angetan. Durch meine Erscheinung gar unsanft aus süßem Hinträumen aufgeschreckt, begehren sie Ew. Durchlaucht gnädigen Schutz gegen den Störenfried, der es wagte, den unliebsamen Lauscher zu spielen. Die zarten Gespinste holder Mädchenträume durften nur den verschwiegenen Wald zum Mitwisser haben."

Die Landgräfin, deren scharfes Auge schnell den wahren Sachverhalt durchschaute, lachte.

„Wirklich?" rief sie. „So beliebten Ew. Herrlichkeit wohl die Rolle jenes Ritters zu spielen, so einst, zu dem schönen Burgfräulein dort oben" — sie deutete auf die verlassene Höhe zurück — „in heißer Minne entbrannt, den Frieden ihres Herzens nicht minder als den Frieden des Waldes ringsum störte?"

Eine Falte leisen Unmuts über die schier unzarte Anspielung auf der Stirn, versetzte der Graf:

„Durchlaucht geruhen da ein Ereignis zu berühren, das mir leider zu unbekannt ist, um zu ergründen, worauf Ew. fürstliche Gnaden zielen."

„Wie?“ versetzte die Fürstin in gekünsteltem Erstaunen, „so viele Wochen schon weilt Graf Theobald in unserer guten Stadt, und er kennt die Sage noch nicht, die sich an diesen schönen Berg und seine Ruine knüpft?“

Die Ankunft eines Mannes in Livree enthob den Grafen der Antwort. Fast atemlos, das Gesicht von eiligem Laufe erhitzt, trat dieser plötzlich mitten unter die plaudernde Gruppe. Mit tiefem Bückling überreichte er der Fürstin einen offenen Brief. Sie entfaltete das Blatt, las flüchtig die in französischer Sprache darauf geschriebenen Zeilen und wandte sich an ihre Begleitung mit den Worten:

„Wichtige, jedoch zum Glück erfreuliche Nachrichten sind eingetroffen. Mein Gemahl wünscht unsere sofortige Rückkehr.“ Sie sah nach der Höhe zurück. „Wo nur unsere Junkerlein bleiben?“

„Die müssen“, erwiderte eine der Damen, „schon bei den Kutschen sein; ich hörte vorhin ihre Stimmen drüben aus dem Walde.“

Alle eilten den Wagen zu.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Wiedersehen.

Es war in der Tat eine erfreuliche Kunde, die der Heimkehrenden wartete: dem Feinde, der von Westfalen her neuerdings in das Hessenland eingebrochen war, nahte bereits der Rächer. Ein schwedisches Armeekorps — „achtzehn Kornett Reiter und vierzig Fahnen Fußvolks", wie es in der alten Chronik heißt — hatte sich von Thüringen her in Bewegung gesetzt, um im Bunde mit den Landgräflichen den Tillyschen den Garaus zu machen. In gespannter Erwartung sah man ihrer Ankunft entgegen.

Wenige Tage später entwickelte sich auf dem sogenannten Hirtenrasen, einem weiten Wiesenplane im Werragrunde bei Eschwege, ein buntes, bewegtes Treiben. Ein Teil des anrückenden Heeres hatte dort ein Lager bezogen. Den Ruf strenger Mannszucht, der ihrer Ankunft vorangegangen war, bestätigte der Augenschein. Eine musterhafte Ordnung herrschte unter den Truppen. Fluchen und Schwören, Karten- und Würfelspiel gehörten hier nicht zum guten Ton. Ohne Furcht vor Raub, Plünderung und sonstiger Gewalttat sah man Bürger und Bauern der Umgegend mit den schwedischen Soldaten verkehren. Lange Reihen stroh- und fruchtbeladener Wagen strömten ab und zu, und ihren Führern leuchtete die Befriedigung über die vorgefundene Ordnung und über die ihnen widerfahrene Behandlung aus den Augen; sämtliche Lieferungen wurden ohne Anstand zu den üblichen Preisen bezahlt. Daß freilich trotz alledem die Anwesenheit solcher Kriegermassen mit ihrem unvermeidlichen Trosse von Weibern und Kindern für Stadt und Land eine Last bedeutete, daß mancher Dorfschulze und mancher unter den Vätern der Stadt mit Seufzen der Opfer gedenken mochte, die ihre Verpflegung in Gestalt von Kontributionen dem Gemeinwesen auferlegte, kann man sich denken. Aber das ließ sich einmal nicht ändern, es war eben Krieg. In der Tat aber war es eine ebenso selten wie dankbar empfundene Wohltat, daß, solange der fromme König lebte, vor den schwedischen Völkern — bei den eigentlichen Schweden allerdings noch mehr, als,

traurig zu sagen, bei deren deutschen Hilfstruppen — wenigstens Leben und Eigentum der einzelnen sicher war; Vergehungen in dieser Hinsicht fanden die schwerste Strafe.

Es war am Morgen nach der Ankunft des Heeres. Von schmetternder Fanfaren- und Posaunenmusik begleitet, schwebten die Klänge eines Chorals über das Lager hin. Regimenterweise sah man hoch und niedrig um die Feldprediger zu gemeinsamer Andacht geschart. Nach dem Gottesdienste nahmen die Geschäfte des Tages ihren Anfang. Feuer flammten auf, an denen in großen Kesseln Marketender und Köche den Morgenimbiß, eine einfache Hafergrütze, für die Krieger bereiteten. Die Wachen zogen von neuem auf. Vor den Zelten sah man die Krieger beschäftigt, Waffen, Harnische, Monturen zu reinigen und auszubessern; Reiter fütterten und striegelten ihre Rosse; hier und da sah man ein Trüpplein jüngerer Krieger unter Leitung eines Leutnants seine Übungen machen, dort wieder eine ganze Kompagnie kriegerische Bewegungen ausführen.

Durch die Gassen des Lagers bewegte sich eine seltsame Prozession; eine Schar singender Knaben und Mädchen, die, in Reihen geordnet, an ihrer Spitze ein paar jugendliche Trommler, einem alten ehrwürdigen Stelzfuße folgten. Zum erstenmal tritt hier dem Leser ein Mann entgegen, von dem schon mehrmals in dieser Geschichte die Rede gewesen ist: Vater Ansorge, der Pflegevater unseres Freundes Erno. Silberweißes Haar umrahmte in langen Strähnen sein runzelvolles Antlitz. In musterhafter Weise hatte der alte Präzeptor und ehemalige Wachtmeister seines neuen Amtes an der ihm anvertrauten Jugend im Heere gewartet. Die Zucht, die er, ohne des Bakels allzuoft zu bedürfen, unter den Soldatenkindern übte, war fast sprichwörtlich geworden; gar wundersame Anekdoten waren über die Weise im Umlauf, wie er das junge Völklein regierte, es zu Gottesfurcht und strenger Ordnung erzog. Und doch war das Geheimnis seiner Erziehungskunst einfach genug. Seine im Glauben an seinen Erlöser wurzelnde, von der Liebe Christi getragene und geheiligte Kinderliebe, sie war der Zauberschlüssel, der ihm die jugendlichen Herzen erschloß. Es war der Born der Gnaden, aus dem er seine erzieherische Weisheit schöpfte; es war der Jungbrunnen des göttlichen Wortes, aus dem er wie ein Baum, der gepflanzt ist an den Wasserbächen, täglich neue Kraft inwendigen Lebens sog; bei allen Heimsuchungen, die er im Verlaufe seines langen Lebens erfahren hatte, trotz der erschütternden Ereignisse, die sich an den Fall der geliebten Vaterstadt knüpften, trotz der grauenvollen Bilder, die ihm der Krieg tagtäglich vor Augen führte, war so sein eigen Herz frisch und jung geblieben. War

es so sehr zu verwundern, wenn ihm, wohin er auch kam, die jugendlichen Herzen entgegenflogen? Die Verehrung, die er bei dem jungen Volke genoß, war geradezu beispiellos. Fürwahr, König Gustav Adolf, der feine Menschenkenner, hatte einen guten Griff getan, als er seinerzeit den alten Kinderlieb, den Flüchtling aus Magdeburg, an den verantwortungsvollen Posten stellte!

Die singende Schar hatte den Weg zur Stadt eingeschlagen, um, wie es der alte Obrist, der mit den andern Truppenführern dort im Quartier lag, angeordnet hatte, „dem alten Herrn auf dem Schlosse", dem Landgrafen Moritz, zum Morgengruße ein Ständchen zu bringen. Schon näherte man sich dem sogenannten neuen Tore, als der Blick des Greises durch eine Kavalkade gefesselt ward, die soeben vor dem Tore auftauchte und seinem Völklein langsam entgegenkam. Es waren zwei Damen und zwei Herren. Die Herren trugen vornehme Kriegertracht; doch fehlte der Harnisch. Der ältere von ihnen war Graf Waldstein, sein alter Obrist; der schlanke, blasse Kavalier, der an der Seite einer auffallend schönen Dame hinter ihm ritt, war dem Greise unbekannt. Plötzlich zuckte er vor freudigem Erschrecken zusammen. Die stattliche Reiterin dort in dem wallenden Reitkostüme und mit der Reiherfeder an dem zierlichen Hütlein — war das nicht — aber wie war es überhaupt möglich? — seines Ernos Braut, die seit dem Tage von Magdeburg spurlos verschwundene, als tot betrauerte Jutta? Sein Herz erzitterte in freudiger Aufregung; doch als alter Soldat gewohnt, sich zu beherrschen, wandte er sich rasch seinem Völklein zu und hub an, mit merkbar zitternder Stimme zu kommandieren:

„Halt! Links schwenkt, marsch!"

Mit militärischer Präzision, nur ohne Taktschritt — der überhaupt erst weit später nach dem Vorgange hessischer Truppen unter dem alten Dessauer in allgemeinere Übung kam —, wurde die Bewegung ausgeführt.

„Halt! Kehrt euch!"

Die Kinder standen, in vier Gliedern geordnet, Knaben und Mädchen besonders, an der Seite des Weges wie die Bildsäulen, er selbst mit den Trommlern voran; bemüht, seine Rührung unter der Maske kriegerischer Haltung zu verbergen, wartete er der Dinge, die kommen sollten.

Noch hatte Jutta ihn nicht erkannt. Ihr Angesicht war nach der andern Seite, nach der Frankfurter Straße gerichtet, wo ein zur selben Zeit sich nähernder Menschentrupp ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Jetzt aber wandte sie, durch einen Zuruf des alten Obristen bewogen, den Kopf. Der Greis sah, wie sie plötzlich erblaßte. Ein jubelnder Ruf: „Vater Ansorge, mein Vater!" entrang sich ihrer Brust; sie spornte ihr

Rößlein; im Augenblicke war sie an seiner Seite, glitt, ehe jemand zu ihrer Hilfe herbeisein konnte, von dem Rücken des Tieres zur Erde und fiel, lachend und weinend in einem Atem, vor den staunenden Kindern dem Greise um den Hals.

„Mein Herzensvater," schluchzte sie, „ist's denn wirklich wahr?"

Da war es um die Fassung des alten Kriegers geschehen. Tränenden Auges, unfähig zu reden, zog er die Schluchzende an sein Herz.

Des Grafen Stimme erklang in der Nähe. Mit einem gewaltsamen Versuche, seine Bewegung zu bezwingen, entwand sich der Greis der Umarmung und richtete sich straff empor.

„Was meint Ihr, Jüngferlein," rief der Graf, und ein helles Leuchten flog über sein verwittertes Angesicht, „hab' ich meine Sache nicht gut gemacht? Gelt, Alterchen, das hätten wir wohl nicht erwartet?"

„Was soll ich sagen?" stotterte der Alte mit zuckender Lippe, „Gott vergelt's, Gott vergelt's Ew. Exzellenz vieltausendmal!"

„Grüß Gott, Herr Präzeptor!" rief eine helle, melodische Stimme. Verwundert wandte der Greis sein Angesicht. Ein strahlendes Lächeln auf den Lippen winkte ihm Helene zu, neigte sich in anmutiger Bewegung zu ihm nieder und reichte ihm vom Rosse herab die behandschuhte zierliche Rechte.

Bewundernd ruhte der Blick des Greises auf der engelhaft schönen Erscheinung. Schüchtern wie ein Schulknabe ergriff er die ihm dargebotene Hand, führte sie ehrfuchtvoll an die Lippen und stammelte:

„Verzeihung, schöne Dame, ich erinnere mich nicht —"

Lächelnd half ihm Helene ein: „Kein Wunder, Herr Präzeptor; war ich doch noch ein gar junges Ding, als ich mit Jutta bei Sr. Ehrwürden, dem Herrn Magister Thodenus, die Schulbänke drückte. Dank den Lobliedern, die Freundin Jutta nicht müde wurde auf Vater Anforge zu singen, hat selbiger jedoch schon damals ein warm Plätzlein in meinem Herzen gewonnen."

„Brav gesprochen!" fiel der Obrist mit seiner markigen Stimme heiter ein. „Ja, bei wem, der unsern guten Präzeptor kennt, wäre das nicht der Fall?"

Zu dem jungen Kavalier gewandt, der stillvergnügt mit leuchtendem Auge die Gruppe betrachtete, fuhr er fort: „Sieh her, Theobald, mein Sohn, hier ist der Mann, von dem ich dir sagte, der Ihrer Majestät einstige Soldaten erzieht. Es wird, denk' ich halt, dich erfreuen, seine Bekanntschaft zu machen."

„Mit einem so wackeren Manne", erwiderte der junge Graf lächelnd und bot dem Greise die Hand, „Gruß und Handschlag zu tauschen, es

gereicht mir, traun, zur Ehre nicht minder als zur Freude. Ich denke, wir werden, wenn künftig dieselben Fahnen über uns wehen und uns zum Siege voranleuchten werden, miteinander gute Kameradschaft halten?"

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre, Herr Graf", stammelte der Greis verwirrt und zog des jungen Mannes Hand an die Lippen. „Also der Herr Sohn, von dem Ew. Exzellenz mir erzählten? . . . Gott segne Ew. Gnaden alleweg!"

Das Antlitz des alten Obristen strahlte. Seine Blicke flogen die Reihen der Kinder entlang, die unbeweglich wie die Bildsäulen mit großen verwunderten Augen die Gruppe betrachteten.

„Nun, Kinder," rief er, „ihr wollt dem Herrn Landgrafen ein Ständchen bringen, dächt' ich; habt ihr die Lektion gut gelernt?"

Ein vielstimmiges: „Zu befehlen, Ew. Exzellenz!" schallte ihm entgegen.

„Wirklich? Nun, so wollen wir hier einmal Generalprobe halten. Laßt einmal hören, verstanden?"

Das war dem Alten Wasser auf die Mühle. Er faßte seinen Krückstock, erhob ihn wie einen Kommandostab und rief:

„Wohlan, junges Volk, singen wir einmal das Leiblied Ihrer Majestät, eins, zwei, drei!"

Und mit kräftiger Stimme hob er an, und die hellen Kinderstimmen fielen ein, und durch den frischen Oktobermorgen erklang in mehrstimmigem Chore der Schwedischen Schlachtgesang:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obgleich die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davor dir wird recht angst und bang —
Es wird nicht lange währen.

„Tröste dich nur, daß deine Sach'
Ist Gottes, dem befehl' die Rach'
Und lasse ihn nur walten.
Er wird durch seinen Gideon,
Den er wohl kennt, dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

„So wahr Gott Gott, so wahr sein Wort,
Muß Welt, Teufel und Höllenpfort
Und was ihn' tut anhangen,
Endlich werden zu Schand' und Spott!
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg werden wir erlangen."

Der Gesang hatte nach und nach eine ganze Anzahl von Zuhörern herbeigelockt. Die des Weges fahrenden Fuhrleute standen still mit ihrem Gefährt und lauschten, Mützen und Hüte in den Händen, mit andächtigen Gesichtern. Vor dem Tore hatte sich ein Knäuel von Menschen gesammelt. Dort aber, nahe der Stelle, wo der Niederhoner Weg sich mit der alten Frankfurter Straße vereinigte, hielt auf der letzteren ein seltsamer Zug. Einige große bedeckte Wagen, vor deren einem ein Bär mit anscheinend plumpen Bewegungen trottete, während oben darauf sich eine ganze Schar großer und kleiner Affen tummelte, waren zur Seite aufgefahren; in einiger Entfernung davon erblickte man eine Anzahl wild aussehender Männer. Büchsen, Spieße, Hellebarden und andere Waffen in der gebräunten Faust, hatten sie an den Gartenzäunen neben dem Wege sich aufgestellt. Eine unverkennbare Bewegung zitterte, wie sie so über die Gärten herüberlugten und lauschten, in den bärtigen Gesichtern. Bei einer zufälligen Wendung des Hauptes gewahrte sie der Obrist. Er stutzte; in seinen Falkenaugen leuchtete es auf wie ein Strahl des Erkennens: wo hatte er doch bereits diese Gestalten gesehen? Das Lied war zu Ende, und er wollte soeben hinüberreiten — da geschah etwas Seltsames. Hinter ihm hielt, das Antlitz von heftiger Erregung gerötet, hoch zu Roß ein Mann in vornehmer Kriegertracht. Niemand hatte seine Annäherung bemerkt. Wie traumverloren hingen Juttas Blicke an den frischen Kindergesichtern, als plötzlich mit den letzten verschwebenden Tönen des Gesanges ein leiser, fast seufzerähnlicher Ruf ihr Ohr erreichte. Sie wandte sich um — ihr Blick fiel auf den fremden Reitersmann — in demselben Augenblicke fuhr sie in freudigem Erschrecken zusammen. In heftigster Gemütswallung preßte sie beide Hände auf ihr pochendes Herz; mit lautem Freudenrufe: „Erno, mein Erno!“ stürzte sie dem Geliebten entgegen ...

Wohlbehalten war Doktor Ansorge vor zwei Tagen in Kassel angelangt. Der Landgraf hatte ihn freundlich empfangen, ihm die Mittel zu einer neuen Equipierung verschafft und ihm von dem schwedischen Hilfskorps berichtet, das, längst erwartet, von Thüringen her im Anmarsche sei. Voller Freude, seinen Obristen wiederzusehen, der nach des Fürsten Versicherung einer der Führer des Hilfskorps war, hatte sich der Doktor schon am Nachmittage des folgenden Tages mit seinen Begleitern in der Richtung nach Eschwege auf den Weg gemacht. In Waldkappel hatte der Trupp übernachtet; vor Tags wieder aufgebrochen, war er just am Weichbilde der Werrastadt angelangt, als sich die beschriebene Szene ereignete. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er hier nicht nur seinen Obristen und den alten Vater, sondern auch ganz unver-

wartet diejenige wiedersah, um die sein Herz nicht aufgehört hatte, in schmerzlicher Wehmut zu trauern. Er hatte sie auf der Stelle erkannt. Wie der Blitz war er aus dem Sattel; jauchzend hielt er die Geliebte in seinen Armen.

Schneller, als wir ihn hier beschreiben konnten, hatte der Vorgang sich abgespielt. In sprachloser Verwunderung, ob des Unerwarteten wie betäubt, sahen beide, der Schulmeister und der Obrist, auf die Gruppe.

Erno gewann zuerst seine Fassung wieder. Sanft entwand er sich den Armen der Geliebten. Vor Überraschung, Staunen, Freude keines Wortes fähig, streckten die alten Herren, Graf Waldstein und Vater Ansorge, ihm die Hände entgegen.

Er salutierte. „Grüß Gott, Exzellenz, melde mich gehorsamst zum Dienst.“ — Dann wandte er dem Greise sein Antlitz zu. In tiefer Bewegung sank er an seine Brust.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Prüfungen Ende.

In dem mit kostbarem Marmor getäfelten Ahnensaale des Eschweger Schlosses, dem nachmals sogenannten goldenen Saale, finden wir am Nachmittage desselben Tages einen Kreis fröhlicher Menschen beisammen. Damen und Herren des schwedischen Heeres, Feldprediger und Offiziere nebst Frauen und Töchtern, haben, mit einer Einladung des Landgrafenpaares beehrt, sich eingefunden, um (so war es die Absicht der Fürstin, die das Ganze veranstaltet hatte) mit den hohen Herrschaften dort einige Stunden zwangloser Geselligkeit zu verleben. Da die Landgräfin Helene von Tarnau ins Vertrauen gezogen und mit ihr die ganze Einrichtung verabredet hatte, so darf es uns nicht wundern, mit Erno und den beiden Grafen von Waldstein auch den alten Wachtmeister, Waldfrieder und Elsbeth unter den Versammelten zu erblicken. Lakaien eilten geschäftig ab und zu, die Gäste mit Wein, Früchten und süßem Konfekt — einem eigenhändig von der Landgräfin bereiteten Honiggebäck — zu bedienen. Ihr Gemahl hatte sich, von Schmerzen geplagt, bald nach der Begrüßung zurückgezogen; in liebenswürdiger Weise aber widmete sich die hohe Frau ihren Gästen. Ihre Munterkeit brachte bald eine allgemeine fröhliche Unterhaltung in Fluß. Ernste und heitere Gespräche wechselten miteinander ab; Scherz- und Witzworte flogen, von den Umsitzenden mit lautem Gelächter begrüßt, über die Tafel, und wie verwundert über die geräuschvolle Heiterkeit in dem sonst so stillen Raume sahen die alten Ahnenbilder an den Wänden, die ernsten Gesichter der Ritter und Frauen, aus ihren goldenen Rahmen auf das muntere Völklein nieder.

Nur der Obrist nahm keinen Anteil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Mit einem der Geistlichen, dem Feldprediger seines Regiments, hatte er sich von der Tafel zurückgezogen; an einem Fenster, das dem Blicke die Aussicht auf den unten vorüberfließenden Strom, die kleine Vorstadt am jenseitigen Ufer und die malerische Bergkette des Meinhard und der Goburg eröffnete, hören wir beide mit leiser Stimme den In-

halt einiger Papiere besprechen, die der Graf vor sich auf einem Tischlein in der Nische ausgebreitet hat.

„Es ist kein Zweifel," bemerkte der Prediger halblaut, „die Dokumente sind echt. Das Stolbergische Wappen der beiden Siegel auf dem Umschlage wie auf den Papieren — die notariell beglaubigte Unterschrift der Verstorbenen — vollends der Siegelring Ew. Exzellenz, den die Verstorbene in plötzlichem Entschlusse, wie sie schreibt — in der Hoffnung, irgendwie Ihrer seligen Gemahlin damit zu nützen —, bei der Entführung vom Nachttische genommen und mit anderen Kleinodien zu sich gesteckt hat — in der Tat, eine Täuschung ist vollständig ausgeschlossen. Schade, wenn die Spur, die sich da Ew. Exzellenz so unerwartet zeigt, nun doch wieder im Sande verlaufen sollte."

„Die Sache hat ihre Richtigkeit," versetzte der Graf bekümmert, „des habe ich gar keinen Zweifel. Was Base Elfriede hier vor Notar und Zeugen zu Protokoll gegeben hat, ergänzt in wunderbarer Weise das, was ich seinerzeit von der alten Dienerin meiner seligen Gemahlin, der Elsbeth, habe erfahren. Wir wissen jetzt, daß die Base nicht verunglückt ist, wie Elsbeth vermutete; sie hat Gelegenheit gefunden, zu entfliehen. Ein heroischer Entschluß, muß ich sagen: das Pferd des begleitenden Kriegsknechts durch einen plötzlichen Gertenhieb so zu erschrecken, daß es sich bäumt und mit seinem Reiter in den Abgrund stürzt, es hätte nicht jede Frau die Courage gehabt. Freilich, um so schmerzlicher ist's, daß ihre Bravour dann doch nicht den gewünschten Erfolg haben durfte. Arme Elfriede! Wie traurig hat auch ihr Lebenslos sich gestaltet!"

„Ach warum!" rief er schmerzbewegt und seufzte tief auf, „warum mußte ich überhaupt noch das alles erfahren? Am Lose der armen Elfriede ändert's nichts mehr, daß ich von ihrem Lebensgang solcherweise Kunde erlange, und was nützt es mir, da mein älterer Sohn trotz allem nach wie vor spurlos verschwunden bleibt?"

Der Prediger erwiderte nichts. Seine Blicke flogen nach der Tischgesellschaft hin; plötzlich fragte er mit einer gewissen Hast:

„Darf ich Ew. Exzellenz bitten, mir noch einmal den Gedenkschmuck Ihrer seligen Frau Gemahlin zu zeigen?"

Schweigend zog der Graf das goldene Gehäuse hervor, worin er seit einiger Zeit das ihm von Elsbeth übergebene Kleinod verwahrte, öffnete den Verschluß, nahm den Schmuck heraus und reichte ihn dem Prediger dar. Der Geistliche wußte offenbar schon Bescheid: ein Druck auf die Feder, und das Medaillon sprang auf. Nachdenklich ruhten seine Blicke auf dem Bilde.

„Wunderbar," flüsterte er, „die Ähnlichkeit —"

Er brach ab und sah den Obristen an.

„Gelt, meine Züge sind immer noch auf dem Bilde erkennbar?" fragte der Graf mit schwermütigem Lächeln.

„Allerdings, aber so meinte ich es nicht. Ich dachte an einen andern."

„Und an wen, wenn ich fragen darf?" Auf des Obristen Gesicht drückte sich eine gewisse Spannung aus.

Mit einem Blick auf die plaudernde Gruppe, der soeben seine Aufmerksamkeit gegolten hatte, mit einem zweiten Blick auf das Bild versetzte der Geistliche zögernd:

„An Doktor Ansorge — seltsamerweise."

„Also auch Ehrwürden finden die Ähnlichkeit?" bemerkte der alte Krieger mit einem tiefen Atemzuge. „Item, ein seltsam Spiel der Natur, wie er selbst einst sagte, weiter nichts."

„Ein Spiel der Natur, hm, hm." Der Prediger neigte bedächtig das Haupt. „Aber steht es auch wirklich so zweifellos fest, daß unser guter alter Schulmeister des Doktors Vater ist? Exzellenz wissen, ich habe von jeher meine Zweifel gehabt."

„Herr Pfarrer, wo denkt Ihr hin?" rief der Obrist erregt. „Nein, Ehrwürden, worauf Ihr zielt, es ist rein undenkbar. Übrigens habe ich den Alten seinerzeit selbst gefragt, aber aus seinem Munde keine andere Antwort erhalten können als diese, daß der Doktor sein Sohn sei. Nein, nein, lassen wir das! Gott hat große Barmherzigkeit an mir getan. Er hat mir, was nach so langer Zeit niemand mehr hätte für möglich halten können, den einen Sohn wiedergeschenkt — gottlob, ich darf sagen, in zwiefachem Sinne wiedergeschenkt; so würde es mich halt geradezu vermessen bedünken, noch weitere Hoffnungen in der Richtung zu hegen. Lassen wir die Sache begraben sein."

Der Prediger zuckte die Achseln und schwieg. Sinnend ließ er seine Blicke über die Gesichter an der Tafel gleiten, wo der Doktor saß.

„Was haben sie nur?" flüsterte er. Auch der Obrist sah mit einiger Verwunderung auf die Gruppe.

An der Tafel war es auf einmal auffallend still geworden. Die Unterhaltung stockte; mehrere der Tischgäste hatten sich erhoben; sie drängten sich um die errötende Jutta und sahen angelegentlich auf einen blinkenden Gegenstand nieder, den sie in der flachen Hand ihnen entgegenhielt. Jetzt hörte man, wie Fräulein von Tarnau zu ihrem Tischnachbar, dem jungen Grafen von Waldstein, sagte:

„Nun, was dünkt dem Herrn, hab' ich nicht recht? Wird mein Herr jetzt noch bestreiten, daß sein Medaillon einen Zwilling hat?"

„Das wäre doch", entgegnete Graf Theobald mit verdutztem Gesicht, „eine ganz wunderbare —"

Er brach plötzlich ab. Alle sahen betroffen auf den Obristen, der bleichen Gesichts herangetreten war und, über den Tisch gebeugt, mit starren Augen das schöne Frauenbildnis in Juttas Händen betrachtete. Fast heiser drang es über seine Lippen:

„Jungfrau, antwortet mir um Gottes willen, wie kommt Ihr in den Besitz dieses Bildes?"

Jutta zuckte zusammen. Nun mußte ja kommen, wovor ihr solange gebangt hatte. Mit heimlichem Schrecken hatte sie die Unterhaltung ihrer beiden Tischnachbarn verfolgt. Beklommenen Herzens hatte sie Erno beobachtet, der den beiden gegenüber saß, jedoch völlig ahnungslos die Unterhaltung mit seiner Tischnachbarin, einem Hoffräulein, fortsetzte. Wohl oder übel hatte sie dem Begehren des Grafen, das Kleinod zu sehen, willfahren müssen; aber der Schreck, als sie jetzt die Stimme des Obristen vernahm! Von allen Seiten angestarrt, ein Gegenstand gaffender Neugier, hätte sie in die Erde sinken mögen vor Schreck und Scham. Ein Schwindel erfaßte sie; alles schien sich mit ihr im Kreise zu drehen. Mühsam und stockend, mit glühenden Wangen, brachte sie endlich die Antwort heraus:

„Meine Mutter selig, Exzellenz, hat mir in der Stunde ihres Todes das Kleinod anvertraut."

„Eure Mutter?" fragte der Graf bestürzt. Er hatte eine andere Antwort erwartet. „Und sie — verzeiht — so wißt Ihr nicht, von wem sie —"

Er wurde unterbrochen. Über den Tisch rief eine Stimme:

„So sollen doch gleich Türken und Mohren — Jutta, das hätte deine Mutter getan?"

Alle sahen den alten Wachtmeister an. Erstaunt, das Kleinod, an das er seit dem Brande von Magdeburg kaum noch gedacht, von dem er nicht anders geglaubt hatte, als daß es wie so viele andere Kostbarkeiten eine Beute der Plünderer geworden sei, in Juttas Händen zu sehen, hatte er in seiner Überraschung die Äußerung hingeworfen.

Jutta nickte.

„Nun sage aber noch einer," rief der Alte erregt, „daß man Weibern — na, 's ist einmal geschehen, aber daß du, Kind, von dem Dinge, das ich deiner Mutter selig in ganz anderer Absicht hab' übergeben, in solcher Weise Gebrauch machen und es aller Welt offenbaren solltest, das ist ganz und gar nicht meine Meinung gewesen."

Mit einem ganz eigentümlichen Blicke sah der Obrist dem Alten

in das erregte Antlitz. Mit mühsam erzwungener Fassung fragte er jetzt:

„Was soll das heißen? Ihr also, Herr Präzeptor, habt — und wie, wenn ich halt fragen darf, kommt Ihr, Ihr zu dem Kleinod?"

In plötzlicher heftiger Bestürzung biß sich der Alte auf die Lippen. Nun, das fehlte gerade noch, daß er selbst das so sorgsam gehütete Geheimnis seines Lebens verraten, vor allen Leuten Red' und Antwort stehen sollte, wie es um die Herkunft seines Erno bestellt sei. Er schalt sich selbst einen Dummkopf. Wie hatte er sich nur so gründlich verschnappen können? In peinlicher Verlegenheit schielte er nach Erno hin, der, verwundert, seinen Obristen in solcher Erregung zu sehen, sonst aber völlig arglos, mit fragenden Blicken die Gruppe betrachtete.

„Nun, Herr Präzeptor," rief der alte Krieger, „warum redet Ihr nicht?"

Der Angeredete saß wie auf heißen Kohlen. Sein Auge begegnete dem Falkenblicke des Obristen, der in seiner Seele zu lesen schien. Siedeheiß vor Angst stieß er hervor:

„Türken und Mohren, Exzellenz, es ist die Angst, die mir die Kehle zuschnürt, Angst um den Erno da, Angst um die Jutta, Angst um mich selber! Ich weiß partout nicht, wo mir der Kopf steht. Gestohlen hab' ich das glitzernde Ding nicht, das werden Exzellenz mir wohl glauben."

Jetzt wurde auch der Doktor aufmerksam.

„Angst um mich, Vater?" fragte er. „Was soll ich überhaupt mit dem Dinge zu tun haben?"

„Zu tun haben?" platzte der Greis in heilloser Verwirrung heraus. „Was? Wenn es jetzt an den Tag kommt, daß ich, der simple Mann aus bürgerlichem Stande, gar nicht der bin, für den ich dir bis heute gegolten habe, das soll dich nichts angehen? Es soll dich nicht angehen, he, wenn ich fürchten muß, meinen Sohn, meinen einzigen Sohn zu verlieren?"

„Um Gottes willen, Vater," entgegnete Erno gepreßt, „was habt Ihr nur? Ihr Euren Sohn verlieren? Ich verstehe gar nicht — Eure Rede ist so sonderbar."

„Also doch!" rief der Graf mit zuckendem Gesicht. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Seine Hand suchte tastend nach einer Stütze. Sprühenden Auges richtete er an den Wachtmeister die Frage:

„So ist Doktor Ansorge nicht Euer Sohn?"

Der Alte sah keinen Ausweg mehr. Die hellen Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Stotternd stieß er endlich hervor:

„Zu befehlen, Exzellenz, wenn es doch einmal heraus muß — er ist es nicht."

Mit stockender Stimme berichtete er, wie er einst den Knaben mit dem Kleinod am Halse gefunden habe.

In steigender Verwunderung folgte der Doktor der schier unglaublichen Erzählung. Wie ein Märchen klang die Geschichte in seinen Ohren. Er, der stets stolz darauf gewesen war, den guten, treuen Mann, den ehrenfesten Kriegsveteranen, den in Magdeburg jedes Kind einst gekannt hatte, zum Vater zu haben, er sollte auf einmal dessen Sohn nicht sein? Mit angehaltenem Atem, kaum imstande, seine Empfindungen zu beherrschen, lauschte er den Worten des Greises.

„Er selbst, der Erno da," schloß der Erzähler, „hat nie etwas von dem Funde erfahren. Was brauchte er zu wissen, daß ich nicht sein Vater bin? Sollt' ich mit eigener Hand das Band zerschneiden, das gegenseitige Liebe um uns beide geschlungen? Sollt' ich ihm vorreden ein langes und breites von vornehmer Abkunft und vornehmem Stande, sollt' ich" — hier brach seine Stimme — „in seiner Seele Gedanken anregen, Hoffnungen erwecken, die, sagt' ich mir, doch nie erfüllt werden könnten, sollt' ich erleben müssen, wie er, so ohnehin schon immer zum Grübeln geneigt, am Ende haderte mit dem Lose, das ich, der simple Mann aus dem Volke, ihm bieten konnte, und darüber unglücklich ward? Nun ist es heraus. Gott hat, sehe ich wohl, es anders gewollt. Aber nicht wahr, mein Sohn," — mit einem Blicke unendlicher Liebe richtete er das Auge auf Erno — „du wirst den Alten darum nicht weniger lieb haben? Ich habe dich doch so lieb!"

Da übermannte den Doktor die Rührung. Tränen stürzten aus seinen Augen. Mit zuckender Wange reichte er dem Greise die Hand.

„Mein lieber, lieber Vater," flüsterte er, „wie könnte ich je aufhören, Euch als Euer treuer, dankbarer Sohn zu lieben?"

Der Graf war starr. Sein Auge suchte den Prediger, der stillvergnügt zur Seite stand. Mit einem vielsagenden Blicke nickte er dem Obristen zu. Einen wunderbaren Ausdruck in seinem verwitterten Antlitz, legte dieser jetzt dem Greise die Hand auf die Schulter:

„Mit Vergunst, mein Freund," hob er fast überlaut an — im ganzen Saale ward es mit einemmale ganz still —, „Ihr erlaubt wohl, daß ich jetzt, Euren Bericht zu ergänzen, meinesteils einiges hinzufüge. Die Frau, so neben dem Knaben lag — eine Gesellschafterin seiner Mutter, eine Verwandte —, war nicht tot, als Ihr mitleidvoll barmherzigen Sinnes den Knaben aufhobet, sondern von einer tiefen Ohnmacht umfangen. Aus den Händen ihres nachmals geborenen Sohnes, unseres Freundes aus dem Harze," — ein Blick inniger Dankbarkeit traf den Förster, dessen Antlitz vor Freude strahlte — „hab' ich heut erst die

„Gebt uns Euren Segen, mein Vater!“

Dokumente empfangen, die in Verbindung mit Eurer Erzählung und dem Kleinod da das zur zweifellosen Gewißheit erheben, was ich" — seine Stimme bebte in mühsam verhaltener Bewegung — „jetzt vor allen, die in diesem Saale versammelt sind, ausspreche: dieser junge Mann" — er berührte mit den zitternden Händen des Doktors Haupt —, „den Ihr erzogen, den Ihr — Mann, in Gold sollte man Euch fassen! — auf Schulen geschickt, an dem Ihr gehandelt habt wie ein leiblicher Vater an seinem Sohne, hat seinen wirklichen Vater wiedergefunden, und dieser Vater bin ich."

Der Eindruck, den diese Worte auf die Versammelten hervorriefen, war unbeschreiblich. Ein lautes „Ah!" staunender Verwunderung ging durch den Saal. Die Mehrzahl schnellte von ihren Sitzen auf. Auch die Fürstin war aufgestanden. Freudigste Erregung spiegelte sich auf allen Gesichtern. Der Doktor aber saß da wie vom Donner gerührt. In Juttas lieblichem Gesicht wechselten flammende Röte und tiefste Bläße miteinander ab. Schüchtern hob sie ihr Auge zu dem Obristen empor, als dieser, die Arme nach ihr und ihrem Verlobten ausstreckend, jetzt mit starker Stimme rief:

„Erno, Jutta, wollt ihr nicht euren Vater begrüßen?"

In einer unbeschreiblichen Gemütsverfassung, wie von einem wunderbaren Traum umfangen, sah Erno zu dem Obristen auf. Einen Augenblick schwankte er, dann aber sprang er empor. Von einem aufwallenden Gefühle warmer Kindesliebe durchströmt, sank er, sank gleich nach ihm auch Jutta dem alten Herrn an die Brust.

„Mein Gott," schluchzte der Graf, „wie dank' ich dir! Drei Kinder auf einmal! Sterb' ich denn nicht vor Freude und Glück?"

Bewegt sahen die Anwesenden auf die Gruppe. Die Mehrzahl der Frauen, auch der alte Ansorge, weinten.

„Sage der Herr Vater nicht drei, sondern vier!" erklang eine Stimme.

Aller Blicke wandten sich dem Sprechenden zu. Graf Theobald hatte sich erhoben, mit ihm das Fräulein von Tarnau. Gesenkten Blicks, das liebliche Angesicht in rosige Glut getaucht, stand sie neben dem jungen Grafen vor dem Obristen; Hand in Hand knieten beide vor ihm nieder. Das Auge zu dem greisen Krieger erhoben, bat Theobald mit weicher Stimme:

„Gebt uns Euren Segen, mein Vater!"

Sacht traten Erno und Jutta zur Seite. Jetzt aber sanken auch sie neben den beiden andern auf die Knie.

Da legte, das ganze Antlitz wie verklärt, der Obrist seine Hände

auf die Häupter der Knienden. Einen Augenblick schwieg er, von heftiger Bewegung übermannt, dann aber rief er laut:

„Mein Gott, ist es denn Wahrheit, was heut' meine Augen schauen? Soll der Stamm, der bereits verdorrt schien bis auf die Wurzel, noch einmal erblühen in Jugendkraft und herrlicher Jugendschöne, von einer solchen Fülle frischer, kräftiger Zweige umgeben? Ich segne euch, meine Kinder, es segne euch Jesus Christus, gelobet in Ewigkeit!"

Die Stimme versagte ihm. Stumm hob er die Knienden empor.

Eine tiefe Frauenstimme erklang in der Nähe:

„Der Herr Obrist gestatte, daß ich seinem Segenswunsche auch den meinigen hinzufüge. Gott aber spreche selbst sein Amen dazu!"

Graf von Waldstein wandte sich um. Er sah in die leuchtenden Augen der Landgräfin.

„Dank, tausend Dank, gnädige Frau!" sagte er und küßte, indem er sich tief vor der Fürstin verneigte, die Hand, die sie ihm glückwünschend reichte.

In sichtlicher Bewegung fuhr sie fort:

„Ihr seid ein glücklicher Mann, fürwahr, mein lieber Graf. Ein solch Wiedersehen und Wiederfinden zwischen Vater und Kindern, wie Ihr es habt erlebt, das ist ein Ereignis, wie es sich kaum in vielen Menschenaltern wiederholen dürfte; wer sollte nicht dadurch zu herzlicher Mitfreude beweget werden?"

Sie trat zum Tische, erhob ihr Glas und wandte sich, indes ihr freudiger Blick den Kreis überflog, mit klangvoller Stimme an die Versammelten:

„Ich denke, sämtliche Herren und Damen, so hier gegenwärtig sind, vereinigen sich mit mir in dem Wunsche: möge der protestantische Zweig des Hauses Waldstein blühen bis in die spätesten Zeiten! Graf Waldstein und seine Sippe lebe hoch — vivat, crescat, floreat!"

Die Gläser stießen aneinander; brausend in freudigem Widerhalle ging's durch den Saal: „Vivat, crescat, floreat! Graf von Waldstein und seine Sippe hoch — hoch — hoch!"

* * *

Unsere Geschichte ist zu Ende. Nur weniges bleibt uns noch zu berichten übrig. Nach dem Siege, den wenige Tage später die schwedischen und hessischen Völker bei Fritzlar erfochten, mußte Tilly, diesmal für immer, Hessen und das nördliche Deutschland räumen. Der Weg nach dem Süden, wo inzwischen Gustav Adolf Siege über Siege erfochten hatte, war für die Damen frei. In der zweiten Hälfte des Novembers traten

sie, von dem Landgrafenpaare huldreich entlassen, mit Paß und sicherem Geleite die Reise nach Frankfurt an. Dort in der Sankt Katharinenkirche erfolgte — nach der eigenen Anordnung des Königs im Anschluß an einen zur Feier der bisherigen Siege veranstalteten Dankgottesdienst — die Trauung der beiden Paare. Voll Freude über das Glück seines frommen und tapferen Obristen hatte der König es sich nicht versagen können, selbst den Brautführer zu machen. Mit dem Hochzeitvater und anderen Heerführern, darunter dem Herzog Bernhard von Weimar und dem Grafen Heinrich Vollrath von Stolberg, stand er hinter den beiden Paaren, als sein Hofprediger Fabrizius die Einsegnung vollzog. Er war der erste, der sie und den Obristen nach der Handlung beglückwünschte. Auch Graf Heinrich Vollrath und dessen Gemahlin richteten, freudig bewegt, Worte herzlicher Teilnahme an die Glücklichen. So sehr beide bedauerten, auf die Hoffnung verzichten zu müssen, die sie selbst in bezug auf Helene gehegt hatten, so waren sie doch wiederum zu uneigennützig, um ihrem schönen Patenkinde nicht von Herzen das Glück zu gönnen, das ihr in der Liebe des gänzlich umgewandelten Grafensohnes erblüht war.

Ein einfaches Hochzeitmahl, an dem nur wenige Auserwählte teilnahmen, beendete die Feier. Still und ernst, wie es unsere Freunde gewünscht hatten, verlief der Tag.

Um so glänzender aber war das Bankett, das bald darauf der König in seinem Quartier, dem großen Braunfels auf dem Liebfrauenberge, seinen Heerführern und fürstlichen Gästen gab. Eine stattliche Reihe fürstlicher Persönlichkeiten nahm daran teil. Wie sehr konnte man da den Umschwung bemerken, der seit dem Tage von Breitenfeld sich in den Gesinnung der protestantischen Reichsstände vollzogen hatte! War es ehedem, von einer kleinen Anzahl deutscher Fürsten abgesehen, eigentlich nur die Geistlichkeit und der gemeine Mann, die, unbeeinflußt durch politische Erwägungen, in Gustav Adolf den gottgesandten Retter erblickten und mit dem Könige sich eins wußten, so sah man jetzt Fürsten und Herren sich scharenweise an ihn herandrängen, ein Lächeln seiner Huld zu erhaschen und einander zu überbieten in Aufmerksamkeiten. Alles Mißtrauen, das man früher dem schwedischen Unternehmen entgegengebracht, schien geschwunden zu sein, und die Großmut Gustav Adolfs, der, dankbar für die errungenen Siege, keinen das frühere Verhältnis fühlen ließ, seine Demut und Leutseligkeit, der mächtige Eindruck seiner bei aller Heldengröße wahrhaft herzgewinnenden Persönlichkeit bezwang auch die widerstrebendsten Gemüter. Die ganze Umgebung des Königs schwamm in Wonne. Die schwedischen Krieger zumal hatten diesmal einen guten

Tag. Am wenigsten aber kamen die zu kurz, deren Geschick mehr oder weniger mit dem der Hauptpersonen unserer Geschichte verflochten war. Sogar der Bärenführer und seine Genossen, vom Obristen seinerzeit mit reichen Geschenken entlassen, hatten sich eingefunden. Sie durften zum Ergötzen der Jugend ihre Kunststücke zeigen und erzielten eine reichliche Einnahme.

Waldfrieder, der mit seinen „Harzschützen", wie sie das Kriegsvolk nannte, bei dem schwedischen Kriegsvolke Dienste genommen und bei dem Sturme auf Hanau sich ausgezeichnet hatte, war zum Lohne für seine Umsicht und Tapferkeit zum Leutnant befördert worden. Als Sohn der unglücklichen Elfriede von Eschenbach sah auch er gleich seinen Verwandten sich mit einer Einladung zum Bankett beehrt. Daß auch der wackere Präzeptor nicht fehlte, versteht sich. Konrad, den Bruder Waldfrieders, hatte, um an dem Sohne zu ersetzen, was ihm der Mutter gegenüber versagt war, Graf Waldstein als Pagen in seine persönlichen Dienste genommen.

Noch einer Person haben wir zu gedenken: des Zigeuners. Er war im Dienste des Doktors geblieben. Ein treuer Diener und geschickter Famulus, machte er seinem Herrn in der Folgezeit noch viel Freude. Ein ernster, gläubiger Christ geworden, lebte er still in seinem Berufe dahin, bis ihn noch in jugendlichem Alter ganz plötzlich eine pestartige Seuche hinwegraffte. —

Auch sonst hatte mittlerweile der Tod in dem uns liebgewordenen Kreise seine Ernte gehalten. Der erste, der abgerufen ward, war Graf Waldstein, der gute Obrist. Nur wenige Monate war es ihm beschieden, sich in dem aufblühenden Glücke seiner Kinder zu sonnen. Bei dem unglücklichen Sturm auf die alte Feste bei Nürnberg, den sogenannten „Burgstall" — eine waldumkränzte Schloßruine, die den Schlüssel der Wallensteinischen Verschanzungen bildete —, fand er im August 1632 den Heldentod. Von Gustav Adolf aufs tiefste betrauert, war sein Fall vollends für die Kinder der erste Wermuttropfen in dem Becher ihres Glückes. Und nicht lange dauerte es, so stand als trauernde Wittib Helene am Sarge ihres jungen Gemahls. An demselben Tage, an dem, beweint von der ganzen protestantischen Welt, das Heldengestirn Gustav Adolf erblich, an dem Tage von Lützen (16. November 1632) fand auch Theobald von Waldstein, der weiland „tolle Hans", ein rühmliches Ende. Inmitten einer Anzahl erschlagener Feinde fand man ihn, den Degen im Arm, die Hände auf der Brust gefaltet, abends tot neben seinem erschossenen Pferde auf dem Schlachtfelde. In stiller Ergebung trug die Schmerzgebeugte, Vielgeprüfte ihr herbes Geschick. Nach einem wehmütigen

Abschiede von Schwager und Schwägerin erschien sie wenige Wochen später, von Elsbeth, deren Sohn und einem Diener begleitet, im Witwenschleier auf Schloß Königstein im Taunus, wo inzwischen ihr Pate, Graf Heinrich Vollrath, wieder seine Hofhaltung eingerichtet hatte. Mit offenen Armen empfangen, verblieb sie fortan an dem gräflichen Hofe. Vornehme Herren bemühten sich im Laufe der Jahre um ihre Gunst; sie schlug alle Bewerbungen aus. Mit den Geschwistern, Erno und Jutta, blieb sie jedoch lebenslang in inniger Liebe verbunden.

Mit seiner Gemahlin, die ihn mit mehreren Kindern beschenkte, und seinem Pflegevater blieb Erno noch einige Jahre bei dem Heere. Mancherlei Ehrungen wurden ihm zuteil, und mehr als ein Ehrenzeichen schmückte seine Brust. Als jedoch zunehmende Altersbeschwerden den Greis nötigten, das Amt niederzulegen, das er zu Gottes Ehren die Jahre her rühmlich geführt hatte, da nahm auch der Doktor den Abschied. Ihn wie auch die Seinigen zog es nach Magdeburg, das nach dem großen Brande sich allmählich wieder aus seinen Trümmern erhoben hatte. Es war an einem Samstag im Sommer 1639, als die Reisenden die Zinnen der Vaterstadt im Abendrote vor sich sahen — welche Erinnerungen, die der Anblick in den Heimkehrenden weckte! Sie suchten die alten Heimstätten auf; aber die Häuser, die darauf standen, waren nicht mehr die alten; Fremde hatten sie im Besitz. Erno, dessen Recht niemand anzweifeln konnte, vertrug sich mit ihnen in Güte. Nicht gewillt, auf den Stand zu verzichten, zu dem ihn Geburt und Abstammung berechtigten — dazu war ihm das Andenken seines heldenmütigen Vaters zu heilig —, hielt er sich gleichwohl von dem Ehrgeize fern, eine Rolle spielen zu wollen in der großen Welt. Er nahm seinen Beruf als Arzt wieder auf. Besonders die Armen der Stadt, die Notleidenden und Bedrängten waren es, denen er seine Hilfe zuwandte, und bald hieß er wieder wie einst in Stadt und Land allgemein nur der „Armendoktor".

Ende.

Druck von
Frankenstein & Wagner
Leipzig.

Jugendschriften und Geschenkwerke

aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

Neuigkeit Weihnachten 1909

Der schwarze Graf

Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege

von

Karl Fr. E. Hempfing

Mit 8 farbigen Vollbildern von Prof. Hans W. Schmidt.

Der Verfasser, ein bekannter Volksschriftsteller, hat sich in der vorliegenden Erzählung die Aufgabe gestellt, ein Bild der Leiden und Drangsale zu entrollen, die unsere Väter in den schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges für ihren evangelischen Glauben erduldet haben. Ihr Anfang spielt in den Tagen, wo fast die ganze protestantische Welt bei der Kunde von der Eroberung und Einäscherung Magdeburgs (20. Mai 1631) hoffenden und bangenden Herzens dem Aufgange des Heldengestirns Gustav Adolf entgegensah. Eine auf gründlichem Quellenstudium beruhende genaue Kenntnis der Geschichte, der Sitten und Einrichtungen, der Stimmungen und Anschauungen jener Zeit hat es dem Verfasser ermöglicht, in dem Rahmen einer spannenden Erzählung Gestalten zu zeichnen, in denen sich das Leben und Treiben, das Fühlen und Denken der damals Lebenden mit historischer Genauigkeit und sozusagen in greifbarer Wirklichkeit spiegelt. Es sind markige Gestalten, die uns in der Erzählung begegnen, Gestalten, die in einer unserm Ohr schier ungewohnten und doch bald anheimelnden Weise zu dem Leser reden, Männer mit warmem Herzen und starker Faust, Frauen voll Frömmigkeit und Treue, die man schon nach kurzer Bekanntschaft liebgewinnen muß. In der Überzeugung, daß der Leser das Buch vom schwarzen Grafen nicht aus der Hand legen wird, ohne reiche Belehrung und mancherlei Anregung für Geist und Gemüt empfangen zu haben, sei es der vaterländischen Jugend aufs wärmste empfohlen.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark

Ottomar Beta

Das Buch von unsern Kolonien

6. Auflage. Mit 8 farbigen Kunstbeilagen nach Originalen von Rud. Hellgrewe, 107 Bildern im Text und 2 farbigen Karten des Deutschen Kolonialbesitzes.

Kultur in Deutsch-Ostafrika.

Das Betasche Buch will eine zusammenhängende Übersicht über unsere Schutzgebiete geben. Der Verfasser beschränkt sich in der Neubearbeitung nicht auf einen historischen Abriß der Erwerbung des deutschen Kolonialbesitzes, er schildert vor allem seine heutige wirtschaftliche Bedeutung und begründet diese durch Darlegung der geographischen und politischen Verhältnisse der einzelnen Schutzgebiete. Die Mühen und Kämpfe unserer tapferen Truppen erfahren gerechte Würdigung. Zahlreiche, meist neuerworbene Photographien helfen ein anschauliches Bild jeder einzelnen Besitzung zu entwerfen. Dies gilt in erster Linie von derjenigen Kolonie, die in den letzten Jahren der Gegenstand des allgemeinen Interesses war, von Deutsch-Südwest. Um auch von dem Farbenreichtum der Tropen einen Begriff zu geben, wurden dem Buche 8 in feinstem Farbendruck ausgeführte Bilder des bekannten Orientmalers Hellgrewe beigefügt. Das Werk wird von der reiferen Jugend mit Interesse gelesen werden, es wendet sich aber auch an alle Kolonialfreunde und ist deshalb keineswegs als reine Jugendschrift zu betrachten.

In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark

Probebild aus:

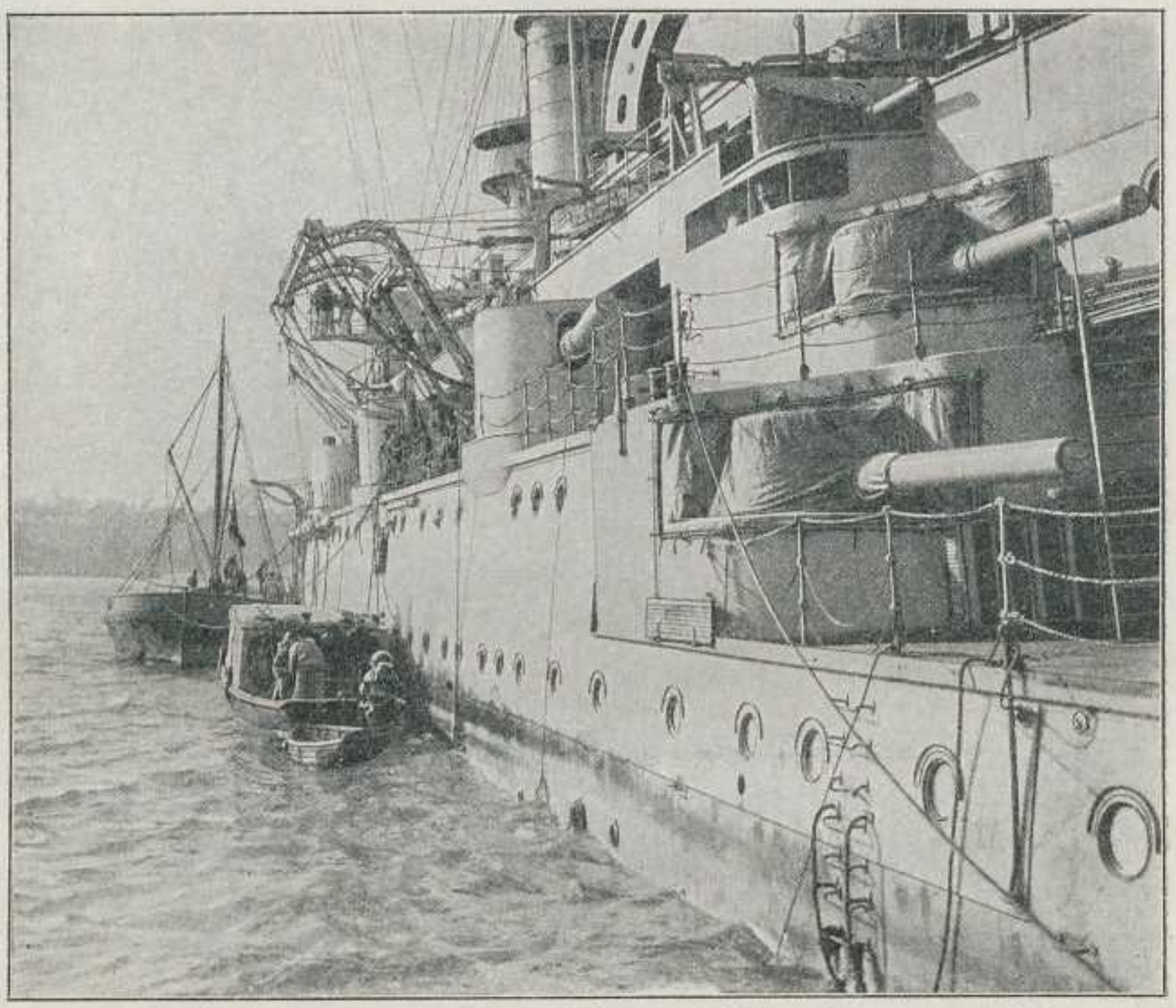
Hempfing, Der schwarze Graf (s. S. 1).

Vizeadmiral R. v. Werner

Deutschlands Ehr' im Weltenmeer

Neubearbeitung von Kontreadmiral z. D. Holzhauer

6. Auflage. Mit 4 Kunstbeilagen nach Originalen von Willy Stöwer und Johs. Gehrts, 105 Bildern und 2 farbigen Flaggentafeln.



Ein Taucher geht hinab, um den Boden des Linienschiffes zu untersuchen.

Eine durchgreifende bis auf die letzte Zeit ergänzte Bearbeitung und ein zum größten Teil erneuter moderner Bilderschmuck wirken zusammen, um ein in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehendes neues Flottenbuch zu schaffen, das die allgemeinste Beachtung verdient. Im ersten Teile des Buches wird die Entwicklung der deutschen Seefahrt von den Zeiten der Wikinger bis auf unsere Tage in lebendiger aber knapper Darstellung geschildert. Ein breiter Raum ist dagegen im zweiten Teile der Darstellung unserer heutigen Seemacht gewidmet. In anschaulicher Weise wird uns von der Ausbildung der deutschen Matrosen erzählt, von Dienst- und Feierstunden. Das sprichwörtliche Erzählertalent der weitgereisten Seebären kommt in mehreren eingeflochtenen Erzählungen zu seinem Rechte. Kapitel über das Rettungs- und Signalwesen und den Russisch-Japanischen Krieg bilden den Beschluß.

Wenn auch in erster Linie für die reifere männliche Jugend bestimmt, eignet sich das Buch doch seiner ganzen Anlage nach für die weitesten Kreise.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 4 Mark

Probebild aus:

Tanera, Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen (s. S. 6).

Schriften von Karl Tanera

Durch ein Jahrhundert

Drei kriegsgeschichtliche Erzählungen

Bd. I: Wolf der Junker Kriegsgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **6. Auflage.**

Bd. II: Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen

Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **5. Auflage.**

Bd. III: Wolf der Husar des alten Fritz

Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **5. Auflage. (Neuigkeit von 1908.)**

Die erste dieser Erzählungen führt in die Zeit Ludwigs XIV. Mit Sengen und Brennen verwüsteten die französischen Heere die blühenden Gefilde und herrlichen Städte am Rhein. Auch Speyer sinkt in Schutt und Asche, und nur mit Gefahr des Leibes und Lebens rettet sich mit anderen Flüchtlingen die dem Vaterlande treue Familie, der Wolf der Junker angehört.

Der Junker hat in Frankfurt a. M. seine zweite Heimat gefunden und ist hier zu Ehren und Wohlstand gelangt. Sein ältester Sohn, gleichen Namens wie der Vater und von derselben Liebe zum deutschen Vaterlande durchglüht, tritt als Savoyen-Dragoner in das Heer des Prinzen Eugen. Er gewinnt die besondere Gunst des großen Feldherrn und kämpft unter seinen Fahnen im Türkenkriege. Hier zeichnet er sich durch seine todverachtende Tapferkeit aus und erntet reiche äußere Ehren. Davon berichtet der zweite Band.

Der Siebenjährige Krieg bildet die geschichtliche Grundlage der dritten Erzählung. Der Sohn des durch kaiserliche Gnade in den Freiherrnstand erhobenen Dragonerrittmeisters dient im österreichischen Heere, tritt aber, nachdem er durch Mißgeschick veranlaßt die Uniform der Savoyendragoner ausgezogen hat, von Bewunderung für den größten Feldherrn seiner Zeit erfüllt, in preußische Dienste. Wir erleben mit Wolf dem Husaren die Kämpfe bei Prag, Kolin und Roßbach und freuen uns der wohlverdienten Anerkennung, die er bei dem großen Könige findet.

Wenn auch durch die sich „durch ein Jahrhundert“ erstreckende Geschichte der Familie, welcher die Helden der drei Erzählungen angehören, die Bände in einem inneren Zusammenhang stehen (ähnlich wie in Höckers Ahnenschloß, s. S. 9), so bildet doch jeder Band ein selbständiges Ganze, das völlig unabhängig von den übrigen Bänden gelesen und verstanden werden kann.

In Prachtband je 3,50 Mark, geheftet je 2,50 Mark

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Karl Tanera

Der Freiwillige des Iltis Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 13. **Auflage.**

Aus der Prima nach Tientsin Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **5. Auflage.**

Auch in diesen beiden Werken hat sich das Erzählertalent Taneras trefflich bewährt: vielseitige, geradezu unerschöpfliche Gestaltungskraft in Anlage, Fortführung und Abschluß der Handlung und ein warmer vaterländischer Hauch treten in den Erzählungen aufs glänzendste hervor. — „Aus der Prima nach Tientsin" bildet eine völlig selbständige Fortsetzung der Erzählung: „Der Freiwillige des Iltis"; beide Bücher ergänzen die auf Seite 12 angezeigte bekannte Sammlung **Oskar Höckers: „Unsere Deutsche Flotte".**

Mit teilweise neuem Bilderschmuck ist in **3. Auflage** erschienen:

Heinz der Brasilianer Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer, und H. M. Lemme.

Raupenhelm und Pickelhaube Kriegserzählung aus den Jahren 1866, 1870/71. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **4. Auflage.**

Die besonderen Vorzüge dieser Erzählungen beruhen teils auf der strengen Wahrheit des Geschilderten, da der Verfasser nur Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes gibt, teils auf der Frische und Lebendigkeit, mit der die Personen und Ereignisse dem Leser entgegentreten. Durch diese Vorzüge haben die vorstehenden Erzählungen des leider zu früh verstorbenen Verfassers in den weitesten Kreisen ungeteilte Anerkennung gefunden.

Die vorstehenden 4 Bücher kosten in reich ausgestatteten Prachtbänden je 5 Mark, geheftet je 3,50 Mark

Jederzeit kampfbereit! Geschichtliche und militärische Bilder von der Entwicklung der deutschen Wehrkraft. Unter Mitwirkung militärischer Fachmänner geschildert von **Oskar Höcker** und **Arnold Ludwig.** Mit vielen Abbildungen und Schlachtplänen sowie einem Anhang von Armeemärschen. 2. Auflage. In Prachtband 8 Mark, geheftet 6 Mark.

Se. Majestät der Kaiser hat das Buch in großer Zahl zu persönlichen Geschenken verwandt; es sollte in keiner patriotisch gesinnten Familie fehlen.

Der Königsurlauber Eine Geschichte von deutscher Soldatentreue. Jung und alt gewidmet von **Paul Arnold.** Mit vielen Abbildungen. 9. Auflage. Gebunden 1,60 Mark, geheftet 1 Mark.

Friedrich der Dritte, **Deutscher Kaiser und König von Preußen.** Ein Lebensbild, jung und alt gewidmet von D. **Bernhard Rogge,** Kgl. Hofprediger. Mit dem Bildnis des Kaisers und vielen andern Abbildungen. 5. Auflage. Reich gebunden 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Unter der Geißel des Korsen **Bilder aus der Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Deutschlands.** Nach den Erinnerungen seines Großvaters erzählt von **M. Hübner.** Mit Bildern von A. v. Roeßler. 2. Auflage. Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Im Banne des Scherifen

Eine Erzählung aus Marokko von

Alfred Funke

Mit 8 Vollbildern von Johs. Gehrts. 4. Auflage.

Das Land des „Scherifen" hält fortgesetzt die europäische Welt in Spannung. Gern wird daher die Jugend von dem Leben am Hofe des Sultans, von dem Treiben in den Städten und in den Zeltlagern der wilden, räuberischen Nomadenstämme vernehmen, für die jeder „Christenhund" der geborene Feind ist. In Casablanca beginnt die spannende Erzählung, die uns auf Grund authentischer Aufzeichnungen des jetzt wieder viel genannten Dr. Jannasch von den Erlebnissen der ersten deutschen Handelsexpedition nach Marokko, von ihren unsäglichen Leiden bei den wilden Stämmen der Kabylen, von glücklich überstandenen Gefahren und ihrer endlichen Rettung berichtet.

Virtus Romana Erzählung aus dem altrömischen Leben. Der reiferen Jugend gewidmet von **Ludwig Gurlitt.** Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 2. Auflage.

Im Verlauf einer spannenden Handlung, deren Mittelpunkt der sittenstrenge aber vielfach angefeindete Censor Cato und dessen Sohn Markus bilden, führt uns der Verfasser in das Leben und Treiben der Glanzperiode des alten römischen Freistaates, in „Roms Heldenzeit" ein. Durchweg auf wissenschaftlicher Forschung und alter Überlieferung beruhend, bietet das Buch ein verläßliches Bild des bedeutendsten Staatsmanns und Redners seiner Zeit und fördert das allgemeine Verständnis für die römische Geschichte.

Vorstehende Bücher kosten in Prachtband je 5 Mark, geheftet 3,50 Mark

Rinold und Tuiskomar Erzählung aus des Vaterlandes Vorzeit. Der reiferen Jugend gewidmet von **F. Stilke.** Mit zahlreichen Abbildungen. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Diese Erzählung spielt in der Zeit Armins, des Befreiers Deutschlands. „Gerade der historischen und kulturellen Schilderungen wegen erscheint das Buch empfehlenswert. Der jugendliche Leser lernt die Sitten und Gebräuche sowohl der Germanen als auch zum Teil der Römer kennen und kann, unterstützt durch die guten Abbildungen, eine bessere Anschauung gewinnen, als sie der Unterricht meistens geben wird. Die Sprache ist von Begeisterung getragen und edel; bei manchen wichtigen Aussprüchen ist der Stabreim zur Anwendung gelangt und mit Geschick verwendet."

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.
Gesamtverbreitung rund 1/4 Million Exemplare.

Das Ahnenschloß

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten

In neuen Einbänden und mit neuen Bildern von Johannes Gehrts.

I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs** (Aus dem Reformationszeitalter)
II. „ **In heimlichem Bunde** (Aus dem Jahrhundert des großen Krieges)
III. „ **Zwei Riesen der Garde** (Aus der Zeit des Zopfes und der Wachtparade)
IV. „ **Deutsche Treue, welsche Tücke** (Aus der Zeit der Befreiungskriege)

Im „Ahnenschloß" hat Höcker überaus gewandt die Entwicklung deutschen Volks- und Fürstenlebens mit den Geschicken zweier Familien aus dem Elsaß verflochten. Den Nachkommen dieser Familien begegnen wir immer wieder in den einzelnen Erzählungen, deren jede einen wichtigen Geschichtsabschnitt umfaßt, wie dies die vorstehenden Titel kennzeichnen. Es ist dem Verfasser in dieser Jugendschriftenreihe meisterhaft gelungen, im Rahmen fesselnder Erzählungen die Jugend mit wichtigen, noch für uns bedeutungsvollen Ereignissen aus der Geschichte der letzten vier Jahrhunderte vertraut zu machen.

In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark

Der Sieg des Kreuzes

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der Entwicklung des Christentums

Mit Bildern von Prof. A. Baur und Johs. Gehrts.

I. Band: **Unter dem Joche der Cäsaren** (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian)
II. „ **Durch Kampf zum Frieden** (Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian)
III. „ **Zwei Streiter des Herrn** (Aus der Zeit der Merowinger)
IV. „ **Ein deutscher Apostel** (Aus der Zeit des heiligen Bonifatius)
V. „ **Wodans Ende** (Aus der Zeit Karls des Großen)

Die „Bilder", die hier auf Grund der zuverlässigsten Quellen geboten werden, sind keine kurzen, zusammenhangslosen Schilderungen. Nach wohlüberlegtem Plane entwickelt der Verfasser, berufen wie kaum ein anderer Jugendschriftsteller, in fesselnden Erzählungen die unaufhaltsame Ausbreitung der Lehre Christi bis zu ihrer festen Begründung auch im Nordwesten unseres Vaterlandes, bei den kernigen, halsstarrigen Sachsen. Jeder Band behandelt einen bestimmten Zeitabschnitt des Beginns unserer Kirchengeschichte.

In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

In neuen, einheitlichen Einbänden liegen vor:

Merksteine deutschen Bürgertums

Kulturgeschichtliche Bilder aus Mittelalter und Neuzeit

Mit Bildern von Johs. Gehrts und A. v. Roeßler.

I. Band: **Die Brüder der Hansa** (Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes)
II. „ **Auf der Wacht im Osten** (Aus den Zeiten der Polenkämpfe im 14. Jahrh.)
III. „ **Stegreif und Städtebund** (Zeit der Gründung des Rheinischen Städtebundes)
IV. „ **Im goldenen Augsburg** (Blütezeit des Handels und Gewerbes im Mittelalter)
V. „ **Im Zeichen des Bären** (Aus Berlins Vergangenheit)

Während der Hohenstaufen-Kriege und vor allem in der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit" war im Reiche große Verwilderung und Rechtlosigkeit eingerissen. Rudolf von Habsburg führte zwar vorübergehend bessere Zustände herbei; unter seinen Nachfolgern jedoch fühlte der Bürgerstand wieder die Gewalttaten mächtiger Frevler. So wurden die Städte zur Selbsthilfe gedrängt; sie vereinigten sich zu großen Bündnissen, die am kraftvollsten an der Ostsee waren, und hier sich im Hansabunde zusammengeschlossen hatten. So war die Hansa in den Zeiten, da die deutschen Kaiser an den Nordgrenzen des Reiches machtlos waren, das sicherste Bollwerk deutschen Unternehmungsgeistes. Dieses Wirken der Hansa, die freilich auch gegen ihre eigenen Führer, wenn sie schuldig erschienen, mit blutiger Strenge vorging, schildert Höcker im ersten Bande: **„Die Brüder der Hansa".** (Man wolle auch beachten S. 16: **Die deutsche Hanse** von Prof. **Th. Lindner.)**

Im zweiten Bande: **„Auf der Wacht im Osten"** versetzt er uns in die Kämpfe deutscher Bürger gegen polnische Übergriffe. Der Schauplatz dieses Ringens ist vornehmlich Breslau, dessen handelsmächtige Patrizier in all den stürmischen Tagen deutsches Wesen kraftvoll zu schützen, deutschem Handel neue Bahnen zu eröffnen wußten. Die Sicherung Schlesiens vor polnischen Herrschgelüsten war die schönste Frucht dieses Kämpfens.

Der dritte Band: **„Stegreif und Städtebund"** schildert die Gründung des Städtebundes am Rhein. Hier, in den gesegnetsten Gauen unseres Vaterlandes, erwuchsen während der letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts dem friedlichen Bürger die schlimmsten Feinde in den Raubrittern. Endlich schlug auch hier die Stunde der Vergeltung, und auch hier fanden die Bürger der Städte in festem Zusammenschlusse die sichere Abwehr der Gewalttaten.

Im vierten Bande: **„Im goldenen Augsburg"** wird uns ein Bild von dem großartigen Handel Süddeutschlands entrollt. Hier hob sich vor allem Augsburg empor, mit dessen Aufschwung das Wirken des Fuggerschen Hauses eng verbunden ist. Wir lesen in diesem Bande von der Tatkraft der Fugger und von den weitausgedehnten Unternehmungen dieser klugen Kaufherren und ihren Verbindungen, namentlich mit Venedig.

Der fünfte Band: **„Im Zeichen des Bären"**, Oskar Höckers letztes Werk, versetzt uns in verhältnismäßig nahe Zeiten: unsere Reichshauptstadt Berlin kann nicht auf eine Blütezeit im Mittelalter zurückblicken. Aber auch ihr fehlt es keineswegs an fesselnden Erinnerungen, und sie spielt in den Jahrhunderten nach dem Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle in der Entwicklung unseres Volkes. Die Erzählungen dieses letzten Bandes behandeln Ereignisse und Zustände aus den Tagen Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms III.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Probebild aus:
Höcker, Auf der Wacht im Osten.

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

Preußens Heer – Preußens Ehr'!

Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus drei Jahrhunderten

Mit Bildern von R. Knötel, A. v. Roeßler und Prof. Hans W. Schmidt.

I. Band: **Kadett und Feldmarschall** (Der Große Kurfürst und seine Paladine)
II. „ **Husarenkönig und Kürassiergeneral** (Aus der Zeit des „Alten Fritz")
III. „ **Mit Gott für König und Vaterland** (Aus den Tagen der Befreiungskriege)
IV. „ **Im Rock des Königs** (Aus den Jahren 1864, 1866 und 1870/71)

Diese Militärgeschichten haben sich bei der deutschen Jugend als Lieblingsbücher dauernd eingebürgert; da jedoch die äußere Ausstattung dem heutigen Geschmack nicht mehr recht entsprach, wurden die ersten drei Bände mit neuen prächtigen Bildern von Professor Hans W. Schmidt, die ganze Serie außerdem mit neuen stilvollen Einbänden versehen.

Unsere Deutsche Flotte

von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten

Kriegs- und kulturgeschichtliche Bilder. — Mit Bildern von A. v. Roeßler.

I. Bd.: **Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten** (Erzählung aus dem 17. Jahrh.) 7. Aufl.
II. „ **Der Seekadett von Helgoland** (Erzählung aus unsern Tagen) 8. Auflage

Der weitblickende Große Kurfürst hatte die Wichtigkeit einer Kriegsflotte und überseeischer Besitzungen klar erkannt. Seine Unternehmungen in dieser Hinsicht schildert der erste Band. Der Held der Erzählung ist Erich Woke, der sich vom Schiffsjungen bis zum Kapitän emporarbeitet. Fast zweihundert Jahre aber vergingen, ehe das Samenkorn, das der Große Kurfürst gelegt hatte, Früchte trug. Jetzt weht Deutschlands Flagge auf allen Meeren, und weite Gebiete stehen unter Deutschlands Herrschaft. Freud' und Leid unserer Seeleute, Scherz und Ernst des Schiffslebens lernen wir im zweiten Bande kennen; sein Inhalt fesselt besonders dadurch, daß er uns einen Sohn Helgolands vorführt, das ein wichtiger Stützpunkt unserer Flotte geworden ist.

Jeder der obigen Bände kostet in Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark

Friedrich der Große

als Feldherr und Herrscher. Von **Oskar Höcker.** Mit 8 Tonbildern von A. v Roeßler **6. Auflage,** mit zwei illustrierten Anhängen: **Das Heer und die bedeutendsten Generale Friedrichs des Großen.** In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

„Der alte Fritz" ist noch heutzutage volkstümlich wie kaum ein zweiter Herrscher. Seine Lebensgeschichte wird immer wieder gern gelesen, und es liegt bei ihm nahe, über den großartigen kriegerischen Erfolgen seine unermüdliche Tätigkeit im Frieden zu übersehen. Aber auch nach letzterer Seite hin wird der Verfasser dem großen König gerecht. Neben den ruhmgekrönten Feldherrn tritt der kluge Staatsmann, der sorgende Landesvater.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz

Der Held von Roßbach. Von Major a. D. **E. Stünkel.** Mit einem Titelbild nach dem Gemälde von Werner Schuch, einer Übersichtskarte und zwei Schlachtplänen. Geb. 2 Mark.

Die vorliegende Biographie ist auf Grund genauer Quellenstudien bearbeitet und gibt ein treues Bild des berühmten Reitergenerals. Die Darstellung ist fließend und schwungvoll.

Für die reifere männliche Jugend

Für Kaiser und Reich

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus der Zeit Kaiser **Heinrichs IV.** von **Ferdinand Sonnenburg.** Mit vielen Bildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage. Zwei selbständige Bände. In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark.

I. Band: **Berthold der Getreue.** Die Mär von des Königs wehrhaftem Vogt.
II. „ **Irnfried und Erwin.** Wie dem Kaiser die Treuen dienten in den Harzbergen und am Rheinstrom.

Die Erzählungen **Sonnenburgs** stehen denen Höckers an Wert wohl gleich. Der Stoff, dessen Behandlung Schwierigkeiten in Menge bietet, ist aufs sorgfältigste ausgewählt, und beide Bücher singen ein hohes Lied deutscher Treue bis in den Tod. Die Sprache des Verfassers ist edel, voll dichterischen Schwunges, nicht selten hinreißend schön, und gründlichste Vertrautheit mit den geschichtlichen Quellen tritt dem Kundigen allenthalben entgegen. Beide Bücher sind wertvolle Geschenke für die reifere evangelische Jugend.

Heinz Treuaug

Wie er ein Ritter ward, und wie er den Freimut geschwungen hat. Der heranwachsenden Jugend geschildert von **A. Helms.** Mit vielen Bildern. 6. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Die Erzählungen aus der Ritterzeit haben immer das lebhafteste Interesse der Jugend erregt. So fremdartig uns die Anschauungsweise der damaligen Zeit berührt, so liegt doch in den Taten der Ritter ein schöner Kern von Heldenmut und sittlicher Größe, von Mannestreue und Unerschrockenheit. All das tritt uns in der vorliegenden Erzählung entgegen. Heinz Treuaug, frühzeitig seiner Eltern beraubt, findet Aufnahme bei dem edlen Ritter Wulfing von Stubenberg. Er wird hier in allen ritterlichen Künsten unterrichtet und schwingt sein gutes Schwert in den Kämpfen, die nach dem Aussterben der Babenberger um den Besitz der schönen Steiermark ausbrechen. Erst Rudolf von Habsburg gibt nach jahrzehntelangem Zwiste dem Lande den Frieden wieder, nachdem sein mächtigster Gegner, Ottokar von Böhmen, auf dem Marchfelde als ritterlicher Held gefallen ist. So schildert das Buch auch die Begründung der habsburgischen Macht in Österreich. Die interessante, an spannenden Momenten reiche Darstellung sowie die vornehme Ausstattung und der überaus reiche Bilderschmuck haben Heinz Treuaug zu einem Lieblingsbuch der deutschen Jugend gemacht.

Kynstudt

Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens. In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt von **J. Pederzani-Weber.** Mit vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Pederzani-Weber leitet uns in seinem „Kynstudt" mit sicherer Hand in die letzten Kämpfe des Christen- und Heidentums auf deutschem Boden. Wie einst die Sachsen den Bestrebungen Karls des Großen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, der erst nach blutigen Schlachten ein Ende fand, so wurzelte auch vor Jahrhunderten bei den damals noch heidnischen Preußen die christliche Lehre erst dann fest ein, als sie im Schwert der deutschen Ritter sicheren Schutz fand. Und mit dem Christentum zogen Ackerbau und Handel, Gesittung und Bildung in dem fernen Osten ein. Aber erbittert und langwierig waren die Kriege, die namentlich die Litauer gegen die Ordensritter führten, bis der litauische Fürst Kynstudt geendet hatte.

Der Letzte der Mohikaner

Nach **J. F. Cooper** frei für die deutsche Jugend bearbeitet von A. Helms. Mit 12 Tonbildern und sehr vielen Textabbildungen. 2. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Ausstattung und Bearbeitung sind bei dieser Ausgabe des unvergänglichen Werkes besonders wertvoll; bei Bestellung wolle man deshalb ausdrücklich angeben: Verlag von Hirt, Leipzig.

Das Goldland am Klondike

Erlebnisse eines Deutschen in Alaska. Von **J. Pederzani-Weber.** Mit 6 Bildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Kalulu, Prinz, König und Sklave

Szenen aus dem Leben in Zentral-Afrika von H. M. Stanley. Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit 17 Tonbildern. 7. Auflage. Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

In dem **Stanley**schen Buche werden die „Schwarzen" nach ihren guten und schlechten Eigenschaften geschildert, auch die Araber und ihre greuelvollen Sklavenjagden lernen wir kennen. Ein großer Teil der Gebiete, in denen die Erzählung spielt, ist inzwischen unter deutsche Schutzherrschaft (Deutsch-Ostafrika) gekommen.

Mali der Schlangenbändiger

Szenen aus dem ostindischen Leben von L. Rousselet. Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit zahlreichen Bildern. 4. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Rousselets „Mali" versetzt uns in die wichtigste überseeische Besitzung der Engländer. Die geschichtliche Grundlage, auf der die Erzählung sich aufbaut, bildet der furchtbare Aufstand, den der berüchtigte Nena Sahib im Jahre 1857 hervorrief. So findet die deutsche Jugend in dem Buche einerseits ein sonst bei uns weniger bekanntes Stück der Weltgeschichte, anderseits wird ihr darin die fremdartige Wunderwelt Indiens mit seinen Riesenbergen, seinen geheimnisvollen Urwäldern, seinem unerschöpflichen Tierleben, seinen prachtschimmernden Städten am heiligen Ganges in farbenreichen Bildern dargestellt.

Schriften von Friedr. J. Pajeken

Bob der Fallensteller
7. Auflage

Bob der Städtegründer
5. Auflage

Bob der Millionär
5. Auflage

Ein Held der Grenze
4. Auflage

Mit vielen Tonbildern in Holzschnitt nach Zeichnungen von Johs. Gehrts

Vier selbständige Erzählungen aus Nordamerika

Pajeken, der viele Jahre unter den Indianern gelebt, mit ihnen verkehrt, sie mit scharfem Auge beobachtet hat, schildert uns wirkliche Rothäute, wie sie denken und handeln. Wahrheitsgetreu, wie das Leben und Tun der Indianer, malt uns Pajeken auch das der Weißen im fernen Westen, wo mancher ein verfehltes Dasein mit Schrecken beschließt, wenn es ihm nicht gelingt, durch eiserne Willenskraft sich emporzuringen. Die spannenden Erzählungen beruhen streng auf Wahrheit, — ein besonderer Vorzug gegenüber zahlreichen Büchern ähnlichen Inhalts.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Schriften von J. H. D. Kern

In Sturm und Not

Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen. Den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nacherzählt. Mit einem erläuternden Anhang der seemännischen Ausdrücke und vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 6. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Sorgfältig ausgewählte Schilderungen aus dem Leben der Seeleute enthält **„In Sturm und Not“.** Ob im Kampfe mit Sturm und Wellen oder mit habgierigen Seeräubern, immer und überall treffen wir auf kernige, wetterfeste Gestalten, die teilweise freilich noch manchmal in sonderbarem Aberglauben befangen sind, trotz der wohlüberlegten Maßregeln und Kunstgriffe, welche die Kapitäne anwenden, um ihre Leute scheinbar ganz ohne Absicht eines Besseren zu belehren. So gewinnt der Leser ein treues Bild des Lebens der Seefahrer.

Die Geißel der Südsee

Leben und Taten eines Freibeuters der Jetztzeit, der reiferen Jugend erzählt. Mit 12 Tonbildern von Johs. Gehrts. 4. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Was uns in der **„Geißel der Südsee“** erzählt wird, liest sich wie Märchen, wie Gestaltungen einer lebhaften Einbildungskraft, die mit Tatsachen nicht in Einklang zu bringen sind. Und doch ist der Inhalt des außerordentlich spannenden Buches Wahrheit, er beruht auf festgestellten Tatsachen; der belesene und seekundige Verfasser erzählt uns getreu das Tun und Treiben eines Seeräubers der Südsee. Nebenher werden aber auch Land und Leute der Südsee-Inseln geschildert, insonderheit der nunmehr deutschen Samoa-Gruppe.

Schriften von S. Wörishöffer

Das Buch vom braven Mann

Bilder aus dem Seeleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Mit 16 Tonbildern von Johs. Gehrts. 7. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Im **„Buch vom braven Mann“** folgen wir dem Helden der Erzählung von der deutschen Hafenstadt hinaus in die Nordsee und in den atlantischen Ozean, in die Mangroven-Dickichte und zu den Bewohnern des „Schwarzen Erdteils“, um zuletzt das heldenmütige Wirken der braven Seeleute kennen zu lernen, die ihr Leben einsetzen, um das der Schiffbrüchigen zu retten.

Gerettet aus Sibirien

Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Auf Grund einer Erzählung von Améro und Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet. Mit vielen Tonbildern und Textabbildungen. 7. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

„**Gerettet aus Sibirien**“ führt die jugendlichen Leser in die eisigen, menschenarmen Einöden Nordasiens. Die Schilderung der Schicksale unschuldig Verurteilter bringt besonders spannende Momente in die Erzählung.

F. Hirts Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde

Albaner

432 Abbildungen nebst erläuterndem Text, für die Belehrung in Haus und Schule zusammengestellt von Prof. Dr. **Alwin Oppel** und **Arnold Ludwig.** Folio. **25. bis 29. Tausend.** Steif geh. 3 Mark, in Leinwandband 4 Mark.

Inhaltsübersicht: I. **Allgemeine Erdkunde.** 10 Tafeln. II. **Landschaftskunde.** 21 Tafeln. III. **Völkerkunde.** 35 Tafeln. IV. **Wirtschaftskunde und Verkehrswesen.** 20 Tafeln.

Von hohen Schulbehörden ist dies Werk für die heranwachsende Jugend ausdrücklich empfohlen worden.

Das Verständnis dieses reichen Bildermaterials wird sehr erleichtert durch die

Erläuterungen zu F. Hirts Bilderschatz für Haus und Schule von **R. Leite.** 8°. 3. Auflage. Gebund. 1,50 Mk.

Frau von Korfu

F. Hirts Historische Bildertafeln

Für die Belebung des geschichtlichen Unterrichts herausgegeben von mehreren Gelehrten und praktischen Schulmännern. 25 Tafeln Illustrationen mit einem kurzen erläuternden Text Gr. Fol. In Leinwand gebunden 7,50 Mark.

Durch die Wichtigkeit, die dem Geschichtsunterricht in der Schule zuerkannt wird, empfiehlt sich dieses Werk, das das geschichtliche Studium durch die Anschauung beleben und fördern will, als Geschenk für die reifere Jugend.

Das deutsche Land

in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Von Prof. Dr. **J. Kutzen.** 5. Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. **Victor Steinecke.** Mit 179 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 8 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 1908. 560 Seiten. Geheftet 10,50 Mark, gebunden 12,50 Mark.

Umschau in der deutschen Heimat

Bilder des deutschen Landes und des deutschen Volkes von Prof. Dr. **Hentschel** und Prof. Dr. **Märkel.** Mit 127 erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck und 2 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Erschien früher unter dem Titel „Umschau in Heimat und Fremde I. Teil".

E. v. Seydlitz, Handbuch der Geographie

Ausgestattet mit 400 Karten und erläuternden Abbildungen in Photographiedruck sowie 4 Karten und 30 Tafeln in vielfachem Farbendruck. **25. Bearbeitung** unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Direktor Professor Dr. **E. Oehlmann.** 860 Seiten. Leinwandband 6,50 Mark, Halbfranzband 7,50 Mark.

In der vorliegenden Jubiläumsausgabe des „Großen Seydlitz" sind die neueren Forschungsergebnisse überall berücksichtigt und die statistischen Angaben auf Grund der neuesten amtlichen Veröffentlichungen berichtigt und ergänzt. Die Zuverlässigkeit des Inhalts und das reiche Anschauungsmaterial haben das Werk zu einem hervorragenden Hand- und Nachschlagebuche gemacht, das für jede Art von Bibliotheken fast unentbehrlich geworden ist.

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal

Ethnographische und photographische Studienblätter von Dr. Kurt Boeck. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie mit einer Kartenskizze. XVI u. 320 S. Lex. 8°. In elegantem Leinwandband 10 Mark.

Für die Hausbibliothek

Neuigkeit 1909

Kunstbetrachtung an ausgewählten Beispielen. Von **Wilhelm Waetzoldt.** Mit etwa 180 Bildern. In zwei Bänden. 250 u. 112 S. Gebunden ca. 4,50 M. (Im Druck.)

Das neue Buch von Wilhelm Waetzoldt sucht an etwa 180 Beispielen eine Einführung in das Wesen der Kunst zu bieten. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf die sonst üblichen Abschnitte über Architektur, Plastik und Malerei, sondern lehrt auch die graphischen Künste verstehen und würdigen. Der Verfasser berücksichtigte durch Vergleiche, durch Nebeneinanderstellen früher und später Kunstwerke Verständnis zu wecken für die jeder Kunstgattung eigentümlichen Gesetze.

In dem Text finden sich nur Pläne und schematische Zeichnungen, alle Bilder sind in einem besonderen Bande vereinigt und zeichnen sich durch Schönheit und Klarheit vor andern Werken vorteilhaft aus.

Die Kunst des Porträts von **Wilhelm Waetzoldt.** Mit 80 Bildern. Geheftet 12 M., in Geschenkband 14,50 M.

An einer kurzgefaßten Monographie über die Kunst des Porträts hat es bisher gefehlt. Das Buch wird daher nicht nur in den Kreisen der Künstler und Kunstgelehrten, sondern auch bei allen kunstliebenden Laien Anklang finden, namentlich auch mit Rücksicht auf den sachkundig ausgewählten Bilderschmuck, der 80 teils wenig bekannte Porträts in vorzüglicher Wiedergabe enthält.

Grundriß der Kunstgeschichte Insonderheit für höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht von **A. Bohnemann.** Mit 197 Textbildern und einer farbigen Tafel. 2. Auflage. In Geschenkband 4 Mark.

Bohnemanns Kunstgeschichte stellt sich die Aufgabe, in anschaulicher, fließender Schilderung unter Vermeidung alles gelehrten Beiwerks einen Überblick über das gesamte Gebiet der bildenden Künste zu geben, sie will zugleich dem Anfänger sowie demjenigen, der sich mit dem Studium größerer Werke nicht befassen kann, als kurzgefaßtes Nachschlagebuch dienen. Da auf dem Gebiete der Kunst die Anschauung fast alles bedeutet, so ist in richtiger Erkenntnis dieser Tatsache auf die Auswahl und die technische Vervollkommnung des Bildermaterials größte Sorgfalt verwendet worden. In möglichst vollendeter Wiedergabe sind die charakteristischen Kunstwerke der einzelnen Epochen dargestellt und bieten so die beste Ergänzung zu dem mit großer Fachkenntnis bearbeiteten Texte. Mit Rücksicht auf die zunehmende Verbreitung des Grundrisses als Lehrbuch an höheren Schulen, hat der Verfasser von der Aufnahme aller sich für diesen Zweck nicht eignenden Abbildungen abgesehen.

Hauptmerkmale der Baustile von Sem.-Lehrer **J. Schneider** und Architekt **O. Metze.** 10 Tafeln mit gegenüberstehendem Text. Format 30×23 cm. 4.—9. Tausend. Kart. 1,60 Mark; in biegsamem Leinwandband in Lex.-8° (Tafeln gebrochen) 2 Mark.

Tafel I: Ägyptischer Stil. II: Griechischer Stil. III: Römischer Stil. IV: Altchristlicher, Byzantinischer, Maurischer Stil. V: Romanischer Stil. VI: Gotischer Stil. VII: Renaissancestil. VIII: Barockstil. IX: Rokokostil. X: Zopf- und Empirestil. Moderne Linienführung.

Das vorliegende Anschauungsmittel macht sich zur Aufgabe, aus den wichtigsten Entwickelungsperioden der Baukunst diejenigen Objekte zu zeigen, an denen die Eigenart der verschiedenen Stilgattungen am deutlichsten in die Erscheinung tritt. Es bildet zugleich eine vorzügliche Ergänzung zu allen kleineren Kunstgeschichten. Eine große Ausgabe in Wandtafelform (Größe 90×70 cm) ist für Schulzwecke bestimmt.

Die deutsche Hanse von **Theodor Lindner.** Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit Titelbild, 72 Abbildungen im Text und einer Karte in Farbendruck. 3. Auflage. Geheftet 2,25 Mark. In Geschenkband 3 Mark.

Bei dem stetig steigenden Interesse für unser See- und Handelswesen verdient eine so zeitgemäße Arbeit aus berufener Feder um so mehr die allgemeinste Beachtung, als die Geschichte und die Bedeutung der Hanse viel zu wenig bekannt sind und es vielfach nicht genug gewürdigt wird, was deutscher Mut und deutsche Intelligenz in den glorreichen Tagen der Hanse Großes geleistet haben. Um so erwünschter muß es deshalb sein, daß allgemein die Gründe bekannt werden, die zu den großen Erfolgen der Hanse, wie später zu ihrem Niedergange geführt haben. Zahlreiche Abbildungen, zum Teil nach schwer zugänglichen Quellen beschafft, und eine farbige Karte, die das Gebiet der Hanse um 1400 darstellt, geben dem Werke besonderen Wert und erleichtern seine Benutzung. Bibliotheken und Lesehallen werden dasselbe nicht entbehren können, aber auch im Hause, in der Familie sollte dieses in der neuen Ausgabe so preiswerte, für jung wie alt gleich lehrreiche und interessante Buch, das sich in dem geschmackvollen Einbande auch trefflich zum Geschenk eignet, nicht fehlen.

Unser Preußen **Die Entwicklung des preußischen Staates, insonderheit unter der zweihundertjährigen Königsherrschaft der Hohenzollern von L. Hoffmeyer.** Ein starker Oktavband (376 S.) mit 166 Abbildungen, Skizzen und Plänen im Text sowie 7 farbigen Karten. In Prachtband 4 Mark.

„Unser Preußen" bietet für geringen Preis sowohl eine lückenlose, fesselnd geschriebene Geschichte Preußens, als auch eine Fülle wirklich guter Abbildungen und Karten. Es ist damit ein ebenso interessantes wie lehrreiches Werk für die reifere Jugend und zugleich ein recht beachtenswertes Familienbuch geschaffen worden.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

3 Part 2

H/4M 87 850

Otto Rhinow.

Der schwarze Graf

Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege

von

Karl Fr. E. Hempfing

Mit 8 Bildern von Prof. Hans W. Schmidt

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig
1910